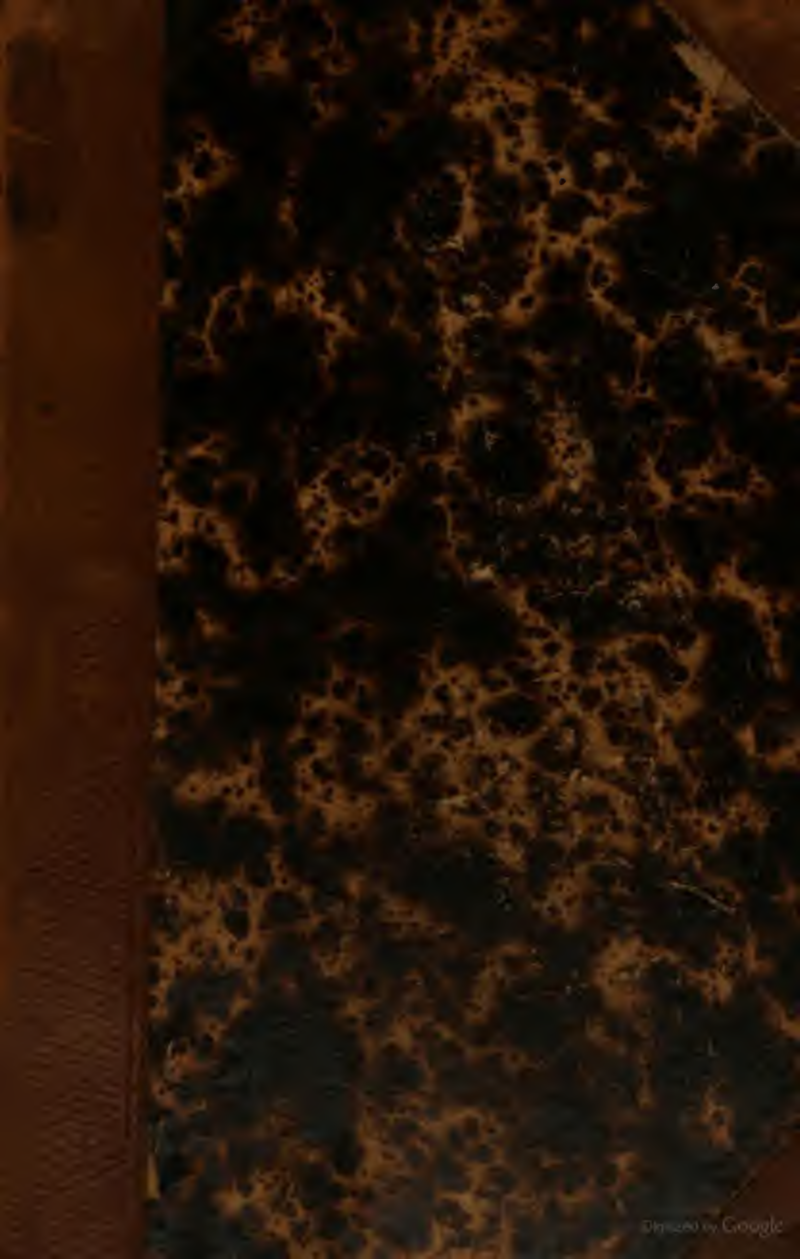


Annegarn

J. Annegarn's allgemeine Weltgeschichte

für die

katholische Jugend und für Erwachsene.

Vierte Ausgabe, abermals bedeutend erweitert und verbessert

von

Heinrich Oberhage,
Pfarr-Dechant zu Werne.

Zweiter Band:

Von Cyrus bis Alexander d. Gr.

Münster, 1850.
Druck und Verlag der Theissingschen Buchhandlung.



Alte Geschichte.

Fünfter Zeitraum.

Von Cyrus bis Alexander.

(Eine Periode von 222 Jahren.)

(Vor Christus 555—333.)

§ 1.

Einleitung.

Wir kommen in der Weltgeschichte zu immer wichtigeren Begebenheiten. Die Aegypter haben ihre Rolle freilich ausgespielt, auch die Phönizier; und die Israeliten schmachten in der Gefangenschaft. Aber jetzt werden die Griechen recht in ihrer Größe auftreten, Athen wird der Schauplatz der Haupthandlung sein — aus Asien wird er nach Europa versetzt. Großes und Schönes werden die Griechen leisten und schaffen, und dadurch wohlthätig auf die Menschheit einwirken. Sie werden ihr eine neue Richtung geben. Was sie in der Kunst, in der Weltweisheit, in der Ausbildung ihrer schönen Sprache für die Dichtkunst wie die Prosa, was sie endlich im Staatsleben hervorbringen und ausführen werden, das muß unsere Anerkennung und hohe Bewunderung erregen, und wenn die Griechen ihre unsterblichen Thaten verrichtet haben, so werden auch sie untergehen.

Fürs Erste werden wir aber noch Asien im Auge behalten müssen. Da herrschen jetzt die gewaltigen Babylonier, wie wir beim Schlusse des vorigen Zeitraumes erwähnt haben. Bald werden wir dort ein noch kräftigeres Herrschervolk auftreten sehen. Wir wollen nur gleich beginnen.

Die Meder und Perser.

§ 2.

Der Meder Dejoces.

(708—655.)

In dem rauhen, theilweise aber auch reizenden und fruchtbaren Medien, deren Bewohner nach Herodot, unter allen der assyrischen Herrschaft unterworfenen Völkern die ersten sind, die unter Anführung von Arbaces sich die Freiheit errangen, war jetzt der König mit den meisten Großen während eines Krieges ums Leben gekommen; nur Handwerker und Landleute blieben übrig, und diese hatten keine Lust, sich wieder einen König zu wählen. Sie wollten frei sein — jeder wollte thun, was ihm beliebte.

Eine Weile ging dies recht gut, aber bald kam es anders. Unter den Medern gabs Leute, die das Arbeiten scheuten. Hatten sie Hunger oder sonst Noth, so beraubten sie die Arbeitsamen. Widersetzte man sich ihnen, so brauchten sie Gewalt. — Auch die Besseren des Landes geriethen wohl in Streit über die Gränzen ihrer Aecker, oder sagten sich in der Hitze ein Schimpfwort. Da kams gleich zu Gewaltthätigkeiten, oft zum Morde. Die Verwandten des Erschlagenen traten als Rächer auf, und ruhten nicht eher, bis der Mörder aus der Welt geschafft war, ganze Dörfer bekriegten sich oft, und die Rache erbte auf Kinder und Kindeskinder fort. Kaufleute und Handwerker zogen aus dem mörderischen Lande, aber auch der Landmann mußte auf dem Felde seine Waffen tragen, weil ein feindseliger Nachbar ihn überfallen konnte, und durfte des Nachts nicht ruhig schlafen. Da hörten die benachbarten Völker von der Unordnung in Medien, fielen ins Land ein, schleppten Menschen und Vieh weg, und was sie nicht fortbringen konnten, vernichteten sie mit Feuer und Schwert. Die Meder griffen freilich auch zu den Waffen; aber weil jedes Dorf sich nur für sich wehrte, so verloren sie fast immer. Gewannen sie auch einmal, so hatten sie im Sommer ihre Arbeit versäumt, ihre Felder lagen öde, und im Winter mußten sie hungern oder rauben. Auch der Fluß, welcher durch ihr

Land strömte, trat oft aus, und verwüstete ihre Aecker. Obrigkeiten waren nicht da, die Leute zur Eindämmung der Ufer anzuhalten. Das Dorf, in welchem der Fluß zuerst durchbrach, war allein zu schwach, den Damm herzustellen, und die andern sagten: „Was geht uns euer Dorf an?“ Täglich wurde das Elend größer: Hunger und Mord raffte die Menschen weg, alle Liebe und Freude war entflohen, am Ende glich das Land einer Wüste.

„Das muß anders werden, meine Freunde! — sagte bei einer Zusammenkunft einmal ein alter Mann — laßt uns einen Bund mit einander machen, laßt uns einer dem andern versprechen, ihm nicht mehr an seiner Person und an seinem Eigenthum schaden zu wollen. Wünscht ihr nicht alle Ruhe? Ihr könnet sie haben, wenn jeder sie dem andern gewährt.“

Der Vortrag des Alten schien zu gefallen. Aber ein anderer erhob sich, und sprach: Versprechen können wir das wohl, aber werden es auch alle halten? Wenn mein Nachbar mich anfällt, soll ich das dulden, soll ich mich nicht wehren?

„Weder du sollst deinem Sinne folgen — entgegnete der Alte — noch der andere seinem Sinne. Eins ist, Freunde, was uns besonders noth thut! Wir müssen einen Richter haben, sonst ist des Streitens unter uns kein Ende.“

Wer soll denn dieser Richter sein? riefen bald mehrere Stimmen. Alles schwieg.

Der Bewohner jener einsamen Hütte dort am Walde! — rief endlich eine einzelne Simme — der so oft zum Frieden rieth, und der immer mit uns gegen die Feinde ausrückte, wenn er selbst auch keinen Schaden gelitten hatte. Kennet ihr den edeln Dejoces nicht?

Die Wahl erhielt Beifall. Die Meder versprachen, sich einander in Ruhe zu lassen, und wenn sie Streit bekämen, so wollten sie zum Dejoces gehen, der sollte ihr Richter sein.

So thaten nun auch viele, aber nicht alle. Manche kamen gar nicht zu ihm, wenn sie Streit hatten; andere waren mit seinem Ausspruche nicht zufrieden, und suchten durch Gewalt sich zu helfen, wie zuvor; und wenn Dejoces alle zum Kriege aufrief, oder sie zum Eindämmen des Flusses, zum Erbauen nöthiger Brücken bestellte, so blieb mancher aus.

Da sprachen die Besseren unter den Medern; „Was hilft uns ein Richter, dem nur gehorcht, wem es beliebt?" — Und einige starke Männer traten an seine Seite: wer nun gegen die Befehle des Richters handelte, gegen den erhoben sie ihren gewaffneten Arm. Jetzt gewannen Ruhe und Einigkeit wieder die Oberhand; jeder lag ruhig seinem Geschäfte ob, und fürchtete den Richter. Weil Dejoces und seine Gehülfen mit den öffentlichen Angelegenheiten so sehr beschäftigt waren, daß sie ihre eigenen Felder nicht bebauen, und also ihren Unterhalt nicht verdienen konnten, so legten die Meder auch gern so viel zusammen, daß dieselben anständig zu leben vermochten.

Dejoces war nun Richter oder vielmehr König von Medien, und man muß gestehen, daß er zu regieren verstand. Um seinen Unterthanen Ehrfurcht einzuflößen, ließ er sich vor ihnen nur selten sehen, und alle Gesuche mußten durch die zweite oder dritte Hand an ihn kommen. Selbst seine Vertrauten durften sich ihm nur schüchtern nahen, und in seiner Gegenwart nicht niesen oder ausspeien, bei schwerer Strafe. Er bauete eine neue Hauptstadt des Reiches, Ecbatana, am Berge Orontes, die vier Meilen im Umfange hatte. Die Burg lag auf der Spitze des Berges, und um den Berg lagen die Bezirke der Stadt wie sechs Ringe, durch Mauern von einander gesondert. Die eine Mauer ragte immer über die andere hervor, und die Zinnen waren von besonderer Farbe: die Zinne der äussersten Mauer war weiß, der zweiten schwarz, der dritten hellroth, der vierten blau, der fünften dunkelroth, der sechsten versilbert, der siebten vergoldet. Das Schloß stand im innersten Bezirke zunächst der Burg, war mit silbernen Ziegeln gedeckt — aus denen später nach einer Plünderung 4000 Talente Münzen geschlagen wurden — und das Innere des Schlosses war ganz mit Silber und Gold belegt, alles Holz war Cedern oder Cypressen.

Dem Dejoces folgte sein Sohn Phraortes, der die Perser und andere Völker unterjochte. Im Kriege gegen die Assyrier kam er um. Sein Sohn und Nachfolger war der kriegerische Cyaxares (633—593). Um den Tod seines Vaters zu rächen, zog er mit einem großen Heere gegen

Ninive. Schon war er mit der Belagerung beschäftigt, da ergossen sich, wie Wellen des sturmbewegten Meeres, große Schwärme der kriegerrischen und wilden Scythen von Norden her, die den Medern unterworfenen Länder überschwemmend. Cyaxares ward überwunden, und 28 Jahre lang beraubten und mißhandelten die scythischen Horden die Völker bis zur Gränze Aegyptens hin. Sie wurden endlich vertrieben, nachdem der Mederkönig, ihre Häupter berauscht gemacht und erschlagen hatte. Nun konnte er seine früher vereitelten Pläne ausführen. In Verbindung mit Nabopalasar, gewann er Ninive, und machte dem assyrischen Reiche ein gänzliches Ende, wie bereits erzählt ist. (1625.) Im Kriege mit Aliottes von Lydien gewann er den Halys als Westgränze des Reiches. Cyaxares starb nach einer vierzigjährigen Regierung, und hinterließ das mächtige Mederreich seinem Sohne Astyages. Nun werden die Ereignisse noch wichtiger. Wir wollen die Geschichte des Cyrus zuerst meist nach griechischen Geschichschreibern erzählen, weil sie so in der Regel in den Geschichtbüchern mitgetheilt wird, und sich angenehm ausnimmt, bemerken indeß schon gleich, daß hier manches Märchen- und Sagenhafte und Irrige mitunterläuft. Am Schlusse wollen wir Andeutungen der heiligen Schrift benutzen, und so den Kern aus der Schale zu bringen suchen.

§ 3.

Cyrus der Perser.

Astyages träumte einmal, seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, an denen es im Morgenlande nie gefehlt hat, diesen Traum vor, und sie deuteten ihn so: Mandane würde einen Sohn gebären, der ganz Asien beherrschen würde. — „Das sei ferne! — dachte Astyages — der könnte am Ende mich selbst vom Throne stoßen, denn ich beherrsche ja auch einen Theil von Asien. Nein, nein, das muß man verhindern! Mandane soll hier gar nicht heirathen; nach der kleinen Landschaft Persis

(Persien) will ich sie schicken, und ihr da einen unangesehenen Mann von mittelmäßigem Vermögen aussuchen."

Er thats, und vermählte sie mit dem Kambyses, einem Perser von ziemlich geringem Stande. Aber fortwährend plagte ihn der Argwohn: es war noch kein Jahr verflossen, da ließ er seine Tochter aus Persien wieder zu sich kommen, die auch wirklich bald darauf einen Sohn gebar. „Ha! — sagte der elende Astyages, indem er seinen Enkel in den Armen hielt — du sollst mir wahrlich die Herrschaft nicht nehmen. Komm, Harpagus, nimm diesen Knaben in dein Haus, tödte ihn sogleich, und begrabe ihn. Aber wehe dir, wenn du mich hintergehst!"

Der treue Diener verneigte sich tief vor seinem nichtswürdigen Herrn, und nahm das unschuldige Knäbchen mit sich. Das arme Kind jammerte ihn: er war zu weichherzig, es selbst zu ermorden, und hatte doch auch nicht das Herz, ein ganz ehrlicher Mann zu sein. Das Kind muß sterben — dachte er — sonst bin ich unglücklich; mag es also, wenn ich es nur nicht selbst erwürge! — Er ließ sogleich den Kuhhirten des Astyages zu sich kommen, und befahl diesem im Namen des Königs, den Knaben in den Wald zu tragen, wo die wilden Thiere am häufigsten wären. „Du mußt sterben — fügte Harpagus hinzu — wenn du nicht des Königs Willen thust; ich selbst werde nachsehen, wohin du das Kind getragen haben wirst."

Der Kuhhirt kam nach Hause, und erzählte alles seinem Weibe. Diese fiel ihrem Manne zu Füßen, und bat ihn flehend, das Knäblein zu erhalten, legte ihm ihr todtgebornes Kind hin, das sie während seiner Abwesenheit geboren hatte, und sprach: „Lieber, bekleide doch dieses mit dem köstlichen Gewande, und trag es in den Wald; da mag es Harpagus sehen, und die Hyänen mögen es fressen; aber dies Söhnlein der unglücklichen Königstochter laß uns an unsers Kindes Statt erziehen. Gib Acht, die Götter werden uns dafür segnen, daß wir Erbarmen üben."

Der Mann gab nach. Er setzte sein todtes Kind im köstlichen Kleidchen des Fürstensohnes aus. Harpagus ließ nachsehen, und als er hörte, das Kind sei todt, so ließ er es begraben.

Der Enkel des Astyages wuchs indessen in voller Schön-

heit und Stärke auf, und beherrschte bald durch Verstand, Muth und hohe Gesinnung alle übrigen Hirtenknaben. Wenn er mit diesen spielte, so ward er allemal einstimmig zum Richter oder Könige gewählt, und vertheilte unter die übrigen die ihnen angemessenen Aemter. Einmal mischte sich der Sohn eines reichen Meders aus der Hauptstadt mit in das Kriegsspiel dieser Hirtenknaben. Der kleine König wies ihm ein Geschäft an, und da derselbe nicht that, was ihm aufgetragen war, so ließ jener ihn tüchtig auspeitschen. Das klagte der Edelknabe zu Hause seinem Vater; der Vater klagte es dem Könige, und der König schickte zum Kuhhirten hinaus, und ließ ihn sagen, er möchte ihm doch einmal seinen ungerathenen Sohn hereinschicken.

Der muthige Knabe stellte sich dreist vor seinen unbekannten Großvater. Wie hast du dich unterstehen können — fuhr dieser ihn an — den Sohn eines vornehmen Mannes, der bei mir in großen Ehren steht, so zu mißhandeln? — „O Herr! — sagte der Knabe freimüthig: ich that ihm dies mit Recht. Ich war König in dem Spiele; alle anderen gehorchten mir, nur dieser nicht. Sage also selbst, was für ein König wäre ich gewesen, wenn ich ihn nicht bestraft hätte?"

Astyages sah den kühnen Knaben näher an, und wie ein Blitzstrahl fiel ihm plötzlich die Aehnlichkeit seiner Züge mit den Zügen Mandanens aufs Herz. Er fragte nach dessen Alter; das stimmte genau — der Gang, die Stimme, alles verrieth die königliche Abkunft. Höre Mensch! schrie der König seinem Kuhhirten zu: dieser kann dein Sohn nicht sein. — „Ja freilich, Herr! wessen sonst?" — He, Trabanten! greift den Lügner! — „Ach nein, nein, Herr! ich will euch alles bekennen!" — Und nun erzählte er, wie er zu dem Kinde gekommen sei, und der König stellte sich beruhigt, schickte den Knaben sammt dem Hirten fort und ließ den Harpagus kommen. Dieser mußte ihm jetzt noch einmal umständlich erzählen, was er damals mit dem neugebornen Kindlein vorgenommen, und Astyages sagte darauf mit verstellter Gelassenheit:

„Es ist dir seltsam mit dem Knaben gegangen, Harpagus; er lebt noch, und ich habe ihn heut gesehen. Es ist

mir nun auch recht lieb, daß ich sein Blut nicht vergossen habe, ja ich bin über die Entdeckung so erfreut, daß ich den Göttern dafür ein großes Dankopfer bringen will. Du wirst heut Abend bei dem Opfermahle mein Gast sein, und zuvor kannst du mir deinen Sohn herschicken, damit er als Spielkamerad meinem Enkel die Zeit vertreibe."

Harpagus ging vergnügt nach Hause, erzählte seiner Frau, welche Gnade ihm der König heute erweise, und schickte sein einziges Söhnchen gleich aufs Schloß, mit dem Prinzen zu spielen. Am Abend fand sich Harpagus beim Könige zur Mahlzeit ein. Die übrigen Gäste wurden mit Schöpsenfleische bewirthet, nur er fand auf seinem Tische einen ganz vorzüglichen Ehrenbraten. Als er denselben verzehrt hatte, fragte ihn der König, wie ihm sein Gericht geschmeckt hätte. Der Diener versicherte, es hätte ihm sehr wohl geschmeckt. — „Weißt du auch, von welchem Wildpret du gegessen hast?" — Nein, mein König! — „O, gebt ihm doch das Uebrige!" Und sieh, die Diener brachten dem Harpagus in einem verdeckten Korbe den Kopf, die Arme und die Beine — seines Söhnchens. — Abscheuliche Tyrannei! Aber an solche Beherrscher waren die Meder gewohnt. Ihr erster König Dejoces hatte ihnen ja schon das Lachen und Ausspucken verboten.

Astyages fragte nun in Betreff des Cyrus — denn so ward der Wiedergefundene genannt — abermals seine Magier. Diese meinten, da Cyrus bereits König gewesen wäre, nämlich im Spiele, so habe Astyages nichts mehr von ihm zu befürchten. Der König hielt also den Knaben eine Zeitlang am Hofe, ergötzte sich an seinen kindischen Schwänken, und schickte ihn endlich seinen Eltern nach Persien zurück. Vater und Mutter hatten ihn längst todt geglaubt, und geriethen in eine außerordentliche Freude.

Von dem Aufenthalte des Knaben am Königshofe müssen wir doch einiges mittheilen. Astyages hatte ihn nämlich nebst seiner Mutter einige Zeit nachher zum Besuche eingeladen. Es kam ihm, der in der ursprünglich sehr strengen persischen Sitte erzogen war, wunderlich vor, weibischen Putz und Weichlichkeit bei den Medern zu erblicken. Auf glänzendem Throne saß Astyages, seine Wan-

gen, Lippen und Stirne waren bemalt, goldene Ketten zierten seinen Hals, Armbänder die Hände. Wie Cyrus ins Gemach trat, lief er auf den geschmückten König zu, umarmte ihn und rief aus: „Welchen schönen Großvater ich habe!" Seine Mutter fragte ihn lächend, ob jener denn schöner sei, als sein Vater. „Unter den Persern, erwiderte der Knabe schlau, ist mein Vater der schönste, aber unter den Medern der Großvater." Diesem gefiel die Antwort. Cyrus wurde reichlich von ihm beschenkt, und mußte bei der Tafel neben ihm sitzen. Da konnte er sich nicht genug über die Menge der Speisen verwundern, und sah lange schweigend zu. Endlich bemerkte er dem Könige: „Großvater, wie viele Mühe hast du doch, satt zu werden, wenn du von Allem genießen mußt!" Lächelnd entgegnete Astyages: „Glaubst du denn, daß diese Tafel nicht besser sei, als eure persischen Mahlzeiten?" — „Ich weiß nicht, meinte Cyrus, aber wir werden weit geschwinder und leichter satt, als ihr. Uns genügt dazu Brod und Fleisch; ihr aber, wie müßt ihr euch quälen, bis ihr so weit kommt'" — Der Großvater erlaubte ihm, Speisen unter die Diener zu vertheilen; nur den Mundschenk Sakas überging er. Da fragte der König den Knaben: „Warum gibst du denn diesem nichts, den ich doch so lieb habe?" — „Warum hast du ihn lieb?" entgegnete Cyrus. Der König: „Bemerkst du nicht, wie schön er den Wein eingießt, kostet und mir darreicht?" Cyrus: „Das kann ich so gut, als er, ja noch besser; — denn ich will dir den Becher nicht erst halb austrinken, wie jener." Nun nahm der Knabe den Becher, goß aus der Schaale Wein hinein und reichte ihn dem Könige. Dieser sprach: „Du mußt den Wein erst kosten." — Cyrus: „Das lasse ich wohl bleiben, denn es ist Gift darin. Ich sah das neulich bei deinem Gastmahl." — Astyages: „Wie so?" — Cyrus: „Habt ihr schon vergessen, wie ihr von Verstand und Sinnen kamet, nachdem er euch zu trinken gegeben hatte?" Welch ein Lärm! Wie lärmten und lachten alle durcheinander! Die Sänger schrien sich heiser, und doch riest ihr alle: Wunderschön! So lange ihr saßet, rühmte Jeder seine Stärke; sobald ihr aufstandet zum Tanzen, fielet ihr über eure eigenen Füße. Ihr wußtet alle nicht mehr;

wer ihr seid; du nicht, daß du König bist, die nicht, daß sie Unterthanen sind." Astyages: „Aber wenn dein Vater trinkt, berauscht er sich nie?" — Cyrus: „Nie!" — Astyages: „Und was macht er dann?" Cyrus: „Er hört auf, zu dursten, sonst nichts."

Als Cyrus erwachsen war, erhielt er einmal vom Harpagus aus Medien einen Hasen zum Geschenke, den er, wie der Bote sagte, in Niemands Gegenwart aufschneiden sollte. Und sieh da! In dem Hasen war ein Brief von Harpagus, er möge die Perser zum Abfalle von der medischen Herrschaft bewegen, und dann seinen nichtswürdigen, unnatürlichen Großvater selbst mit Krieg überziehen.

Längst hatte der junge Held ähnliche Gedanken gehegt; denn die Sehnsucht, an dem Astyages Rache zu üben, und der Welt die Freude zu bereiten, einen abscheulichen Tyrannen gestürzt zu sehen, diese Sehnsucht brannte Tag und Nacht in seiner Seele. Da goß der Brief des Harpagus ihm Kühnheit und feste Entschlossenheit ins Herz. Er ließ die Häupter der Perser versammeln, trat mit dem Briefe unter sie, und sprach: „Ihr Perser kraft dieses Briefes bin ich vom Astyages zu euerm Heerführer ernannt, und somit befehle ich, daß morgen ein jeder auf dem dornigen Felde, welches dort hinter den Bergen liegt, mit einer Sichel sich einfinde." — Sie kamen, und mußten den ganzen Tag im Schweiße auf der Erde liegen, das weite unzugängliche Feld von Dornsträuchen zu reinigen. Nach vollbrachter Arbeit hieß Cyrus sie, den folgenden Tag reinlich und in ihren besten Kleidern wiederkommen. Diesmal durften sie im weichen Grase sich lagern, und er gab ihnen eine Menge Vieh aus der Heerde seines Vaters zum Besten, und sie schlachteten, kochten und brateten, aßen und tranken, und ließen den Cyrus hoch leben.

„Nun Kinder — sagte dieser — welcher Tag war besser, gestern oder heut?" — O! schrien sie alle, das ist keine Frage. Gestern sind wir Sclaven gewesen, und heut haben wir nichts als Vergnügen gehabt.

„Nun, wohlan denn, brave Landsleute! — rief Cyrus aus — folget mir! Sclaven werdet ihr sein, so lange der Wüthrich Astyages euer Herr ist; aber viele Tage wie der heu-

tige war, will ich euch geben, wenn ihr mir beistehen, und jenem Tyrannen den Gehorsam aufkündigen wollet. Zaget nicht, das Glück ist mit mir, und die Gottheit wird uns schützen."

Die Perser gehorchten gern, jagten den medischen Statthalter aus dem Lande, und riefen den Cyrus zu ihrem Könige aus. Astyages hörte es, und ließ ihn vor sich fordern. „O ja!" antwortete er: „ich werde eher bei ihm sein, als er's wünschen wird." Astyages bewaffnete nun sogleich seine Meder, und schickte sie nach Persien, und zwar unter der Anführung seines alten treuen — Harpagus. Dieser zog mit dem Heere nach Persien, und ging gleich zum Cyrus über, und als die Meder das sahen, folgte ihm ein Theil, der andere ergriff die Flucht. Astyages vernahm es, ließ alle Magier kreuzigen, die ihm gerathen hatten, den Cyrus leben zu lassen, machte sich dann selbst mit einer andern Heerschaar auf; und lieferte den Persern ein Treffen; allein er ward geschlagen und gefangen. Cyrus ließ sich gleich zum Könige von Persien und Medien ausrufen, und eine allgemeine Freude erfüllte das ganze Land. Harpagus war kleindenkend genug, den Astyages in seinem Unglücke zu verhöhnen; aber Cyrus, edlerer Natur, behandelte ihn mit Achtung, und hielt ihn in seinem Hause, bis er starb. Auch morgenländische Schriftsteller wissen von Cyrus, den sie Kai=Kosru nennen, viel Schönes zu erzählen. So soll er in seinem Gemache diese vortreffliche Inschrift angebracht haben: „Fassen wir von uns keine zu hohe Meinung, weil wir höher stehen, als die gewöhnlichen Menschen: denn wir sind unserer Krone nicht gewisser, als sie ihres Besitzes. Die Krone, welche vor mir von den Häuptern so vieler Herrscher getragen worden, und nun das meine ziert, wird auf die Häupter meiner Nachfolger übergehen; O König! sei darum nicht eitel, auf ein so ungewißes und vergängliches Gut!"

Wie edel aber auch ein junger Kriegesheld sein und denken mag, so artet doch bald sein schöner Charakter aus, wenn er, durch fortdauerndes Glück stolz gemacht, nur von Eroberung zu Eroberung schreitet. Da fragt er nicht mehr: Ist es wohl recht und gut, daß ich den friedlichen Nachbar angreife, der mir nichts gethan hat? Oder wäre es nicht besser, mein eigenes Volk mit Weisheit und Milde zu regie-

ren, als fremde Völker mit Gewalt und Mord zu meinen Unterthanen zu machen? — So auch Cyrus. Seine unersättliche Eroberungssucht hörte nur mit seinem Leben auf. Nachdem Persien und Medien sein waren, ging er gleich auf das große Reich des Krösus in Kleinasien los.

§ 4.

König Krösus in Lydien.

Dieser König fand sein Reich auch nicht groß genug, wie er es von seinem Vater geerbt hatte. Er war also mit einer Kriegsmacht in die benachbarten Länder gefallen, und hatte eins nach dem andern erobert. Ob das recht sei, darnach fragte er nicht; genug, er wurde allmälig Herr über 14 Völkerschaften, und sein Reich erstreckte sich bis an den Fluß Halys, nahm also den größten Theil von Kleinasien ein. Dabei hatte er aus allen bezwungenen Städten so viel Gold und Silber zusammengeplündert, daß er sich für den reichsten Mann auf der Erde hielt, und darüber eine ganz ungemeine Freude empfand.

Da kam einmal ein weiser Mann aus Griechenland zu ihm nach Sardes, nämlich Solon. Die vortrefflichen Gesetze, die dieser den Athenern gegeben, und seine hohe Weisheit hatten ihm auch außerhalb seines Vaterlandes allgemeine Ehrfurcht und einen weit verbreiteten Ruhm erworben. Von einem solchen Manne gerühmt zu werden, dünkte dem Krösus nichts Kleines; er führte ihn überall in seiner Schatzkammer herum, und zeigte sich ihm in seiner ganzen Herrlichkeit. — Nun sage mir, fragte er den Solon, nachdem dieser alles gesehen hatte — wen hältst du für den glücklichsten Menschen unter allen, die dir auf deinen Reisen jemals vorgekommen sind?

Solon heuchelte nicht, und sagte: „Den Tellus, einen Athener."

Wie so? fragte Krösus, schon etwas verdrießlich.

„Dieser Tellus — antwortete Solon — war brav und in der Stadt geehrt, hatte schöne und tugendhafte Söhne, und von diesen sah er wieder gute Kinder, die alle am Le-

ben blieben. Das rühmlichste Ende krönte seine Tage: er half bei Eleusis die Feinde schlagen, starb im Siegen, und wurde von seinen Mitbürgern ehrenvoll begraben."

So, so! entgegnete Krösus noch betroffener. Aber sage mir doch, du weiser Mann, wer scheint dir wohl der Glücklichste nach dem Tellus? — Nun wird er mich doch nennen, dachte dr König.

Solon sprach: „Nach dem Tellus? O laß dir von den glücklichen Brüdern Kleobis und Biton erzählen! Ihre Mutter war Priesterinn der Here zu Argos, und ließ sich nach bestehender Sitte an Opferfesten von zwei Stieren zum Tempel fahren. Einmal am großen Feste der Here kamen die Stierenicht zur rechten Zeit. Da nun die Sache keinen Aufschub litt, so spannten sich beide braven Söhne selbst vor den Wagen, und zogen ihre Mutter im raschen Laufe, mehr als 80 Stadien (2 Meilen) weit, nach dem Tempel hin. Das Volk, welches diesen rührenden Auftritt sah, brach in lautes Beifallsgeschrei aus; die Männer drückten den edlen Jünglingen die Hände, und die Weiber wünschten der Mutter Glück, solche Söhne zu haben. Die gute Frau selbst stieg weinend aus dem Wagen, umfaßte das Bild der Göttinn im Tempel, und betete mit Inbrunst: Erhabene Here, o schenke meinen guten Söhnen für ihre heutige Edelthat das beste Loos, das Sterbliche treffen kann! — Und sieh! die beiden Brüder waren im Tempel vor Mattigkeit eingeschlummert. Nach vollbrachtem Opfer wollte man sie wecken, aber sie erwachten nicht wieder. — Sage mir, Krösus, kann es etwas Glücklicheres geben, als so sanft sterben, und gleich nach einer schönen That sterben?"

Freilich wohl, versetzte der König: aber ich weiß nicht, Solon, du antwortest mir durchaus nicht, wie ich's erwartet hätte. Kurz! Siehst du denn alle meine Reichthümer so verächtlich an, daß du mich gar nicht für glücklich hältst, und mir sogar ein paar gemeine Leute aus Griechenland vorziehst?

„O Krösus! anwortete Solon, oft ist ein armer Mann weit glücklicher, als ein reicher, und dann bedenke ich immer, daß das menschliche Leben oft über 70 Jahre währt, und daß zu jedem Jahre 365 Tage gehören. In so viel tausend Tagen kann sich vieles ändern. Es wäre also sehr

unbesonnen, von der Glückseligkeit eines Menschen zu urtheilen, bevor man gesehen, welchen Gebrauch er von seinen Gütern mache, und welches Ende er nehme. Keiner kann glücklich genannt werden vor seinem Tode."

Dem Krösus wollte es durchaus nicht einleuchten, warum man diesen Schwätzer in Griechenland einen Weisen nenne, und er entließ ihn schon nach kurzem Verweilen.

Aber nur zu bald lernte er Solons Weisheit verstehen, denn vieles Unglück war dem Glücklichen aufbehalten. Sein hoffnungsvoller Sohn ward auf der Jagd unversehens mit einem Wurfspieße getödtet. Alle Schätze konnten den gebeugten Vater über diesen Verlust nicht trösten, denn er hatte keinen solchen Sohn mehr. Sein zweiter Sohn war leider taub und stumm.

Einige Jahre nachher hörte er von den großen Staatsumwälzungen in Medien und Persien, wie der unternehmende junge Cyrus in seiner Nachbarschaft als ein bedenklicher Nebenbuhler auftrat, und eine Macht zusammen brachte, die in Asien ihres Gleichen noch nicht gehabt hatte. Krösus glaubte dieser Macht Einhalt thun zu müssen, ehe sie seinem eigenen Reiche gefährlich würde; doch wollte er nichts ohne Bewilligung des Orakels des Apollo zu Delphi unternehmen, den er indessen erst prüfte, ob ihm auch zu trauen sei. Er sandte Boten hin, die zu einer bestimmten Stunde das Orakel fragen mußten, was der König in diesem Augenblicke zu Sardes beginne. Krösus nahm sich aber vor, in dieser Stunde etwas so Ungewöhnliches zu thun, daß Niemand darauf verfallen könnte: er kochte eine Schildkröte und ein Lamm in einem kupfernen Kessel, denn er mit einer kupfernen Stülpe zudeckte. Wie mag es wohl zugegangen sein, daß Apollo solches errieth? Er gab durch seine Priester ganz richtig zur Antwort:

Nimmer die Tiefe des Meeres entgeht mir, die Menge des Sandes;
Sprachlosbleibende hör' ich, versteh' Taubstumme nicht minder.
Mir zur Nase nun dringt Schildkrötengedüfte herüber,
Mit Lammfleisch zusammen vereint gekochet in Kupfer,
Untergesetzt ist Kupfer, und Kupfer auch drüber gedecket.

Um den Apollo, den er durch eine so verfängliche Frage beleidigt haben konnte, zu versöhnen, opferte er ihm auf einmal 3000 Stück auserlesenen Schlachtviehes, thürmte gold-

und silbergewirkte Teppiche, goldene Schalen, purpurne Dekken und Kleider auf einen Scheiterhaufen zusammen, und verbrennte sie dem Gotte zu Ehren. Hierauf schickte er andere Gesandten nach Delphi, daß Orakel zu fragen, ob er die Perser angreifen sollte, oder nicht. Die Geschenke, die er zugleich in den berühmten Tempel mitschickte, übertrafen alle Erwartung der Priester. Es waren vorzüglich 117 goldene Ziegel, von denen die größten 6, die kleinsten 3 Hand lang, alle aber eine Hand dick waren, dann ein Löwe aus dem feinsten Golde, zwei große Mischkessel, ein goldener und ein silbener, in welchen letztern 600 Maaß*) gingen; vier silberne Fässer, eine goldene und eine silberne Gießkanne, silberne Schüsseln, eine 3 Ellen hohe weibliche Bildsäule, und endlich der Halsschmuck und ein kostbarer Gürtel seiner Gemahlinn.

Für solche Freigebigkeit ward dem Krösus in Delphi das Bürgerrecht ertheilt, und die Ehre gestattet, daß seine Gesandten allemal zuerst vor allen andern im Tempel vorgelassen werden sollten. Diesmal bekam er zur Antwort: „Wenn Krösus die Perser mit Krieg überzieht, so wird er ein großes Reich zerstören."

Darüber hatte der König von Lydien eine so große Freude, daß er alle Priester zu Delphi mit vielem Gelde beschenkte. Zugleich ließ er abermals anfragen, ob er lange regieren würde. Darüber gab das Orakel Folgendes zu vernehmen:

Nur wenn über die Meder ein Maulthier herrschet als König,
Dann zartfüßiger Lydier, zum Ufer des steinigen Hermos
Fleuch und halte nicht Stand, und der Feigheit schäme dich nimmer.

Das flößt mir keine Furcht ein, versetzte Krösus lachend, als er den Ausspruch vernahm — ein Maulthier werden die Meder wohl nie zu ihrem Könige machen.

Er begann also wohlgemuth den Krieg, und begegnete mit seinem Heere dem Cyrus bei der Stadt Pteria, nachdem er auf diesem Zuge alle fremden Städte eingenommen, und die Bewohner zu Sclaven gemacht hatte. Die Perser waren aber tapferer, als er gedacht hatte; sie metzelten seine Krieger scharf zusammen, und wäre über dem Treffen nicht

*) ἀμφοραι, sagt Herodot.

die Nacht eingebrochen — wer weiß, ob es ihm nicht noch übler ergangen wäre! Er zog daher am folgenden Tage weislich ab, und nahm sich vor, nicht eher wieder gegen die Perser zu rücken, als bis er mit allen streitbaren Völkern in Europa, Asien und Afrika ein Bündniß gemacht hätte. So etwa übers Jahr, dachte er, könnte das geschehen, und bis dahin ließ er seine Truppen aus einander gehen, und kehrte nach Sardes zurück.

So lange schob aber Cyrus die Unternehmung nicht auf. Kaum hatte er erfahren, daß Krösus seine Soldaten entlassen habe, als er dem Sorglosen nachsetzte, und mit dem Heere vor Sardes stand, ehe jener nur eine Botschaft davon erhalten konnte. Zwar raften sich die Lydier in der Angst wieder zusammen, und gingen mit ihrer besten Reiterei auf die Perser los; allein diese hatten zum Unglück viele Kameele bei sich, durch deren Geruch die lydischen Pferde scheu wurden, und so mußten die Lydier die Flucht ergreifen.

Aber die Stadt Sardes hatte noch ungeheure Mauern, und diese wurden oben von vielen Geharnischten bewacht. Nur einen Ort, den man für unersteiglich hielt, hatten die Lydier unbesetzt gelassen, und gerade diesen erklimmten die beherzten Perser in der Nacht. Die Stadt ward verheert, der Schatz rein ausgeplündert, und Krösus selbst gefangen.

Noch in seinen glücklichen Tagen hatte er wegen seines taubstummen Sohnes das delphische Orakel um Rath gefragt, und zur Antwort erhalten:

> Lydischer Sprößling, der Viele beherrscht, sehr thörichter Krösus,
> Nimmer verlang', zu horchen im Hause der Stimme des Sohnes,
> Ob du's oft auch ersehnt; viel besser, sie kläng' aus der Ferne.
> Einst wird reden dein Sohn am Tage des Trauergeschickes.

Als nun die Stadt eingenommen war, und die Feinde alles durchsuchten, stürmte auch ein Perser mit bloßem Schwerte in das Zimmer, in welchem Krösus lag, und ging mörderisch auf ihn los. Der Unglückliche in dumpfe Gleichgültigkeit versunken, machte keine Miene, sich zu vertheidigen; aber sein guter Sohn konnte den Anblick nicht ertragen, den Vater ermorden zu sehen: er fiel dem Perser in den Arm, die Angst lösete seine Zunge, und er schrie: Mensch, tödte den Krösus nicht! Von diesem Tage an konnte er reden.

Cyrus, im ersten Rausche seines Waffenglückes befahl, den Krösus mit Ketten zu fesseln, und ihn sammt 14 edeln lydischen Knaben im Angesichte des ganzen persischen Heeres zu verbrennen. Solche Grausamkeit war damals Kriegsgebrauch. Als der unglückliche König auf den Holzstoß gesetzt ward, erwachte er wie aus einer tiefen Ohnmacht, und rief aus: Solon! Solon! Solon! Cyrus wollte wissen, was jener riefe, aber Krösus gab den Dollmetschern keine Antwort. Endlich nach langem Fragen sagte er mit schwacher Stimme: O wenn doch der, welchen ich meine, mit allen Herrschern reden könnte! Cyrus verlangte abermals eine nähere Erklärung, und Krösus erzählte jetzt, was Solon ihm einst gesagt hatte. Während die Dollmetscher dem Cyrus diese Rede übersetzten, zündeten die Soldaten den Scheiterhaufen an, der bald in lichten Flammen stand. Cyrus nahm unterdessen Solons Worte und Krösus merkwürdigen Glückswechsel in ernsthafte Ueberlegung, und befahl, das Feuer zu löschen. Noch war Leben in dem Unglücklichen, und beseelt von Freude und Dankbarkeit gab er sich ganz dem Sieger hin. Er war nun durch sein Unglück ein bescheidener, nüchterner Mann geworden, dessen Weisheit und Tugend Cyrus bald hochschätzen lernte. Krösus bereuete jetzt seine Folgsamkeit gegen das Orakel, auf welches er alle Schuld schob, und bat den Sieger um Erlaubniß, seine Fußketten nach Delphi zu schicken, wobei er zugleich fragen ließ, ob es etwa Apollo's Gewohnheit sei, die Leute, die sich um ihn verdient machten, zu hintergehen. — So wenig achteten die Heiden ihre Götter. — Das Orakel antwortete, sein Unglück sei längst vom Schicksal beschlossen gewesen, und dagegen könne keine Gottheit etwas ausrichten — überdies hätte er die Antworten unrecht verstanden: ein großes Reich hätte er zerstört, nämlich sein eigenes, und das Maulthier, welches die Meder beherrschte, wäre Cyrus, der von einer medischen Fürstentochter und von einem persischen Unterthanen abstammte. — Wohl mögen manche von diesen Anekdoten nicht auf Wahrheit beruhen.

Krösus blieb ein treuer Freund und Rathgeber des Cyrus bis an dessen Ende, und begleitete ihn auf allen Zügen,

sein Reich aber erhielt er nie wieder. Dieses Königs Schicksal zeigt uns recht lebhaft, wie eitel, kurz und nichtig irdische Größe, Macht und Güter sind, wie sehr der Wechsel im menschlichen Leben herrscht, und wie schnell der Höchste vom Gipfel seines Glückes herabfallen kann. Wer wollte daher nichtigen und vergänglichen Dingen einen so großen Werth beilegen, wie viele in ihrer Kurzsichtigkeit thun! Der wahre Weise strebt nach dem Bleibenden.

§ 5.

Cyrus in Babylon.

Der Stolz des persischen Herrschers war jetzt so hoch gestiegen, daß er glaubte, ihm dürfte nichts mehr widerstehen. Durch Harpagus ließ er nun die blühenden Küsten der Jonier und Phönizier am mittelländischen Meere erobern. Einst hatte er den asiatischen Griechen ein freundschaftliches Bündniß angeboten, das von ihnen zurückgewiesen war, jetzt hatten sie fruchtlos darum gebeten und vom Großherrn eine Fabel als Antwort zurückerhalten: „Es war mal ein Fischer, der saß lange am Ufer, und pfiff den Fischen zum Tanze. Die wollten aber nicht kommen. Da nahm er ein Netz und fing sie. Und wie er sie an's Land zog, und die Fische um ihn herumzappelten, sprach er: Laßt jetzt das Tanzen nur bleiben, da ihr vorher auf mein Pfeifen nicht tanzen wolltet."

Cyrus selbst ging auf das große babylonische Reich los. Unterweges, als er sich am Flusse Gyndes gelagert hatte, sprang eins von den muthigen weißen Rossen, welche nach Persersitte der Sonne geheiligt waren, in das Gewässer, und wollte durchschwimmen: allein der reißende Strom überwältigte es, und zog es in seine Strudel hinunter. Cyrus wurde so kindisch erbittert, daß er dem Flusse drohete und schwur, ihn zur Strafe für das ersäufte Pferd so schwach zu machen, daß Weiber durchgehen könnten, ohne sich die Knie zu benetzen. Sogleich schob er den Zug nach Babylon auf, und befahl seinen Soldaten, auf beiden Seiten des Flusses 360 Abzugsgräben zu machen. Ueber diese

Arbeit ging ein ganzer Sommer hin, und der Stifter der persischen Monarchie konnte nun doch sagen daß er — einen Fluß gezüchtigt habe*).

Die schöne Stadt Babylon, der Stolz Asiens, war durch große Mauern und tiefe Gräben wohl verwahret, und machte dem Cyrus nicht wenig zu schaffen. Ausgehungert konnte sie nicht werden, da sie große Gärten nnd Kornfelder einschloß, und zum Bestürmen hatte bei ihrem weiten Umfange Cyrus nicht Krieger genug. Die Babylonier waren auch während der Belagerung so guter Dinge, daß sie noch ein Gastmahl hielten, an dem Tage, als die Stadt fiel. Baltassar — wie ihn die h. Schrift nennt — war damals König in Babylon. Bei den Profangeschichtschreibern heißt er Nabonnedus. Er sah während des Mahles in dem Saale eine Hand, welche eine geheime Schrift schrieb. Der Prophet Daniel mußte die Schrift lesen und auslegen. Dieser erklärte ihren Sinn dahin, daß die Perser und Meder Herren von Babylon werden würden. Der übermüthige König belohnte den Daniel. Aber in derselben Nacht wurde die Weissagung erfüllt. Cyrus hatte den Euphrat, der durch die Stadt floß, durch Kanäle in einen großen See fließen lassen, und zwar in einer Entfernung, wo die Babylonier die Arbeiten nicht sehen konnten. Dadurch fiel das Wasser im Flusse so sehr, daß ein Mensch nur bis an die Mitte des Leibes naß wurde, wenn er durchwadete. Die Perser zogen im Bette des Flusses unter der Mauer hindurch, überfielen die unbewaffneten Bürger im Rausche der Freude, machten viele nieder, auch den König Baltassar, und riefen ihren Helden Cyrus zum Könige von Babylon aus. Wir überzeugen uns hier wieder, wie so oft in der Geschichte, daß weichliche und üppige Völker eine leichte Beute unentnervter und kräftiger Nationen werden.

Wie erstaunte Cyrus, als er in Babylon das gefangene Judenvolk kennen lernte! Dieses legte ihm die Bücher des

---

*) Möglich ist es, daß Herodot recht hat, der diese Sache als Uebermuth eines morgenländischen Herrschers darstellt, wahrscheinlicher aber ist es bei einem so bedeutenden Feldherrn, wie Cyrus, daß das Seichtmachen des Flusses in seinen Kriegsplan gehörte, und manche Vortheile gewährte.



Propheten Isaias vor, und zeigte ihm, wie der h. Seher des großen Königs Eroberungen und sogar dessen Namen vorausgesagt habe, schon über 150 Jahre vorher, da an einen Cyrus noch nicht gedacht wurde. Der Eroberer ehrte den Propheten Daniel, der damals schon ein Greis war, und erlaubte den Juden, in ihr altes Vaterland zurückzukehren, wie es Isaias vorhergesagt hatte. So endigte die babylonische Gefangenschaft, 535 Jahre vor Christi Geburt.

Isaias sprach unter andern diese Seherworte: „So spricht der Herr zu meinem Gesalbten, zu Cyrus, den ich fasse bei seiner Rechten, um die Völker vor ihm zu unterjochen, um die Könige rücklings zu kehren, und vor ihm zu öffnen die Pforten, denn die Pforten werden nicht geschlossen werden. Ich will vor dir hergehen, und die Herrlichen der Erde demüthigen, will die ehernen Pforten zerschlagen, und die eisernen Riegel zerbrechen.“ (45. C. 1. u. 2. V.) — Im 14. C. 14. V. heißt es: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du Morgenstern, der du früh aufgingst! Wie bist du zur Erde gestürzt, der du die Völker schlugst!“ (V. 22. u. 23.) „Ich will mich gegen sie aufmachen, sagt der Herr der Herrschaaren, und den Namen Babylons ausrotten, und jede Spur, Kinder und Enkel, spricht der Herr. Ich will sie zum Eigenthume des Igels und zu Wassersümpfen machen, und mit dem Besen des Verderbens rein auskehren, spricht der Herr der Herrschaaren.“ — Jeremias verkündet den Fall Babels in folgenden Worten: „Wenn auch Babylon bis zum Himmel sich höbe, und ihre Macht in der Höhe zur Feste machte, so käme doch mein Verwüster über sie, spricht der Herr. Ein großes Geschrei erschallet aus Babylon, und großes Mordgeschrei aus der Chaldäer Land, denn es verwüstet der Herr Babylon, und tilget daraus das große Getümmel; es brausen ihre Fluthen wie große Wasser; ihr Getümmel erschallet, denn es kommt über sie, über Babylon der Verwüster, und gefangen werden ihre Starken, und ihre Bogen werden locker, denn ein mächtiger Rächer ist der Herr, der strenge vergilt.“ (51. C. 53—57. V.) Welchen Anblick gewährt gegenwärtig die Stätte, wo einst die gewaltige Stadt prangte? Sind keine Gebeine mehr übrig

von der Leiche der Riesinn? Folgt man von Bagdad aus dem Laufe des Tigris, so gelangt man in die Ebene von Bagdad. Etwa 9 deutsche Meilen von letztgenannter Stadt, unweit vom heutigen Hilla, finden sich noch Trümmerhaufen und Schutthügel vom alten Babel, welche große Thäler und hohe Berge bilden. In dieser Wüstenei sind noch Spuren vom Kanale Nachbuchodonosors vorhanden. Die hohe Mauer, welche Darius in seinem Zorne um 150 Fuß erniedrigen ließ, wird angedeutet durch Haufen von Backsteinen, welche die Sonne wie in einem Glühofen verglaste. Rechts vom Euphrat sieht man noch die 8 Dämme zur Abhaltung der Ueberschwemmungen. Das älteste Denkmal von Babel ist Birs Nimrod oder Nimrods-Thurm, ein Hügel mit verfallenem Bauwerk von einem über 2000 Fuß großen Umfang und einem Thurme, der eine Höhe von nur 35 Fuß hat. Dieß sind höchst wahrscheinlich Reste des Belustempels. Daß nicht mehr von der gewaltigen Weltstadt übrig geblieben ist, darf uns nicht wundern, die Babylonier besaßen kein festes und kräftiges Baumaterial, wie die Aegypter, Backsteine haben keine lange Dauer, und die festeren Steine wurden von den Spätern zu Bauten benutzt: aus den Trümmern Babylons erstanden Seleucia, Ktesiphon, Al-Maidan, und die Araber bedienen sich derselben seit Jahrhunderten zu ihren Häusern, Moscheen und Karavansereien. Einem öden Kirchenhofe mit Leichensteinen, einem weiten stillen Schlachtfelde mit verbleichten Gebeinen ist diese Gegend ähnlich. Ein Paradies ist jetzt zu Wüste geworden. Wo es wimmelte von Menschenhaufen, da hat das wilde Thier nun eine sichere Wohnung aufgeschlagen, und Eulen hausen in den Schlössern der Wollust. Der Propheten Wort ist erfüllt worden, des Höchsten Drohung eingetroffen.

Cyrus warf später seine Hauptreiche Persien, Medien, Assyrien und Babylonien in ein einziges großes Reich zusammen, und nannte es die persische Monarchie. Es nahm fast den ganzen damals bekannten Theil von Asien ein, und reichte links bis ans mittelländische Meer, rechts beinahe bis bis an Indien. Wenn also künftig von Persien und vom Perserkönige die Rede sein wird, so müssen wir uns dabei etwas ungemein Bedeutendes denken. Der Statthalter, welchen Cyrus über



Babylon setzte, ließ sich von den Bewohnern täglich einen Scheffel Silbers als Abgabe bringen. Er hielt 800 Hengste und 16,000 Stuten. Vier Dörfer waren von allen andern Abgaben frei, weil sie seine großen indischen Hunde füttern mußten, deren er sehr viele unterhielt. So eine Figur machte schon damals ein Statthalter in Babylon!

Der letzte Zug des Cyrus war gegen die Massageten, ein kriegerisches Volk an der linken Seite des kaspischen Meeres. Er wagte sich tief ins Land hinein, so sehr auch Krösus ihm diese Kühnheit widerrieth; die Perser wurden von den Massageten überfallen, geschlagen, und Cyrus selbst in dem Treffen getödtet. Tomyris, die Königinn der Massageten, erzählt man, ließ seine Leiche aufsuchen, und den abgehauenen Kopf in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch stecken, indem sie sprach: „Nun sättige dich im Blute, du nimmersatter Eroberer!“ So findet auch der mächtigste Eroberer und Herrscher am Tode seinen Ueberwinder, und dieser macht ihn dem niedrigsten Sclaven gleich. Wie demüthigend für den Uebermüthigen!

Vernehmen wir nun, wie der berühmte Geschichtschreiber und katholische Bischof Bossuet die Geschichte des Cyrus nach Andeutungen der h. Schrift und den Mittheilungen Xenophons erzählt. Sie lautet zwar nicht so angenehm, aber hat die Wahrheit für sich, Romane und Sagen klingen zwar lieblicher, aber es muß uns bei der Geschichte um die Wirklichkeit zu thun sein. Der Sohn Nabuchodonosors II., Evilmerodoch, welcher sich durch seine Ausschweifungen verhaßt gemacht hatte, vermochte sich nicht lange zu behaupten, und wurde (560) von seinem Schwager Neriglissor ermordet, der die Regierung an sich riß. Er konnte die Macht der Meder, die sich im Oriente ausdehnten, nicht gleichgültig ansehen, und erklärte ihnen den Krieg. Während Astyages, Sohn von Cyaxares I. sich zum Widerstand rüstete, starb er (559), und hinterließ die Führung dieses Krieges seinem Sohne Cyaxares II, der bei Daniel Darius der Meder heißt. Dieser ernannte zum obersten Feldherrn seiner Schaaren den Cyrus, den Sohn seiner Schwester Mandane und des Cambyses, Königs (Unterkönigs) von Persien, welches unter der Botmäßigkeit der Meder stand. Der große

Name des Cyrus, welcher sich unter Astyages, seinem Großvater, in verschiedenen Kriegen ausgezeichnet hatte, vereinte die meisten der Könige des Morgenlandes unter den Fahnen des Cyaxares II. (548.) Er machte Krösus, den König der Lydier, in seiner Hauptstadt zum Gefangenen, und bemächtigte sich seiner unermeßlichen Schätze, er unterwarf sich die anderen Bundesgenossen der Könige von Babylon, und dehnte seine Oberherrschaft nicht nur über Syrien, sondern auch tief in Kleinasien aus (538). Zuletzt zog er gegen Babylon, eroberte diese Stadt, und unterwarf sie seinem Oheime, Cyaxares II., (welcher seinen Sitz von Ecbatana nach Babylon verlegte) und über des Cyrus Treue, so wie über dessen Großthaten tief gerührt, ihm seine einzige Tochter und Thronerbinn (Söhne hatte er nicht) zur Gemahlinn gab (537). Daniel, welcher unter den vorhergehenden Regierungen schon mehrerer höherer Gesichte gewürdigt worden, worin er in deutlichen Bildern so viele Könige und Königreiche vor sich vorüber wandeln sah, wurde unter Cyaxares durch eine neue Offenbarung mit jenem berühmten 70 Wochen bekannt, in denen die Zeit des Messias und das Loos des jüdischen Volkes genau angegeben sind. Dieses waren Jahrwochen, so daß sie einen Zeitraum von 490 Jahren umfaßten; solche Zählweise war aber unter den Juden gebräuchlich, weil sie, wie den siebten Wochentag, so auch das siebte Jahr mit religiöser Sabbatruhe feierten (536). Einige Zeit nach diesem Gesichte starb Cyaxares, so wie auch Cambyses, der Vater des Cyrus, und dieser große Mann, ihr Nachfolger, (nicht unmittelbarer Nachfolger des Astyages) vereinte das bis dahin ziemlich dunkle Perserreich mit dem Königreiche Medien, welches er durch seine Eroberungen so sehr erweitert hatte. Auf diese Weise war er ruhiger Oberherr des Morgenlandes, und hatte das größte Reich gegründet, welches bis dahin die Welt noch gesehen. Für die Aufeinanderfolge unserer Epochen ist aber dieses am merkwürdigsten, daß der große Eroberer im ersten Jahre seines Reiches einen Befehl erließ, daß der Tempel Gottes zu Jerusalem wieder erbauet, und den Juden die Rückkehr nach Judäa verstattet sein sollte. 536 Jahre vor Christus und nach der 70jährigen Ge-

fangenschaft zu Babylon, und in demselben Jahre, wo er die persische Monarchie gegründet hatte, legte der von Gott dazu ausersehene Fürst, um der Befreier seines Volkes und der Wiederhersteller seines Tempels zu sein, Hand an dieses große Werk*). Von der Erlaubniß des Cyrus, nach Palästina zurückzukehren, machten nicht alle Juden gleich Gebrauch; viele vornehme Familien blieben zurück, sie waren vielleicht verweltlicht, ihre Vaterlandsliebe mochte nicht groß sein, der Aufenthalt in einem zurückgekommnen Lande sie nicht ansprechen. Doch gab es noch genug, die lange geseufzt hatten an Babels Wassern, deren Harfen stumm an den Weiden gehangen, und die jetzt nach dem langersehnten Sion zurückkehrten. Ihrer waren gleich gegen 50,000, un-

---

*) Bossuet begründet diese Darstellung der Geschichte des Cyrus, die ihm am besten zur h. Schrift zu passen scheint, aber von persischen und lateinischen Schriftstellern anders erzählt wird, unter andern in folgender Weise: Daß die Profangeschichte mit der h. Schrift in einigen Stellen nicht stimmt, kann nicht auffallen. Selbst die Griechen stimmen nicht unter einander. So liefert Herodot drei Erzählungsarten von Cyrus, außer jener, woran er sich gehalten. Der Bischof gab dem Xenophen, der unter Cyrus dem Jüngern in Persien gedient hatte, und daher aus den schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen der Perser über den ältern Cyrus schöpfen konnte, mit Recht den Vorzug vor dem fabelhaften Ctesias, den die Griechen ausschrieben, wie Justinus und die Lateiner die Griechen. Ihn bestimmte besonders zu dieser Wahl der Umstand, daß Xenophons Geschichte, die an sich selbst schon mehr Zusammenhang und größere Wahrscheinlichkeit hat, sich noch dadurch empfiehlt, daß sie mehr mit der h. Schrift übereinstimmt. Denn wenn man auch nicht wüßte, daß diese unter dem Einflusse des h. Geistes geschrieben ist, so verdient sie schon allein durch ihr Alterthum und durch die enge Verbindung der Angelegenheiten des jüdischen Volkes mit jenen des Morgenlandes allen griechischen Geschichtschreibern vorgezogen zu werden. Zudem schrieben die Griechen und Römer erst spät, und kannten die ältesten Reiche des Morgenlandes wenig. Für die h. Schriftsteller spricht besonders der Umstand, daß sie den Zeiten und Orten der morgenländischen Königreiche weit näher standen, als Morgenländer morgenländische Zustände besser auffaßten, und dazu die Geschichte eines Volkes schrieben, dessen Angelegenheiten mit jenen der großen Weltreiche sehr verwebt waren; schon dieser einzige Vortheil, den sie haben, muß genügen, die Griechen und ihre Ausschreiber, die Lateiner, zum Schweigen zu bringen. Eine der Ursachen, warum über diese alten Geschichten so vieles Dunkel liegt, besteht darin, daß die Könige des Morgenlandes mehrere Namen oder auch Titel führten.

ter dem Führer Zorobabel. Das Staatsleben und Kirchenwesen wurde allmälig wieder geordnet. Ein Altar nebst den Grundmauern des Tempels ward erbauet, aber das Werk stockte durch die Feindseligkeiten der Samariter. Der Tempel wurde vollendet im 6. Regierungsjahre des Darius Hystaspis (515 v. Chr.). Später erschienen die ausgezeichneten Männer Esdras und Nehemias in Jerusalem. Unter des Esdras Leitung, im 7. Regierungsjahre des persischen Königs Artaxerxes (Langhand), 447 v. Chr. fand die Zurückführung einer zweiten Colonie von Juden statt. Der vom Geiste Gottes erleuchtete und des Gesetzes sehr kundige Esdras stellte den mosaischen Gottesdienst wieder her, unterrichtete sein gesunkenes Volk, und machte sich höchst verdient um das Kirchenwesen und die Sittenverbesserung. Nehemias aber, der bei dem Artaxerxes, dem Großherrn von Persien, sehr angesehen war, ein höchst edler Mann, der seine armen Brüder liebte, wie ehedem Moses, reiste zweimal von Susa nach Jerusalem, stellte die zerstörten Mauern der Hauptstadt wieder her, theilte Wohnplätze in Judäa aus, schaffte Mißbräuche ab, ordnete gute Gebräuche wieder an, erneuerte den Bund mit Jehova, und ward der Wiederhersteller und Schöpfer besserer Zustände. Im Ganzen lebten die aus Babel zurückgekehrten Juden, die aus den Stämmen Juda und Benjamin, aus den Leviten und wahrscheinlich auch aus Mehreren von den andern Stämmen, die sich angeschlossen haben mochten, bestanden, unter dem milden Scepter der persischen Könige, unter der Leitung von Männer wie Zorobabel, Esdras, Nehemias, Aggäus und Zacharias, ruhig und glücklich.

§ 6.

Zoroaster. — Sitten der Perser.

Die Perser hatten unter allen Heiden noch die vernünftigste Religion, die Zoroaster, etwa 600 Jahr vor Christus gelehrt haben soll*). Sie beteten nur ein höchstes We-

*) Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Anquetil du Perron nimmt das Jahr 589 vor Christus an, Kleuker, Herder und Joh. v. Müller

sen an, Ormuzd von ihnen genannt, dessen Sinnbild das Feuer und die Sonne war. Ormuzd war Heiligkeit und Licht, aber Ahriman, das böse höchste Wesen, hatte bei der Schöpfung allerlei Schlechtes eingemischt. Seitdem kämpfen beide gegen einander, am Ende aber wird Ahriman erliegen. Gute Seelen kommen ins Lichtreich, böse müssen erst durch Pflanzen und Thiere wandern, um ihre Sünden zu büßen, und werden dann im Monde gewaschen, in der Sonne durch Feuer geläutert, bis sie auch ins Lichtreich kommen.

Weil das Feuer ein Sinnbild des Ormuzd war, so verehrte man es, unterhielt es mit wohlriechenden Hölzern, und warf nichts Unreines hinein. Wer in ein Haus trat, verbeugte sich mit Gebet gegen das Feuer, und dann erst grüßte er die Bewohner des Hauses. Die persischen Könige ließen das heilige Feuer selbst im Kriege auf einem bedeckten Prachtwagen vor sich her fahren. — Gegen die Sonne gerichtet betete man, besonders des Morgens. — Die Vollkommenen unter den Persern tödteten kein Thier, und brachen keine Pflanze ab: aus Furcht, eine darin wohnende Menschenseele zu quälen. Weil man aber doch etwas genießen mußte, so überließ man das Schlachten der Thiere und das Abschneiden der Gewächse den Sclaven und andern Unreinen.

Daß Zoroaster zwei höchste Wesen, ein gutes und ein böses, annahm, ist sehr begreiflich. Der Mensch bringt das Gewissen und die böse Lust mit auf die Welt. Kann der heilige Gott ihm auch die böse Lust anerschaffen haben? Von der Erbsünde konnte Zoroaster keine genaue und sichere Kunde haben, weil ihm die götliche Offenbarung fehlte,

traten dieser Meinung bei; Rhode spricht die Ansicht aus, die er mit Heeren theilt, daß Zoroaster nicht unter der Regierung des Kyaxares I. gelebt haben könne, sondern höher hinauf gesetzt werden müsse. Die Perser wie die Meder haben die Religion nebst ihren Priestern von dem uralten Zendvolke erhalten, welches in den Niederungen am Amu seine Wohnsitze aufschlug. Ihr Reich wurde später in Turan nördlich, und in Iran südlich am Dsyhun, getheilt. Im letztern trat Zoroaster auf, welcher die von einem früheren Weisen Huomo begonnene Religionslehre vollendete. Erst wurde das Zendvolk den Assyrern, dann den Medern und Persern unterthänig.

darum lehrte er zwei Principien, wie man es zu nennen pflegt. Er übersah, daß er die Macht des höchsten und guten Gottes sehr beschränke, wenn er diesem einen bösen Gott mit großer Macht entgegen setzte; doch verrieth es ein richtigeres Gefühl, wenn Zoroaster den Ahriman endlich von Ormuzd überwinden läßt. Der persische Weise hatte durch Sagen seiner Vorfahren entstellte Mittheilungen über den Fall der bösen Geister erhalten.

Zoroasters Lehre ist in dem heil. Buche Zendavesta enthalten.

Es wird vielleicht manchem meiner Leser angenehm sein, die Hauptlehren der Zendschriften kennen zu lernen. Wir wollen daher jene Hauptpunkte mittheilen, welche die Religion der Meder, Baktrer, Perser und der Hindu gemeinschaftlich haben. (Wir richten uns bei dieser Nachweise nach dem bekannten Werke von Joh. Gottl. Rhode: „die h. Sage der Baktrer" u. s. w.)

Erste Hauptlehre. Es ist ein ewiges, höchstes, nothwendiges, heiliges, allmächtiges Wesen, Brahma oder Zervane Akerene, d. i. der ewige, Anbeginnlose genannt, von dem alles, was da ist, seinen Ursprung hat.

Zweite Hauptlehre. Das unendliche Wesen brachte im Urbeginn mehrere große göttliche Wesen hervor, denen er so viel von seiner Größe, seinen Eigenschaften, seiner Macht und Herrlichkeit mittheilte, als möglich war.

Dritte Hauptlehre. Eins oder mehrere der erstgeschaffenen Wesen, fielen durch Mißbrauch ihrer Freiheit von ihrem Schöpfer ab, wurden böse und Urquell alles Bösen in der Welt.

Vierte Hauptlehre. Das unendliche Wesen beschloß nun, die sichtbare Körperwelt durch seine ersten Machthaber schaffen zu lassen, und sie wurde geschaffen.

Fünfte Hauptlehre. Der Zweck der Körperwelt ist kein anderer, als durch sie die von ihrem Schöpfer abgefallenen Wesen zurück zu führen, sie wieder gut, und dadurch alles Böse auf ewig verschwinden zn machen.

Sechste Hauptlehre. Der Ewige hat zur Dauer der Körperwelt einen Zeitraum von 12,000 Jahren bestimmt, welcher in 4 Zeitalter abgetheilt ist. In dem ersten Zeitalter

herrscht das gute, (erhaltende) Princip allein; im zweiten wird das böse (zerstörende) Princip schon wirksam, doch untergeordnet; im dritten herrschen beide gemeinschaftlich; im vierten hat das böse die Oberhand, und führt das Ende der Welt herbei.

Siebente Hauptlehre. Die Regierung der Welt hängt zwar im Allgemeinen von dem unendlichen Wesen ab, das alles durch seinen Rathschluß bestimmt; die besondere Verwaltung ist aber zunächst den ersten großen Wesen, und von diesen wieder einer Menge vermittelnder Wesen, Erzengeln, Engeln und Schutzgeistern übertragen, die einander untergeordnet sind, und in denen sich oft Naturwesen und Naturkräfte nicht verkennen lassen.

Achte Hauptlehre. Die Seelen der Menschen sind vom Anfange der Schöpfung an als geistige, selbstständige, freihandelnde Wesen vorhanden. Sie müssen sich bloß auf der Erde mit einem Körper vereinigen, um eine Prüfungswanderung im Kampfe gegen das Böse zu machen. Nach dem Tode, wo sie ewig fortleben, werden die Guten in den Wohnsitzen der ewig seligen Geister belohnt, die Bösen in den Wohnsitzen der Teufel, der Hölle, bestraft.

Neunte Hauptlehre. Was den Menschen ihren Kampf auf der Erde erschwert, sind die Devs, Teufel oder bösen Geister, welche dieselben Tag und Nacht umlauern, um sie zum Bösen zu verführen. Aber der Schöpfer hat sich des schwachen Menschen erbarmt, und ihm seinen Willen in einer, von erleuchteten Propheten schriftlich verfaßten Offenbarung kund gethan. Befolgt der Mensch diesen Willen seines Schöpfers, so gewinnt er dadurch Kraft, nicht allein den Verführungen der Teufel zu widerstehen, sondern sich auch durch Heiligkeit schon in diesem Leben zu einer innigen Vereinigung mit der Gottheit zu erheben.

Zehnte Hauptlehre. Im letzten Zeitraume, gegen das Ende der Welt, wo das böse Princip die Oberhand hat, und das Gute von der Welt zu verschwinden scheinet, wird Gott den Menschen einen Erlöser senden, der dem Bösen wehrt, Tugend und Gerechtigkeit wieder herrschend macht, und das Reich der bösen Geister zerstört, indem er das Reich Gottes verherrlicht.

Eilfte Hauptlehre. Sind die zur Weltdauer bestimmten 12,000 Jahre verflossen, so wird die Erde durch Feuer vernichtet werden, aber eine neue, schönere, geistigere Erde tritt an ihre Stelle.

Wenn auch Rhode Manches sollte in die Religionsbücher der Zendvölker und Inder hineingelegt haben, was wirklich in denselben sich nicht befindet, so bleibt doch noch genug übrig, um uns zu überzeugen, daß jene Völker vor allen andern der wahren, geoffenbarten, göttlichen Religion am nächsten standen. Wie sollen wir uns diese reinere Erkenntniß bei so alten und sonst ungebildeten Nationen erklären, da sich die feineren Griechen und Römer derselben nicht erfreuten, und da der Mensch durch eigenes Nachdenken doch nicht alle diese Wahrheiten zu ergrübeln vermag? Nicht anders als durch die Annahme, daß sie aus der mündlichen Ueberlieferung schöpften, und manche Wahrheiten von ihren Vätern ererbten; denn wir wissen ja, daß sich Gott ursprünglich den Menschen geoffenbart hatte. Nicht alles dieses konnte ganz vergessen, und aus dem Geiste der Menschen verdrängt werden. Was aber hier angeführt wurde, sind die Lichtpunkte in der Finsterniß, die Weizenkörner unter einem Haufen Spreu, die wohlerhaltenen Steine einer Ruine, die ächten Münzen unter einer Masse unächter; denn die Religionsbücher der Zendvölker sowohl als der Indier enthalten sonst auch des Abentheuerlichen, Irrigen und Aberwitzigen unendlich viel, und selbst von den erwähnten Hauptlehren ist manche irrig. Dieses Falsche ist die Zuthat des sich selbst überlassenen menschlichen Geistes, das Wahre und Gute indeß strömt aus einer höhern Quelle, welche die Menschen nur zu oft trüben.

Tempel und Altäre hatten die Perser nicht. Wer opfern wollte, der führte das Vieh an einen reinen Ort, und bekränzte seinen Turban mit einem Myrthenzweige. Indem er nun während des Opferns die Gottheit anrief, betete er nicht allein für sich, sondern auch für das Wohl aller Perser, und besonders des Königs. Die zerschnittenen Stücke des geschlachteten Thiers wurden auf Gras oder Klee gelegt, und dann sprach ein Magier eine Art von Segen, und sang ein Lied von der Entstehung der göttlichen Geister.

Ohne einen Magier durfte keiner opfern, denn jene machten unter den Persern einen eigenen heiligen Stand aus, etwa wie die Leviten unter den Israeliten. Nachdem endlich der Opfernde eine kleine Weile gewartet hatte, trug er das Fleisch nach Hause, und gebrauchte es, wie er es wollte. Ein wohlfeiles Opfer!

Unter allen Tagen im Jahre ehrte jeder Perser am meisten seinen Geburtstag. Selbst der Aermste schlachtete dazu ein Schaf; die Reichen schoben einen ganzen Ochsen oder Esel, auch wohl ein Pferd oder Kameel auf einmal in den Bratofen, und ließen sich's wohl schmecken. Den Wein liebten sie sehr, sie berathschlagten sich beim Trunke über die wichtigsten Angelegenheiten. Was aber sehr vernünftig war — sie nahmen die Sache am andern Morgen wieder vor, und gefiel dieselbe ihnen dann noch, so wurde sie ausgeführt, sonst nicht.

Ihre Grüße beim Begegnen waren verschieden. Zwei Freunde küßten sich auf den Mund, entferntere Bekannte auf die Wangen; ein Gemeiner fiel vor einem Vornehmeren zur Erde nieder. Die am nächsten bei einander wohnten, ehrten sich am meisten, die entfernten am wenigsten. Hat ja der Nachbar einen Anspruch auf größeres Wohlwollen, und sollen wir auch allen geneigt sein, so gibt es doch verschiedene Grade der Zuneigung. Viele Weiber haben war bei ihnen erlaubt, viele Kinder ein großer Ruhm. Ein Knabe wurde bis zum sechsten Jahre von den Weibern erzogen, und kam bis dahin seinem Vater gar nicht vor die Augen. Dann aber übernahm dieser vorzüglich die Erziehung, und hielt ihn bis zum ein und zwanzigsten Jahre zum Reiten, zum Bogenschießen und zur Wahrhaftigkeit an; denn das Lügen hielten die Perser für das schändlichste Laster, so wie nächst diesem das Schuldenmachen. Leider sind sehr viele Neuere hierin weniger gewissenhaft. Ueberhaupt waren die Perser auf eine gute Erziehung ihrer Kinder bedacht; vielleicht hat Xenophon, der ihnen sehr geneigt war, die Lichtseite zu sehr hervorgehoben; aber die übrigen griechischen Geschichtschreiber sind auch den Persern zu sehr abgeneigt und zu parteiisch für ihr eigenes Volk. Wir müssen leider Schlimmes genug erzählen, wir wollen um so lieber

auch das Gute mittheilen. Mit Sonnenaufgang verfügten sich Kinder, Jünglinge, Männer und Greise auf einen großen Raum, und zwar in getrennten Abtheilungen. Jede Abtheilung hatte 12 Vorstände, um ihre Uebungen zu leiten. Da lernten die Kinder die Gerechtigkeit kennen, indem sie über Fälle aus dem gewöhnlichen Leben sich aussprechen mußten. Ein Pröbchen! „Ein hochgewachsenes Kind, welches eine kleine Tunika hatte, nahm einem Kinde vom kleinen Wuchse die seine, welche groß war, zog diesem die kleine und sich die große Tunika an. Aufgefordert, den Fall zu entscheiden, entschied ich (Cyrus redet), es sei das Beste für beide, wenn Jeder die ihm passende Tunika behalte. Der Lehrer bestrafte mich wegen dieses Ausspruchs mit der Ruthe, weil mein Urtheil freilich dann recht gewesen wäre, wenn ich hätte entscheiden sollen, was die Kinder besser kleide; da aber über das Eigenthumsrecht auf die Tuniken zu entscheiden gewesen sei, hätte untersucht werden müssen, welcher von beiden die Tunika rechtlich besitze, derjenige, welcher sich ihrer mit Gewalt bemächtigte, oder derjenige, welcher sie durch Ankauf oder eigene Anfertigung sich angeschafft hatte. Der Lehrer bemerkte weiter, was den Gesetzen gemäß geschehe, sei recht, und gewaltthätig, was den Gesetzen zuwider laufe. Er verlangte daher, daß der Richter stets nach den Gesetzen entscheide. So lernte ich genau die Gerechtigkeit kennen."

Vor die Führer gelangten auch die Klagen wegen Gewalt, Betrugs und Ueberlistung, wie sie bei Kindern wohl vorkommen, und die Lehrer sorgten, daß nicht nur die Schuldigen und falschen Ankläger, sondern auch die Undankbaren bestraft wurden, deren Verbrechen darin bestand, Andern das Gutesthun zu verleiden. Die Kinder wurden zum Gehorsam und zur Mäßigung angehalten. Sie lebten blos von Brod, Kresse und Wasser, ihre Leckerbissen waren Wildpret, sie mußten es aber selbst erlegt haben. Mit vollendetem 25ten Jahre wurden sie unter die Männer aufgenommen. Dieses gilt aber wohl nur hauptsächlich von den Pasargaden, dem Adel des Landes. Später wurden die Perser sehr üppig und träge, besonders durch ihre Vermischung mit den Medern, denn böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

Nach Cyrus lernten sie den Wein, Leckereien, weiche Lager, künstliche Schatten, Pelzwerk und kostbares Geschirr lieben, und besonders ihre Fürsten übergaben sich einer argen Vielweiberei, ja nahmen ihre nächsten Verwandtinnen zu Weibern.

Gegen die Flüsse hatten die Perser auch eine heilige Ehrfurcht, und niemand wusch in denselben etwas ab, spie hinein, oder verunreinigte sie auf sonst eine Art. Die Leichen wurden nicht verbrennt, sondern mit Wachs überzogen beigesetzt. Die höchste Ehre erhielten die Leichen der Magier: sie wurden den Vögeln zur Nahrung gegeben, und deshalb zwischen die Zweige eines Baumes gelegt.

Die schönste Gewohnheit der Perser wollte ich zuletzt nennen: Was ein Perser nicht thun durfte, davon war ihm auch nicht zu sprechen erlaubt.

In der alten persischen Zend-Sprache hat man eine große Aehnlichkeit mit unserm Deutschen entdeckt, so daß die mächtigen Perser, diese berühmten Eroberer des Alterthums, am Ende noch wohl unsere Stammgenossen sind, denn auch die alten Deutschen sind aus Asien eingewandert.

Zum Schlusse gebe ich einige Sagen über Zoroaster. Er war ein Magier, lebte in einer Höhle, und erforschte die Eigenschaften und Wirkungen der Pflanzen und Kräuter. So erlangte er eine große Macht über die Natur, und härtete seinen Körper so sehr ab, daß er selbst der Einwirkung des Feuers zu widerstehen vermochte. Betend stand er auf einem Beine, seufzte über das Elend der Menschen, und flehte zu Gott, er möge ihm Anleitung geben, sie zur Tugend und so zum Glücke zurück zu führen. In dieser Stellung erschien ihm einst ein Engel, der zu ihm sprach: „Freund Gottes, woran denkst du?" — Ich denke, antwortete er, an die Mittel, die Menschen zu verbessern, und glaube, daß Gott allein mich darin unterweisen kann. Wer aber vermag mich zu führen vor den Thron des Allerhöchsten?" — Ich, erwiderte der Engel, und nachdem er den Zoroaster gereinigt, trug er ihn in den Himmel vor den Ewigen, welcher mitten zwischen Flammen thront. Der Herr entdeckte ihm seine Geheimnisse, und gab ihm den Zend-Avesta. Er hatte anfänglich gewünscht, ewig zu leben, um die Menschen immer belehren zu können.

Da ihm Gott aber die Drangsale enthüllte, welche Persien bevorständen, und er vernahm, daß die Welt wie an Alter so auch an Verderben zunehmen würde, wünschte er nicht länger zu leben, als die übrigen Sterblichen. Der böse Geist suchte ihn durch die Aussicht auf Ehre und Genüsse zu verführen; allein der Weise blieb unerschütterlich, und bekehrte zuerst seine Verwandten, dann eine große Menge von Persern. Er erschien vor Darius Hystaspes und legte ihm den Zend-Avesta, die Sudra, das Gewand der Magier und den h. Gürtel vor. Der König forderte ihn auf, von der Berechtigung zu seiner Sendung durch Wunder Zeugniß abzulegen, da unterzog sich Zoroaster der Feuerprobe, und ließ rasch eine Cypresse wachsen. Nun aber wurde ihm der König gewogen, die Magier aber verschworen sich aus Neid zu seinem Verderben, brachten in sein Gemach Hundsknochen, Nägel und Haare von Todten, und beschuldigten ihn der Zauberei, so daß der König sich veranlaßt fand, ihn einzukerkern. Es erkrankte aber plötzlich eins der Rosse des Großherrn, und Zoroaster versprach es zu heilen, wenn Darius seine Ankläger bestrafte, und sich zu seiner Lehre bekännte. Der König war zufrieden, Zoroaster heilte das Roß. Nun verlangte Darius vier Gaben von ihm: nach seinem Willen sich in den Himmel erheben, und dann wieder zur Erde herabsteigen zu können; zu wissen, was Gott in einem gewissen Augenblicke thue und nachher thun werde, und dann unsterblich und unverletzlich zu sein. Eine etwas unbescheidene Forderung! Zoroaster erklärte, Gott würde alle diese Gaben nicht einem Einzigen bewilligen, doch wolle er zu ihm flehen, daß er sie unter mehrere Menschen vertheile. So kams, daß die erste Gabe dem Darius, die zweite seinen Magiern, die beiden andern den Söhnen des Großherrn bewilligt wurden. Der Prophet theilte einem jedem der Auserwählten die verheissene Gabe mit vermittelst einer Rose, eines Granatapfels, einer Schaale Wein und einer Schaale Milch. Nachdem Zoroaster seine Religion gegründet, ließ er sich in Balk als Oberhaupt der Magier nieder. Er wollte auch den König der Scythen (Argiaspes) bekehren, der aber dazu nicht geneigt war, mit bewaffneter Hand in Bactrien einfiel, die Heere des Darius schlug, den Zoroaster mit 80,000

Priestern mordete, und deren Tempel zerstörte. — Doch, zurück zur Geschichte!

§ 7.

Kambyses, zweiter König der Perser.

(530—522 v. Chr.)

Den Thron des Cyrus nahm sein Sohn Kambyses ein, der herrschsüchtig war, wie sein Vater, aber wilder und unedler, oft sogar unmenschlich bis zur Grausamkeit. Krieg war seine Lust, darum zog er nach Aegypten. Bei Pelusium, an der Mündung des Nils, trat ihm Psammenit, der König Aegyptens, mit einem Heere entgegen.

Die Aegypter eröffneten die Reihe der schaudererregenden Gräuelthaten, die diesen Krieg bezeichnen. Phanes, ein Grieche, der in Aegypten Haus und Familie hatte, ging zu den Persern über, und Kambyses übertrug ihm die Anführung eines Soldatenhaufens. Darüber wurden die Aegypter so aufgebracht, daß sie alle Kinder, die Phanes bei ihnen zurückgelassen, herholten, sie mitten zwischen beiden Lagern im Angesichte der Perser und des Vaters schlachteten, und deren Blut in einen großen Kessel rinnen ließen. Hierauf gossen sie Wein und Wasser zu dem Blute, und tranken sich von diesem gräßlichen Gemische wild lachend zu.

Nun ging's zur Schlacht. Die Perser in den vordern Reihen nahmen, wie es heißt, Katzen in den Arm. Die Aegypter wagen keinen Pfeil abzuschießen, aus Besorgniß, eins ihrer heiligen Thiere zu treffen, und werden geschlagen. Sie fliehen nach Memphis, und ihre Hülfsvölker und Nachbarn, gewarnt durch das Beispiel, suchen durch Geschenke sich der Gunst des persischen Großherrn zu versichern.

Das Schlachtfeld bei Pelusium fand Herodot, ein griechischer Geschichtschreiber, noch hundert Jahre nach dieser Begebenheit mit Knochen und Schädeln bedeckt, unter denen er die ägyptischen an ihrer Härte erkannte, indeß die Perserschädel so mürbe waren, daß er sie mit einem kleinen darauf geworfenen Steine durchlöchern konnte. Dies rührte von der weiblichen Kopfverhüllung der Perser durch Turbane und Müt-

zen her, statt deren die Aegypter von Kindheit an das Haupt geschoren und entblößt zu tragen pflegten.

§ 8.

Psammenits traurige Schicksale.

(528 v. Chr.)

Noch wäre von dem Sieger Gnade für die Besiegten zu hoffen gewesen, hätten sie nicht durch ihr rasches Verfahren abemals seinen Zorn gereizt. Um die Eingeschlossenen in Memphis zur friedlichen Uebergabe zu bewegen, sandte Kambyses ein griechisches Schiff und einen persischen Herold hin. Als die Aegypter das Schiff kommen sahen, fielen sie es an, zertümmerten es, und hieben die 200 Gesandten sammt dem Herolde in Stücke. Das konnte nicht ungerächt bleiben. „Zehn der vornehmsten Aegypter für jeden meiner ermordeten Gesandten sollen mir bluten!" schwur Kambyses. Er rückte vor, eroberte Memphis, der König Psammenit ward gefangen und mit vielen edeln Aegyptern vor die Stadt gebracht, dem Perserlager gegenüber. Hier saß er, in stummer Erwartung dessen, was des gereizten Siegers Willkür über ihn beschließen würde.

Da sah er seine geliebte Tochter in Sclaventracht mit Wassergefäßen aus dem feindlichen Lager kommen, und traurig den nie gewohnten Mägdedienst verrichten. Auch Töchter der vornehmsten Aegypter erschienen weinend als Sclavinnen. Die gegenüberstehenden Väter jammerten laut, nur Psammenit verlor keinen Seufzer.

Und sieh, 2000 blühende ägyptische Jünglinge, entkleidet, mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde, wurden vorüber geführt, den Tod zu leiden, zur Rache für die ermordeten Gesandten. Des Königs Sohn war auch unter ihnen. Alle Väter schluchzeten, und rangen verzweifelnd die Hände; aber der König blieb thränenlos.

Und weiter erschien unter den tausendfältigen Scenen des Jammers ein alter Freund und Tischgenosse des Psammenit, ein Greis, der so lange im Glücke und Wohlstande gelebt hatte, nun aber, entblößt von allem, mit zitterndem Haupte am Bettlersstabe einherging, und unter seinen Lan=

desleuten Mann für Mann um eine milde Gabe bat. Als der König diesen erblickte, fing er bitter zu weinen an, rief seinen Freund mit Namen, und drückte ihn schluchzend an sein Herz: der gepreßte Busen erleichterte sich in unendlichen Thränen.

Kambyses, der den Psammenit mit Fleiß hatte beobachten lassen, wunderte sich über diese Erscheinung, und ließ ihn vor sich kommen. Wie weinest du über den Freund — fragte er ihn — der dir doch nicht verwandt ist, da du die Schmach der Tochter und den Todesgang des Sohnes still ansahest? — „O Sohn des Cyrus, antwortete der König, für das Unglück des Freundes haben meine Augen noch eine Sprache, aber mein eigener Schmerz ist für Thränen zu groß.“ — Kambyses blieb nicht ungerührt bei dieser Antwort: er behandelte den König gütig, und befahl, dessen Sohn am Leben zu lassen. Aber die Boten kamen zu spät, der königliche Jüngling war unter den Verurtheilten zuerst hingerichtet worden.

Wahrscheinlich würde Psammenit keine weitere Kränkung erfahren haben, und in seiner Würde geblieben sein, wenn er nicht so thöricht gewesen wäre, in seiner großen Ohnmacht doch noch auf Meuterei zu denken. Seine Aufwiegelungen gegen den Kambyses wurden entdeckt, und da entging er der Strafe nicht. Er mußte Ochsenblut trinken und sterben *). Wer hoch steht, fällt um so tiefer, und fühlet den Wechsel des Glückes um so bitterer; man beneide die Großen der Erde also nicht, und sei mit seinem geringerem Loose zufrieden; ist ja oft ein gewöhnlicher Bürger glücklicher, als ein König.

§ 9.

Kambyses Zug nach Aethiopien.

(524 v. Chr.)

Von Memphis zog das persische Heer nach Sais, wo des vorigen Königs Amasis balsamirter Leichnam aufbe-

*) Vielleicht war das Ochsenblut, welches in der alten Geschichte mehrfach als gewaltsames Todesmittel dargestellt wird, eine Art Gift, das nur den Namen Ochsenblut führte.

wahrt wurde. Kambyses, der sich ehemals von Amasis beleidigt glaubte, war kindisch und unedel genug, sich an der Beschimpfung eines todten Feindes, den er lebend in seine Gewalt nicht hatte bekommen können, ergötzen zu wollen. Er ließ ihm die Haare ausrupfen, ihn peitschen und zuletzt verbrennen.

Hierauf sandte er Kundschafter nach Aethiopien, tief in Afrika, mit Geschenken an den König. Die Gesandten stellten sich, als hätten sie den Auftrag, den König zu einem Freundschaftsbündnisse mit den Persern einzuladen. Aber der Beherrscher merkte ihre List, und beschämte sie mit diesen Worten: „Geht, euer König ist kein gerechter Mann; denn wäre er das, so suchte er kein anderes Land, als das seinige, und zwänge nicht Menschen, von denen er nicht beleidigt worden, zu seiner Dienstbarkeit. Geht, bringt ihm diesen Bogen, und den Rath dazu, nicht eher sich den Aethiopen zu nähern, als die Perser Bogen von dieser Größe spannen können. Uebrigens mag er den Göttern danken, welche es den Aethiopen noch nicht haben in den Sinn kommen lassen, sich fremden Eigenthums bemächtigen zu wollen."

Als Kambyses diese Antwort hörte, rasete er vor Wuth, und gab sogleich Befehl zum Aufbruch, ungeachtet in der That kein Perser den Bogen zu spannen vermochte. Er kam nach der ägyptischen Stadt Theben, wo er 50,000 Mann von seinem Heere absonderte, und zu den Ammoniern sendete, mit dem Befehle, dies Volk zu Sclaven zu machen, und den Orakeltempel des Jupiter Ammon in Brand zu stecken. Aber diese Unglücklichen fanden in den ungeheuren Sandwüsten Lybiens ihr Grab, ein Raub entweder der giftigen Winde, oder der erbitterten Feinde; denn sein Heiligstes zu vertheidigen, hat selbst der Sclave Riesenkraft. — Nicht besser ging es dem Hauptheere, mit welchem Kambyses auf Aethiopien losging. So lange die Perser auf dem Wege noch etwas fanden, erhielten sie ihr Leben mit spärlicher Kräuterkost; als sie aber in die Sandwüsten kamen, und weder Pflanzen noch Bäume erblickten, auch der mitgenommene Vorrath verzehrt war, da fingen sie schon an — sich einander zu schlachten und zu essen. Zehn Männer looseten immer, und wen das Unglücksloos traf, der wurde

das Opfer der übrigen Neun. — Da endlich ließ Kambyses umkehren, und führte das Sclavenheer nach Memphis zurück.

§ 10.

Der Mord des heiligen Kalbes.

In Memphis fand Kambyses das Volk in freudiger Bewegung. Ein Wunder war den Aegyptern begegnet: der Apis war ihnen nach langem Harren geboren. Gerade jetzt zur Zeit der Noth war dem Volke dies Wunder, das ihm die Gnade der Götter verhieß, besonders erfreulich. Die Priester waren beschäftigt, zu opfern und zu beten, das Volk im fröhlichen Getümmel durchzog die Straßen, und der göttliche Apis selbst ward in feierlicher Procession umhergeführt.

Kambyses in seinem tauben Grimme, der Folge seines gedemüthigten Stolzes, konnte es nicht ertragen, daß gerade jetzt sich Menschen freueten; es war ihm, als ob jedes fröhliche Gesicht ihn über seine verunglückte Unternehmung verlachte. „Das höllische Lachen sollet ihr mir büßen! — schnaubte der Rasende. Bringet mir euern Götzen her." — Der Apis ward gebracht; Kambyses stieß ihm den Dolch in den Bauch, daß er starb, ließ die Priester geißeln, dann mit bloßem Schwerte unter die Bewohner einhauen, die sich noch in festlichen Kleidern sehen ließen, und machte so dem fröhlichen Feste ein schreckliches Ende.

§ 11.

Kambyses letzte Frevelthaten.

Uebele Laune, Unzufriedenheit mit sich selbst und starkes Weintrinken, wodurch er die Furien des bösen Gewissens zu verscheuchen suchte, brachten endlich eine solche Verwirrung in seinem Kopfe hervor, daß er nun fast nichts mehr begann, als was thöricht und scheußlich war.

Einmal fragte er seine Räthe, ob er, oder Cyrus größere Thaten gethan habe. Alle riefen, er sei der größte Held. Nur Krösus, der immer noch lebte, sagte mit bewunderns-würdiger Feinheit: „Noch bist du, o König, meines Bedün-

kens dem Vater nicht gleich; denn du hast noch keinen solchen Sohn, als er in dir hinterlassen hat.“ So fand der Nichtswürdige noch Schmeichler, die ihm Angenehmes sagten aus Eigennutz oder Furcht. Diese niedrige Menschenklasse enthält oft den Fürsten die Wahrheit vor, bestärkt sie im Uebermuthe, lobt deren Verbrechen, und trägt daher häufig die Schuld, wenn Hochstehende vom Wege der Tugend immer weiter sich entfernen.

Kambyses hatte, gegen alle persischen Gesetze und Sitten, zwei seiner Schwestern zu Frauen, und eine derselben, Atossa mit Namen, stieß er einmal in der Raserei mit dem Fuße vor den Leib, daß sie starb. Ein anders mal ließ er 12 vornehme Perser, die gar nichts verschuldet hatten, lebendig, mit dem Kopfe unten, in die Erde vergraben, so daß die Beine eben hervorsahen. Krösus, der sich hier nicht enthalten konnte, ihm außer dem Grausamen auch noch das Unweise dieses Verfahrens vorzustellen, gerieth darüber selbst in Lebensgefahr; doch entsprang er, als Kambyses nach dem Bogen griff, und die Diener versteckten ihn, da der König den Befehl gab, ihn zu tödten. Einige Tage nachher äußerte Kambyses wieder ein Verlangen nach Krösus. Die Diener sagten, er sei noch am Leben. Das freuete ihn sehr, aber dennoch ließ er die Diener hinrichten.

„Sage mir doch — fragte er einmal im Weinrausche seinen Günstling Prexaspes — was denken die Perser von mir?“ — Herr, antwortete dieser, sie geben dir das größte Lob; nur meinen sie, du seist dem Weine zu sehr ergeben. — „So? rief der König. Also glauben sie wohl, ich sei meines Verstandes nicht mächtig? Sogleich sollst du sehen, ob ich nicht diesen Pfeil deinem Sohne, der dort im Vorhofe steht, gerade durchs Herz schießen werde.“ — Er ergriff den Bogen zum Entsetzen des unvorsichtigen Vaters, und der Knabe stürzte nieder. Sogleich ließ Kambyses den Leib öffnen, und da der Pfeil wirklich mitten im Herzen steckte, rief er triumphirend aus: „Nun, Prexaspes, werden die Perser mich noch für taumelnd halten?“ — Nein, wahrlich! stotterte der unglückliche Günstling; ich glaube, ein Gott hätte nicht besser treffen können.

Bei solchen Umständen beruhete die Hoffnung des Vol-

kes einzig auf dem Bruder des wüthenden Königs, dem edeln Smerdis. Aber leider schmeichelte es sich mit leerer Hoffnung, indem der Tyrann aus Furcht vor dem überlegenen Geiste und Herzen seines Bruders auch diesen durch heimlich abgeschickte Mörder erwürgen ließ. — Vom Kambyses nur noch Weniges! Er ließ in Aegypten Gräber und Katakomben öffnen, und drang in das Innerste der Tempel, welches sonst nur Priester betreten durften, um recht seinen Abscheu gegen den widersinnigen Götzendienst der Aegypter zu erkennen zu geben, und um das, was diesen Leuten heilig war, recht frech verhöhnen zu können, wohl auch, um das Ansehen der bei dem Volke viel geltenden Priester zu schmälern. So stellte er sich einmal in einem Tempel vor ein Götzenbild, und lachte aus vollem Halse, und um die Aegypter noch mehr zu ärgern, ließ er das Bild vor ihren Augen verbrennen. Auf solche Weise belehrt man unwissende Menschen nicht, und Hohn erzeugt nur Haß. Es ist nicht unmöglich, ja wahrscheinlich, daß die durch ihn ihrer Vorrechte beraubten Priester seine Fehler der Nachwelt, noch übertrieben mitgetheilt haben. Er besaß deren doch genug.

Wer weiß, wie lange er noch in Aegypten gewüthet hätte, wenn nicht die Nachricht im persischen Lager erschollen wäre, Smerdis sei nicht todt, sondern habe sich in der Hauptstadt Susa auf den Thron gesetzt. Sogleich brach Kambyses mit dem Heere auf, sah jedoch seine Residenzstadt nicht wieder; denn als er in Ekbatana zu Pferde steigen wollte, ging etwas an der Degenscheide los, und die Spitze fuhr ihm in den Schenkel. Einige Tage nachher starb er an dieser Wunde. Das Heer kehrte nach Hause zurück.

§ 12.

Der falsche Smerdis.

(522 v. Chr.)

Ein Magier, der dem ermordeten Smerdis äußerst ähnlich sah, hatte sich in Susa zum Könige aufgeworfen, und das Volk durch sein Vorgeben getäuscht, er sei des Cyrus

Sohn und des Kambyses Bruder, die Mörder hätten einen andern an seiner Stelle getödtet, er wäre daher entkommen, und wollte nun die Perser sanft und gütig beherrschen, auch zum ersten Beweise seiner Milde allen Unterthanen drei Jahre lang die Abgaben erlassen. Das Volk jauchzte, und ließ sich alles gefallen; nur der persische Staatsrath, welcher aus 7 vornehmen Stammhäuptern bestand, war mit dem neuen Könige unzufrieden, besonders deswegen, weil er sich gar nicht sehen ließ, sondern immer in den innersten Zimmern seines Palastes sich aufhielt, und alle Aufträge an den Magier Patizithes, eigentlich seinen Bruder, verwies. Sie fingen sogar an zu muthmaßen, daß es wohl nicht der rechte Smerdis sein möchte; ja jemand erinnerte sich, daß einmal zu Cyrus Zeiten ein Magier, der dem Smerdis sehr ähnlich gesehen, wegen eines Verbrechens vom Cyrus mit Abschneidung der Ohren bestraft worden sei. Wie, wenn es dieser wäre, der jetzt die Aehnlichkeit zum Betruge aller Perser benutzt hätte? Schon daß er sich nicht in der Nähe sehen lassen will, ist verdächtig. Wenn es wahr wäre, daß er keine Ohren hätte! Aber das könnte man ja erfahren, trotz des Turbans, der den Kopf umhüllet: man müßte sich einem seiner Weiber anvertrauen. — Das geschieht, und die Tochter des einen Stammfürsten entdeckt, als der König einmal eingeschlafen ist, das er wirklich keine Ohren habe.

Nach dieser Entdeckung zögern die Fürsten nicht länger. Unter der Anführung des Darius, eines Sohnes des persischen Fürsten Hystaspes, dringen sie in den Palast. Die Wächter lassen sie wegen ihres bekannten Ranges ehrerbietig hindurch, nur im Hofe finden sie von den Kammerdienern Widerstand. Aber wer sich widersetzt, wird niedergestoßen, und so kommen die Verbündeten, den Dolch in der Hand, in die Zimmer des Königs. Hier war der Magier mit seinem Bruder allein; beide setzen sich zur Wehr, verwunden auch einige Fürsten, werden aber endlich beide niedergemacht. Man schneidet ihnen die Köpfe ab, und zeigt sie von der Zinne her dem Volke. Alles wird bekannt. Zusammenlauf aus allen Häusern, die Straßen füllen sich, man schimpft auf die Betrüger, die Wuth dehnt sich über



alle Magier aus, und wo sich einer erblicken läßt, wird er durchbohrt. An einem Tage fallen sämmtliche Magier in Susa. Das Volk ist ohne Oberhaupt, aber voll Vertrauen auf die Fürsten, die es muthig von einem unrechtmäßigen Herrscher befreiet hatten.

§ 13.

Darius Hystaspis.

(521—487 vor Christus.)

Es war ein seltenes Glück für das Reich, daß alle sieben Fürsten, wenn auch nicht einig, doch geneigt waren, den besten Rath anzuhören. Einige wollten aus Persien eine Art von Republik machen: sie wollten nämlich die höchste Gewalt mit dem Volke, d. i. hier mit dem vornehmsten Stamme, theilen; doch diese Meinung ward bald überstimmt, und man gab dem Rathe des jungen unternehmenden Darius Beifall, welcher auf Beibehaltung der Alleinherrschaft drang. Der Aelteste unter ihnen, Otanes, entsagte freiwillig, mit der Bescheidenheit eines Lykurg und Solon, allen Ansprüchen auf die Regierung, und die übrigen Sechs, welche das Edle dieser That dankbar erkannten, verabredeten gleich, daß derjenige unter ihnen, welcher König werden würde, ihm und seinen Nachkommen freie Unabhängigkeit und ein jährliches kostbares Geschenk zusichern sollte. Die Königswürde aber sollte jener erhalten, dessen Pferd bei einem gemeinschaftlichen Spazierritte zuerst wiehern würde.

Darius hatte einen Stallmeister, welcher die Seelenlehre der Pferde studirt haben mochte. Denn sobald er von seinem Herrn die Abrede des Fürsten vernommen hatte, versprach er ihm zuversichtlich, wenn es nur darauf ankäme, so sollte kein anderer König von Persien werden, als sein Gebieter. Was that der schlaue Mann? Er brachte den Abend vorher den Hengst des Darius in die Vorstadt, durch welche morgen die Gesellschaft reiten wollte, schüttete ihm daselbst Futter in Menge auf, und führte ihn erst spät wieder heim. Am Morgen setzten sich die sämmtlichen Herren auf, tummelten und spornten ihre Rosse, doch keins wollte wiehern. Kaum aber waren sie in der Vorstadt, so erinnerte

sich der Hengst des Darius beim Anblicke des Futterplatzes der gestrigen Freuden, und wieherte seinen Reiter zum Könige. Die andern sprangen sogleich von den Pferden, und huldigten dem Darius.

Dieser König regierte 34 Jahre, und hinterließ den Ruhm, ein gerechter Fürst gewesen zu sein, nur daß seine Seele auch nicht rein war von dem Laster der Eroberungssucht, wodurch er seiner Unterthanen Blut und Wohlfahrt vergeudete. Ganz Persien theilte er in 20 Satrapien oder Statthalterschaften, und ordnete nach ihnen die Landeseinkünfte besser. Manchen Völkern wagte er jedoch noch keine bestimmte Abgaben aufzulegen, z. B. den Kolchern, den Arabern und den kaukasischen Nomadenhorden, sondern ließ sich von ihnen bloß willkürliche Geschenke bringen.

Die Verfassung des persischen Reiches war von den Medern entlehnt, und ein wahrer Despotismus (Willkürherrschaft). Der König galt als sichtbarer irdischer Gott, alle Bürger des Reiches aber erschienen als seine Sclaven. Dies anzudeuten, war die ganze Hofetiquette berechnet. Man kniete vor dem Erdengott nieder, und brachte ihm Geschenke, gleichsam Opfer. Die medischen Priester, die Magier, hatten um diese Zeit keinen bedeutenden Einfluß mehr, und galten nur noch so viel, als dem Großherrn zu belieben geruhte. Der oberste Gerichtshof entschied nur gegen Unterthanen, nicht gegen das Oberhaupt des Reiches. Die königliche Gewalt hatte also keine andere Schranke, als jene, welche die Religion, Gewohnheiten und Rücksicht auf seine Stellung dem Großherrn auflegte. Die 7 obersten Beamten werden Verwandte des Königs genannt, auch Augen, Ohren, Hände des Königs, also seine bloßen Werkzeuge. Er wohnte abwechselnd zu Babylon, Susa, Ecbatana und in den ältern Zeiten ohne Zweifel auch zu Persepolis, allen Lüsten fröhnend. Der Hof war glänzend und zahlreich, täglich wurde 15,000 Menschen die Tafel gegeben. Zu dem bedeutendsten Theile desselben gehörte der Harem mit zahllosen Weibern, wovon eine als Königinn galt. Auf den prächtigen Ruinen vor der Königsburg Persepolis wird der König dargestellt, wie er auf dem Throne prangt, auf hohem Sitze, an dem ein Fußschemel angebracht ist. In der Rechten hält er

ein Scepter, in der Linken ein Gefäß zum Opfern. Hinter ihm steht eine Figur, fast weiblich gekleidet, mit einem Fliegenwedel, und hinter dieser des Königs Waffenträger. Leibwachen in medischer und persischer Tracht stehen in 5 Reihen übereinander. Vor dem Könige befinden sich zwei Gefäße, hinter diesen ein Mann, der ein Gesandter zu sein scheint, und den König anredet, wie man an der Haltung der Hand bemerkt. Der Thronhimmel ist mit Einhorn und Löwe geschmückt, dem Sinnbilde des persischen Reiches, dem auch das Schnellste und Stärkste nicht gewachsen ist. Der König ist ausgezeichnet durch seine Größe und seinen Schmuck, der ehemals im Relief mit Gold ausgelegt war. An der entgegengesetzten Seite des Gebäudes ist der König nochmals dargestellt auf seinem Throne, der von 3 Reihen von Männern getragen wird. Hier schwebet über den König sein Ferver (Schutzgeist). — Auch finden sich noch andere charakteristische Abbildungen, z. B. eine Darstellung der einzelnen Nationen des Reiches, wie sie an bestimmten Festtagen in Gesandtschaften am Hofe erschienen, um dem Könige die Geschenke ihrer Provinz zu überreichen. Daß die Auftretenden sehr verschiedenen Völkern angehören, zeigt ihre Tracht, ja man erkennt, daß sie selbst in sehr von einander abweichenden Klimaten wohnen müssen. Da erblickt man Solche, die in Pelze eingehüllt, und Andere, die nur mit einem Schurze um den Leib bedeckt sind. Auch die verschiedenen Geschenke deuten darauf hin. Sie bestehen theils in Gefäßen, deren Inhalt man natürlich nicht kennen kann, theils in Kleidungen und Schmucksachen, theils in Thieren. Vor jeder Abtheilung des Zuges schreitet Einer, wohl als Wortführer, nichts tragend und von einem persischen Ceremonienmeister geführt; hinter ihm ziehen die andern Geleiter. Der ganze Zug besteht aus 20 Abtheilungen, ohne Zweifel die 20 Satrapien des Reiches vorstellend.

Das Reich des Darius hatte zu Gränzen im Süden das indische Meer, den persischen Golf und die arabische Halbinsel; im Norden das schwarze Meer, den Kaukasus und das kaspische Meer; im Osten den Indus; im Westen das Mittelmeer. Der Euphrat theilte dieses große Reiche in 2 Theile.

Von allen Völkerschaften, aus denen es bestand, gal-

ten die Perser als die angesehensten und herrschenden, und aus ihnen wurden vorzugsweise die Feldherren und der Kern der Truppen genommen, die s. g. 10,000 Unsterblichen, zugleich die Leibwache des Königs. Auf sie folgten die Meder. Die Vorsteher der 20 Statthalterschaften oder Satrapien, wurden Satrapen genannt, und in ihren Händen ruhte die ganze Verwaltung der Provinz. Obschon abhängig vom Großherrn, konnten sie in ihrem Lande doch den großen Herrn, ja selbst den Despoten im Kleinen spielen, wenn sie nur die Abgaben an ihren höchsten Herrn entrichteten.

§ 14.

Die Gemahlinn des Intaphernes.

Die sechs Magnaten, von denen oben Rede war, blieben beständige Freunde und Rathgeber ihres glücklichen Nebenbuhlers. Nur einer von ihnen, Intaphernes, konnte die Eifersucht nicht ersticken, und dachte auf eine Verschwörung gegen den Darius. Die Sache ward entdeckt, man zog ihn ein, und die Richter verurtheilten, hart genug, nicht nur ihn, sondern auch sein ganzes Haus, zum Tode. Da versuchte seine Gemahlinn, des Königs Herz durch Bitten zu erweichen. Darius hörte sie gnädig an, und schenkte ihr das Leben. — „Ach," jammerte sie, „was soll mir dies klägliche Dasein allein, im ausgestorbenen Hause! Nicht für mich habe ich gebeten." — „Dein Mann ist strafbar," versetzte der König, „ich vermag nichts gegen die Gesetze. Doch magst du noch einen der Verurtheilten dir erbitten." — „Nun wohl, so gib mir meinen Bruder los." — „Wie?" fragte der König: „ist dir der Bruder näher, als der Gemahl und die Kinder?" — „O," sprach sie, „der Bruder ist mir das einzig übrige, mir ewig werthe Erbgut meiner theuern Eltern, welche todt sind!"

Darius ehrte diese Bruderliebe, die aus kindlicher Liebe gegen die längst verstorbenen Eltern floß, und gab der Bittenden außer dem Bruder auch noch ihren ältesten Sohn los.



§ 15.

Der arme Syloson.

Darius hatte in jüngern Jahren als Trabant des Kambyses den Kriegszug nach Aegypten mitgemacht, zu einer Zeit, wo es ihm noch gar nicht in den Sinn kommen konnte, daß er einst der Nachfolger dieses Königs werden würde. Er war nun einmal auf dem Markte zu Memphis umhergegangen, auf welchem sich damals mehrere Ausländer, besonders Griechen, befanden. Unter diesen war zufällig auch Syloson, der jüngste Bruder des Polykrates von Samos, der unter dem Kambyses gekreuzigt war. Der arme vertriebene Syloson trug gerade ein rothes Oberkleid, vielleicht das einzige, das er hatte retten können, und mit diesem zog er des Darius Aufmerksamkeit an. — „Du," redet ihn Darius an, verkauf mir deinen Mantel da!" — Der arme Syloson, vielleicht aus natürlicher Gutmüthigkeit, vielleicht aus Furcht vor dem persischen Krieger, gibt willig seinen Mantel ab, und sagt: „Da nimm! verkaufen will ich ihn nicht; wenn du ihn aber haben mußt, so will ich ihn dir schenken." — Darius bedankte sich, und ging mit dem Mantel fort.

Syloson wanderte darauf in Dürftigkeit von einer Stadt zur andern, und kam endlich auch nach Persien. Hier hörte er von dem Aufstande der Fürsten und von der neuen seltsamen Königswahl, und als man ihm den Namen Darius Hystaspis nannte, fiel ihm auf einmal der Perser in Memphis und sein rother Mantel ein. Vielleicht ist derselbe dankbar, dachte er; ich will doch nach Susa gehen. — Er thats, und setzte sich im Vorhofe des königlichen Palastes nieder. Die Wache fragte ihn aus; er antwortete, er sei ein Wohlthäter des Königs. Es wird dem Könige angesagt. Ich wüßte doch nicht, sagt Darius, daß ich einem Griechen etwas schuldig wäre; indessen laßt ihn kommen! — Der arme Syloson tritt ein, und erzählt die Geschichte in Betreff des Mantels. „Ach!" ruft der König „ehrliche Seele, ja ich erkenne dich wieder. Du hast mir Gutes erwiesen, da ich noch nichts war. Jetzt soll dich's nicht gereuen, den Sohn des Hystaspis beschenkt zu haben."

Er wollte ihm einen Schatz von Silber und Gold aufdringen. Aber Syloson lehnte es ab, und sprach: „Willst du mich belohnen, o König, so befreie mein Vaterland Samos, das jetzt ein Fremdling beherrscht, seitdem mein Bruder Polykrates so schändlich ermordet ist. Dies gieb mir, aber ohne Blutvergießen, und ohne jemand seiner Freiheit zu berauben."

Darius bewilligte die Bitte, und sandte den Otanes und Syloson mit einer Flotte nach Samos. Die Stadt mußte gegen den Wunsch des sanften Syloson mit dem Schwerte erobert werden; als das aber geschehen war, fügten sich die Bewohner willig unter die Befehle ihres neuen rechtmäßigen Beherrschers. So fand die Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit ihren Lohn. Möchten alle, welche Anderen zum Danke verpflichtet sind, dem Perserkönige gleichen! denn Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, aber Unerkenntlichkeit ein schwarzes Laster.

§ 16.

Zopyrus.

Während des ägyptischen Krieges und der kraftlosen Regierung der Magier in Susa hatten sich die Perser wenig um ihre entfernteren Provinzen bekümmern können, und dieser Umstand war von den durch Cyrus unterjochten Babyloniern benutzt worden, sich unabhängig von der persischen Oberherrschaft zu machen. Ganz in der Stille hatten sie ihre Stadt noch mehr befestigt, und mit den Gräben und Kanälen sich auch besser vorgesehen. Als Darius Hystaspis zur Regierung kam, waren sie eben mit ihren Anstalten fertig geworden, und kündigten dem neuen Herrn den Gehorsam auf.

Darius rückt gegen sie, belagert die Stadt, sieht aber keine Möglichkeit, sie zu erobern. Die Babylonier selbst waren ihrer Sicherheit so gewiß, daß sie oben auf den Mauern tanzten, und die Perser laut verhöhnten. Ein Jahr und sieben Monate lag das feindliche Heer vor der Stadt, versuchte alles, auch die List des Cyrus, aber vergebens. Darius war höchst mißmuthig, und schämte sich doch, unver-

richteter Sache wieder abzuziehen; auch wäre der Verlust der Provinz Babylon ein wesentlicher Schade gewesen.

In dieser Noth trieb die Liebe gegen seinen König oder — die Ruhmsucht einen jungen Perser, Namens Zopyrus, dessen Vater einer der sieben Stammhäupter war, zu einer fast unglaublichen Selbstverläugnung. Er ersann eine List, bei der er seine Nase und Ohren mit einrechnete, denn beide schnitt er sich selbst ab, verschor sich das Haar auf eine schimpfliche Weise, und peitschte sich den Rücken mit scharfen Geisseln blutig. So erschien er vor dem Darius. „Entsetzlich!“ sprach Darius, und sprang vom Stuhle auf, „wer hat dich so verstümmelt?“ — „Ich selbst,“ antwortete Zopyrus, „und dir zu Liebe, denn so hoffe ich dir die Stadt zu erobern.“ — „Unsinniger, welch ein gräßlicher Gedanke! O hättest du mir das zuvor eröffnet, nimmer hätte ich's zugegeben!“ — Das wußte ich wohl, o König, darum that ich's heimlich. Jetzt aber höre meinen Plan! So blutend, wie du mich hier siehst, will ich in die Stadt gehen, will vorgeben, du hättest mich so zugerichtet, will Rache schnauben gegen dich, und mich so wüthend stellen, daß kein Babylonier die List vermuthen soll. Man wird mir ein Heer anvertrauen, und mit diesem will ich einen Ausfall thun. Du schickst mir dann tausend Mann der schlechtesten Truppen entgegen, daß ich sie schlage, ein anderes mal zwei tausend, und endlich vier tausend. Sehen mich die Babylonier so siegreich gegen dich fechten, so vertrauen sie mir zuletzt die ganze Macht an, und die Thorschlüssel dazu, und dann laß mich nur sorgen.“

Er kam ans Thor. Man fragte, wer er wäre; man glaubte seiner Lüge, und ließ ihn ein. Er spielte in der That seine Rolle so natürlich, daß er bei Allen Mitleid und Entsetzen erregte, zumal da sein Name und seine fürstliche Abkunft den Babyloniern wohl bekannt war. Er schwur, daß er dem Darius eine schreckliche Rache zugedacht hätte, und daß ihm kein Perser entkommen sollte, wofern man ihn nur schalten ließe. Wirklich ward ihm ein kleiner Haufen anvertraut, mit dem er einen Ausfall that, und nach der Abrede tausend Perser aus dem Felde schlug. Man gab ihm eine größere Schaar, und er überwand die zweitausend.

Beim dritten Ausfalle besiegten die belagerten unter seiner Anführung auch die viertausend; und jetzt ward er zum Oberfeldherrn aller babylonischen Truppen ernannt, und bekam die Festungsschlüssel in seine Hände. Nun war es ihm leicht, die Perser einzulassen, und die ihm anvertraute Macht geraden Weges in ihr Verderben zu führen. Die Stadt was also durch List wieder erobert, aber leider durch eine List, die 7000 Menschen das Leben gekostet hatte. Doch schien Darius dies nicht sehr zu rechnen; denn er versicherte nachher, er wolle lieber den Zopyrus nicht so verstümmelt sehen, als noch zwanzig solche Städte, wie Babylon, gewinnen. Er bezahlte ihm hierauf seine Nase und Ohren königlich, indem er ihm auf Lebenszeit die Einkünfte von Babylon schenkte, und ihn zum Satrapen dieser Provinz einsetzte.

Der König, der keinesweges zu den grausamsten Herrschern des Morgenlandes zu zählen ist, ließ dennoch, nach heidnischer Despotensitte, die Empörer schrecklich bestrafen; denn nachdem ihre Mauern und Wälle zerstört waren, wurden 3000 der vornehmsten Bürger und Anführer lebendig ans Kreuz genagelt. Welch entsetzliches, alles Gefühl empörendes Schauspiel! Die Griechen stellen jedoch den Darius, der beständig ihre Unabhängigkeit bedrohte, zu parteiisch und gehässig das. Er, der einen Freund wie Zopyrus fand, und der den Karthagern das Gebot gab, sich der Menschenopfer zu enthalten, muß doch nicht ein solcher Wütherich gewesen sein, womit auch die persischen Ueberlieferungen stimmen; einzelne schöne Züge aus seinem Leben werden selbst von seinen Gegnern mitgetheilt.

§ 17.

Darius Zug gegen die Scythen.

Die Perserkönige scheinen sämmtlich den Grundsatz gehabt zu haben, das Kriegführen gehöre zu den nothwendigen Geschäften eines Königs, und es müsse ein jeder etwas zur Vergrößerung des Reiches und zur Unterdrückung anderer Völker beitragen. Der sonst gegen manche andere Herrscher treffliche **Darius Hystaspis** hielt es wirklich für sein Pflicht, mit einem großen Heere auszuziehen, und auf die

Frage, wohin? beschloß er die Scythen zu bekriegen, weil sie einmal in Medien eingefallen waren, und dieses viele Jahre tributpflichtig gemacht hatten. Es ist indeß auch nicht zu läugnen, daß die Scythen überhaupt lästige und gehässige Nachbarn waren. Sie kannten keine andere Beschäftigung, als Raub und Krieg, und fielen plötzlich, wie ein Hagelwetter und wie Heuschreckenschwärme, in blühende Länder ein, alles verheerend. Nie konnte man vor ihren Einfällen ganz sicher sein.

Das Heer zog zuerst nach dem thrazischen Bosphorus, der heutigen Meerenge von Constantinopel, setzte hier nach Europa über, zog nun nördlich nach dem Ister (der Donau) hinauf, wo es die vorangeschickte Flotte fand, welche eine Schiffbrücke bildete, und das Heer hinüberließ. Die Scythen, welche weder Städte, noch Dörfer zu vertheidigen hatten, zogen sich ruhig mit ihren Weibern und Kindern, Pferden und Kühen zurück, und ließen den Persern die wüsten Steppen. Darius fand weder Menschen, noch Lebensmittel; darum ärgerte und schämte er sich bald des unternommenen Zuges. Endlich sandte er Reiter voraus an die immer zurückziehenden Scythen, und verlangte von ihnen, sie sollten ihm Stand halten, und eine Schlacht liefern. Sie aber zogen sich immer nördlicher hinauf, und sandten dem Darius einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Ein Kriegsgefangener erklärte den Sinn des Geschenkes so: Könnet ihr Perser nicht in die Luft flüchten gleich dem Vogel, oder in die Erde gleich der Maus, oder in das Wasser gleich dem Frosche, so werdet ihr unsern Pfeilen nicht entrinnen.

Das war keine leere Drohung. Denn als die Perser endlich von Hunger gezwungen, schnell umkehrten, ihre Schiffbrücke wieder aufzusuchen, wollten die Scythen ihnen seitwärts zuvorkommen, und die Brücke abbrechen. Zum Glück für die Perser verfehlten sie den Ort, und Darius kam bei Nacht an die Brücke, setzte rasch hinüber, und kehrte mißmuthig nach Susa zurück. Ganz ohne Zweck blieb jedoch diese Unternehmung nicht, da Darius nun durch die Besetzung von Thracien und Macedonien festen Fuß in Europa faßte.

Bald darauf erlebte er den Anfang eines noch weit schimpflichern Krieges, der am Ende seine Familie und seine Nation um die Herrschaft über Asien brachte. Eine in der

Geschichte ewig denkwürdige Begebenheit! Bevor wir diese näher erzählen, wollen wir einige Worte über die Ursachen sagen, die das jetzt noch mächtige Perserreich zu einem raschen Falle führten. Der erste Stoß ward ihm durch die Perserkriege gegeben. Die Herrscher entarteten immer mehr und mehr. Der Stolz machte sie sicher, die Sinnenlust lähmte ihre Kraft. Die Weiber des Harems beherrschten sie, nebst den Höflingen, die bald Werkzeuge dieser Frauen waren, bald dieselbe als ihre Werkzeuge gebrauchten. Die unselige Vielweiberei mußte ohnehin Zwistigkeiten in der königlichen Familie herbeiführen; jedes Weib suchte sich und ihre Kinder auf Kosten der andern zu erheben, und an politischem Einfluß zu gewinnen; die bösen Geister des Neides, der Eifersucht, des Hasses, der Rachsucht, des Stolzes, trieben in der glänzenden Königsburg ihr heilloses Spiel. Dazu kam, daß die Satrapen sich immer mehr unabhängig zu machen strebten, ihre selbstsüchtigen politischen Zwecke verfolgten, sich einander bekriegten, und endlich dem Großherrn immer mehr den Gehorsam versagten, je kräftiger sie sich fühlten, selbst den Großherrn zu spielen. Dann fehlte auch in dem ungeheuren Reiche, das aus so vielen Völkern bestand, ein inniges geistiges Band, das sie an den König und an einander fesselte. Sie hatten nicht dieselbe Religion, nicht dieselbe Sprache, nicht dieselben Sitten und Gebräuche, nicht dieselbe Abstammung. Was sollte den Koloß zusammen halten? Die gewaltige Kriegesherrschaft und der militärische Druck, der früher übrigens nicht so groß war, wie in andern despotischen Staaten, und mehr von den Satrapen, als vom Großherrn ausgeübt ward, vermochte es auf die Dauer auch nicht allein, eine Erfahrung, die wir an allen großen Reichen machen, welche mit dem Schwerte gegründet sind, und mit der Zuchtruthe und mit eisernem Scepter zusammengehalten werden sollten. Endlich verweichlichten die einst wackern Perser selbst, brachten ihre Körper- und Seelenkräfte der Schwelgerei und Ueppigkeit zum Opfer, und theilten auch den von ihnen unterworfenen Völkern dieses Gift mit. Selbst ihre Religion artete aus, denn man hielt allmälig das Feuer nicht mehr für ein Sinnbild der Gottheit, sondern für eine Gottheit selbst und der Mythrasdienst suchte

jenen weniger schädlichen des Ormuzd zu verdrängen. Keine, andere Völker besonders fördernde höhere, geistige Anregung ist von den Persern ausgegangen, aber das persische Weltreich hat dennoch fast alle gebildeten Völker des Morgenlandes vereinigt, und es so möglich gemacht, daß sie sämmtlich von einer gleichen Anregung, die auch unter den Griechen, namentlich unter Alexander, statt hatte, Nutzen ziehen konnten. Durch Kraft und Einfachheit der Sitten sind die Perser Herrscher über so viele Völker geworden, durch Lust und Ueppigkeit werden sie fallen. Wie doch aus böser Saat böse Frucht entsteht, wie gute Frucht aus guter Saat! Wie doch der Allerhöchste so oft in der Weltgeschichte das Weltgericht hält, nur daß die stumpfsinnigen Sterblichen den Urtheilsspruch nicht vernehmen! Sind nun die Perser ihrer Demüthigung und ihrem Falle so nahe, wird dann kein Volk mehr vorhanden sein, das die Menschheit weiter führe und wohlthätig auf dieselbe einwirke? Ja, durch das Zusammentreffen des Perserreiches mit den Griechen wird zu einer gänzlichen Umwandlung die Bahn gebrochen.

Die Griechen.

§ 18.

Aufstand der Jonier.

(504 vor Chr. Geb.)

Die blühenden Griechenkolonien an der Westküste Kleinasiens waren schon durch einen Feldherrn des Cyrus der persischen Herrschaft unterworfen, und hatten jetzt persische Satrapen. Solche waren zwar geborne Griechen, aber doch persische Beamten, und so sehnten sich alle Bürger herzlich nach Erlösung von diesem Joche; es fehlte ihnen nur an einem geschickten Anführer. Diesen fanden sie zwar nicht; allein ein seltsames Zusammentreffen von Umständen führte endlich, wiewohl langsam und blutig, zur Erreichung ihrer Wünsche.

In einer ihrer reichsten Handelsstädte, Milet, war Hystiäus persischer Satrap. Dieser hatte mit mehrern andern Griechenfürsten dem Darius auf seinem Zuge gegen die Scythen folgen, und die Schiffbrücke bewachen müssen, die über

die Donau geschlagen war. Einer von ihnen, der Athener Miltiades, der ein Besitzthum im thrazischen Chersonesus hatte, gab da den Rath, die Brücke zu zerstören und so dem Darius den Rückweg abzuschneiden; dann würden alle Griechen frei werden. Viele theilten diese Ansicht, nur Hystiäus meinte, wenn Darius fiele, so hätten sie, — die Griechenfürsten — von ihren eigenen Bürgern das Aergste zu erwarten, weil sie sich von den Persern zu Tyrannen ihrer Landsleute hätten einsetzen lassen. Der Eigennutz der Satrapen siegte, die Brücke blieb, Darius war gerettet. Da Miltiades seinen Rath vereitelt sah, und wohl denken konnte, daß seine Rede dem Darius zu Ohren kommen würde, so verließ er die Brücke noch vor der Rückkehr des Perserkönigs aus dem Scythenlande, verzichtete auf die persische Satrapie im Chersonese, und kehrte als Privatmann nach Athen zurück. Als Darius die Brücke wieder erreichte, erzählten die Satrapen ihm, wie Hystiäus gegen den entflohenen Miltiades für den König gesprochen, und das Abbrechen der Brücke verhindert, die anderen Satrapen im Gehorsam erhalten, und ihrem Herrn den Rückweg über die Donau offen gehalten habe. Dafür gewann Darius den Hystiäus besonders lieb, und nahm ihn mit sich nach Susa. Dem Griechen aber war das Vertrauen seines Herrn und der Zwang des Hoflebens lästig, und er sehnte sich so sehr nach seinem unbeschränkten Wirkungskreise in Milet zurück, daß er selbst einen Verrath gegen seinen Wohlthäter begünstigte, um nur zu seinem Zwecke zu gelangen.

In Milet war indeß Aristagoras an des Hystiäus Stelle zum Stadthalter ernannt worden. Jener hatte einen unglücklichen Zug gegen eine benachbarte Insel gemacht, und erhielt nun den Bescheid, er solle entweder die Kosten erstatten, oder seinen Kopf nach Susa bringen. Eine schlimme Wahl! So viel Geld konnte er nicht bezahlen, und sein Kopf war ihm auch lieb. In dieser Bedrängniß fiel ihm ein verwegener Gedanke ein — Empörung gegen den König. Er rechnete auf den Beistand aller Jonier, vielleicht auch der europäischen Griechen. Aber wiederum, welch ein Unternehmen gegen einen so mächtigen Herrn! Und Aristagoras war wirklich nicht der einer so gewaltigen That gewachsene Mann.

Unterdessen hörte Hystiäus in Susa von diesen Vorgän-

gen. „Ha, dachte er, wenn es dort zu Empörungen käme, und Darius sendete mich hin, den Aufruhr zu dämpfen! Welch eine herrliche Gelegenheit, aus diesem peinvollen Palaste befreit zu werden! Ich will die Gährung befördern und dem Aristagoras Muth machen. Hat er den Aufruhr nur erst laut erklärt, so mag es gehen, wie es wolle; genug, wenn ich aus Susa komme.“

Er schor einem treuen Sclaven das Haupt kahl, schrieb ihm einige Worte auf die Haut, sperrte ihn ein, bis die Haare unter dem Turban wieder gewachsen waren, und da sandte er ihn zu dem Aristagoras, dem er dabei sagen ließ, er sollte diesem Sclaven das Haupt scheren. Aristagoras thats, und las die seltsam verborgene Schrift. Voll Freude, daß selbst von da her Aufmunterung an ihn gelangte, zögerte er nun keinen Augenblick mehr, sondern wiegelte sämmtliche jonischen Städte auf, verhieß ihnen Freiheit und Unabhängigkeit, und nachdem er die nöthigsten Vertheidigungsanstalten getroffen hatte, setzte er sich in ein Schiff, um die Griechen in Europa zum Bündnisse mit ihren asiatischen Verwandten zu bewegen.

§ 19

Aristagoras in Athen und Sparta.

Die Athener hielten es für Pflicht, ihren bedrückten Brüdern zur Freiheit zu verhelfen, und ließen den Aristagoras nicht lange bitten. Sie fürchteten ohnehin die wachsende Macht des großen persischen Tyrannen, der, wenn es ihm mit den Scythen nur besser gelungen wäre, gewiß auch Griechenland mit seinem Besuche nicht verschont haben würde; sie fürchteten den Hippias, der nach seiner Verjagung bei dem Großherrn sehr in Gunst gekommen war, und vielleicht an der Spitze eines persichen Heeres zurückkehren konnte; sie fürchteten endlich eine wirklich schon vorhandene Kriegsmacht von 80,000 Mann, welche Darius seit seinem Feldzuge gegen die Scythen noch in Thrazien und Macedonien hatte stehen lassen, mit welcher er auch die Macedonier, der Thessalier nächste Nachbarn, bereits unterjocht hatte. Um also nichts zu unterlassen, diesem drohenden Feinde zu schaden,

sandten die Athener den Joniern sogleich eine Flotte von 20 Schiffen zu Hülfe.

In Sparta gelang es dem Aristagoras nicht so gut. Er fing im Senate eine weitläufige Rede an, in welcher er den Spartanern bewies, daß sie das reichste und mächtigste Volk auf Erden werden müßten, wenn sie das persische Reich eroberten. Er zeigte auch zugleich eine metallene Tafel vor, auf welcher eine Art Landkarte von Asien eingegraben war. Aber als die Spartaner ihn fragten, wie lange man von Sparta bis Susa reisen müßte, und er sich etwas von drei Monaten merken ließ, so riefen sie alle: „O geh, du guter Freund von Milet, und mach, daß du noch vor Sonnenuntergang aus Sparta kommst: wir wollen nichts weiter hören." Lykurg hatte ihnen nämlich verboten, ausserhalb des Landes Krieg zu führen.

Aristagoras machte indeß noch einen Versuch, und ging zum Könige Kleomenes ins Haus, den er gerade mit seiner kleinen neunjährigen Tochter Gorgo allein traf. Er versprach ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit 10 Talente (12,000 Rthlr.), wenn er die Spartaner zum Bündnisse mit den Joniern bewöge; vergebens! Er legte noch 10 — noch 20 — noch 30 Talente zu, Kleomenes schüttelte immer mit dem Kopfe. Endlich bot er ihm 50 Talente (60,000 Rthlr.). „Vater — rief da endlich die kleine Gorgo ängstlich — Vater, geh weg, sonst besticht dich der Fremde noch!" Diese naive Warnung des Kindes fiel dem schon wankenden Könige so aufs Herz, daß er sogleich aufstand, und den Milesier entließ.

§ 20.

Ausgang des jonischen Aufstandes.

(498 vor Chr. Geb.)

Als die athenischen Hülfstruppen und noch eine kleine Flotte aus Eretria (von der Insel Euböa) angekommen waren, standen die Jonier in Masse auf, und griffen den Darius in seinem eigenen Lande an. Aristagoras ging nicht mit, sondern blieb ruhig in Milet, indeß das zusammengebrachte Heer nach Ephesus und von da nach Sardes zog.

Da ihnen hier noch niemand Widerstand leistete, so nahmen sie die Stadt leicht ein, und verbrennten sie mit allen ihren Häusern und Tempeln. Bei diesem unerwarteten Schicksale versuchten die Bewohner vor dem Thore ihrer brennenden Stadt eine verzweiflungsvolle Nothwehr, und die Jonier — mußten sich auf das Gebirge Tmolus zurückziehen. Wenig Tage nachher kam den Lydiern ein schon am Halys bereit stehendes persisches Heer zu Hülfe, fand die Jonier in Ephesus, zwang dieselben zur Schlacht, und die Jonier wurden, wie leicht zu vermuthen war, gänzlich geschlagen. Mehrere Jahre dauerte der unglückselige Krieg, das schöne Land ward ganz verwüstet, und verlor den besten Theil seiner Bewohner. Indessen war die Unternehmung einmal angefangen, und die Jonier mußten nun wider Willen fechten. Sie versuchten es zu Wasser und zu Lande, erwarben sich neue Bundesgenossen, und verloren alte, z. B. die Athener, welche gleich nach der ersten unglücklichen Schlacht wieder abzogen, und Aristagoras, der sich als den Urheber des allgemeinen Elends ansah, flüchtete nach Thrazien, wo er eine Kolonie anlegte, und bald darauf von den dortigen Wilden niedergemacht ward.

Dem Hystiäus erging es nicht besser. Darius ließ ihn zwar wirklich nach Sardes ziehen, aber hier kannte man des Griechen Absichten sehr wohl, und der lydische Satrap nannte ihn ohne Hehl einen Verräther. Hystiäus entfloh daher zu den Empörern, fand aber auch hier keine freundliche Aufnahme, weil jeder in ihm den Aufhetzer des Aristagoras verabscheute, und ihn für die Veranlassung aller Unglücksfälle hielt, welche dies sonst so friedliche, blühende Ländchen betroffen hatten. Einigen Anhang gewann er indessen doch; mit diesem zog er von einer Insel zur andern umher, raubte, plünderte, sengte, wo er keinen Widerstand fand, und fiel endlich einem persischen Haufen in die Hände, der ihn nach Sardes schickte. Hier ließ der Stadthalter ihn kreuzigen. Sein Kopf ward nachher mit Salz eingerieben, und dem Darius nach Susa geschickt, welcher aber mit diesem Verfahren sehr unzufrieden war, und den Kopf abzuwaschen, einzuwickeln, und anständig zu begraben befahl, weil der Mann, wie sehr er sich jetzt auch vergangen, ihm doch einst in dem Scythenkriege wichtige Dienste geleistet hatte. —

Die Jonier wurden endlich in einer Hauptschlacht zu Wasser und zu Lande überwunden, die Perser eroberten Milet, und sandten die Bewohner, welche noch nicht niedergehauen waren, gefangen nach Susa. Auch gegen sie bewies sich Darius sehr menschlich: er vergab ihnen, schenkte allen das Leben, und versetzte sie nur in eine andere Provinz. So schonend verfuhren jedoch die persischen Feldherren nicht: sie bezeichneten ihre Wege mit Blut, mit grausamer Verstümmelung und Mord der Gefangenen, so daß die Jammerauftritte in dem wiederbesiegten Jonien ohne Ende waren, und alle Griechen, die davon hörten, mit Erbarmen und Grausen erfüllt wurden.

§ 21

Erster Feldzug der Perser nach Griechenland.

(491 v. Chr. G.)

Nichts hatte den Darius bei den jonischen Unruhen mehr verdrossen, als die Keckheit der Athener. Auch unterließ der vertriebene Hippias, der noch immer am persischen Hofe lebte, nichts, den Zorn des Königs gegen dieses Volk immer mehr zu reizen. Darius ließ zuletzt, damit es ihm nie aus dem Sinne käme, wie sehr die Athener, besonders durch die Verbrennung von Sardes, ihn beleidigt hätten, sich täglich bei der Mahlzeit von einem Diener die Worte zurufen: Herr, gedenke der Athener!

Aber nicht sie allein, ganz Griechenland sollte für die Theilnahme an den jonischen Unruhen bestraft werden. Herolde wurden in alle griechischen Städte geschickt, Erde und Wasser für den Großherrn als Zeichen der Unterwürfigkeit zu fordern. Viele gaben das Verlangte aus Furcht, besonders die Inseln, die dem Zorne des Persers am ersten ausgesetzt waren. Auch die Insel Aegina bequemte sich dazu, und wurde deswegen von den Athenern angeklagt, als wäre es aus Rachsucht gegen sie geschehen. Die Spartaner untersuchten die Sache, und legten den Aeginern eine Strafe auf.

In Sparta wurde man über die persische Forderung so erbittert, daß man die Herolde auf der Stelle in einen Brunnen warf. In Athen beschloß das Volk auf den Antrag ei-

nes jungen Redners Themistokles, den Griechen am Leben zu strafen, der sich zum Dolmetscher einer so entehrenden Botschaft hatte brauchen lassen.

Des Persers Ehre war nun zu tief gekränkt: jetzt mußte er zeigen, wer er wäre. Mardonius, ein junger ruhmgieriger Perser, des Königs Schwiegersohn, der durch die Besiegung der Griechen sich zu verewigen hoffte, betrieb auch die Sache auf das angelegentlichste. Ihm ward der Oberbefehl einer Flotte anvertraut, die ein zahlreiches Heer eingenommen hatte, und ein anderes Heer ging zu Lande, über den Hellespont, von wo es sich mit der Flotte gemeinschaftlich aus dem nördlichen Griechenland in das südliche herunterziehen wollte. Aber noch ehe die Landtruppen Macedonien erreichten, erlitten sie durch tägliche Ueberfälle thrazischer Horden, wobei Mardonius selbst verwundet wurde, einen empfindlichen Verlust; und die glänzende Flotte wurde durch einen schrecklichen Sturm bei dem Vorgebirge Athos so übel mitgenommen, daß Mardonius sich ferner nicht getrauete, mit den Ueberbleibseln seiner Mannschaft und seiner Schiffe die Unternehmung fortzusetzen. Er kehrte daher, ohne daß er einen Griechen erblickt hatte, unmuthsvoll nach Persien zurück, und es würde mit seinem Kopfe mißlich ausgesehen haben, wenn er nicht des Königs Schwiegersohn gewesen wäre. Zu seiner Entschuldigung malte er die Wuth der Elemente, die fürchterliche Kälte in Thrazien und die grimmigen Seeungeheuer im ägeischen Meere mit so lebhaften Farben aus, daß Darius beschloß — den armen Mann diesen Gefahren niemals wieder auszusetzen.

§ 22

Zweiter Feldzug der Perser nach Griechenland.

(490 vor Chr. G.)

Datis und Artaphernes, zwei andere Feldherren, denen der König mehr Klugheit und Muth zutrauete, wurden gleich das Jahr darauf mit einer sehr ansehnlichen Flotte ausgesandt, die Griechen zu züchtigen. Diesmal hatte man beschlossen, sie gleich im Mittelpunkte ihres Landes anzugreifen, und die Feldherren hatten insbesondere den Auftrag, namentlich die Athener und auf der langen Insel Euböa die Eretrier,

die auch Hülfstruppen nach Jonien geschickt hatten, anzugreifen, deren Städte zu zerstören, und deren vornehmste Bürger als Sclaven nach Persien zu führen, wozu sie schon eine große Menge Ketten mitgenommen hatten.

Unterhalb Kleinasien steuerte die Flotte bei der Insel Rhodus vorbei, und bedeckte eine ungeheure Fläche des ägeischen Meeres zwischen den cykladischen Inseln mit ihren Segeln. Amorgus ward zuerst unterworfen, dann Naxos und Paros. Alle gaben den Persern willig Erde und Wasser her. In Delos war alles entflohen, doch schonten hier die Barbaren der zurückgelassenen Wohnungen und Tempel, aus Achtung gegen den Geburtsort der Götter Apollon und Artemis, und verwüsteten dafür auf ihrem fernern Zuge die blühenden Inseln Syros, Tenos und Andros mit desto größerer Wuth.

Endlich geschah die Landung auf Euböa. Alles ward zerstört, von Eretria blieb nicht ein Haus stehen. Viele Bewohner flüchteten in die Gebirge, viele wurden niedergehauen, die übrigen in Ketten gelegt.

Die Athener mußten Gleiches erwarten. In ihrer Angst sandten sie nach den benachbarten Staaten, aber wenige waren geneigt, ihnen zu helfen, theils aus Furcht vor den Persern, theils aus Mißgunst gegen die Athener, die in Griechenland immer mehr Ansehen gewannen. Die Spartaner hielten es für Pflicht, Athen nicht hülflos zu lassen; aber ein mißliches Gebot ihres religiösen Aberglaubens verwehrte ihnen, einen Krieg vor dem vollen Monat anzufangen, und so blieben sie, da sie erst am 9. Tage des Monats die Botschaft erhielten, beinahe noch 3 Wochen unthätig, da doch hier selbst die Stunden kostbar waren. Nur die einzigen Platäer, Bürger einer Stadt in Böotien, kamen mit 1000 Mann herbei. Die Athener boten in der Eile alles auf, was in ihren Kräften stand. Jeder der 10 Stämme lieferte seine Mannschaft und einen Feldherrn dazu, und sogar mehrere tausend Sclaven wurden bewaffnet. Klein war dieses Häufchen freilich, aber fest entschlossen, für Vaterland und Freiheit alles zu wagen, geübt in Kampfspielen aller Art, kraftvoll nicht durch Stärke allein, sondern auch durch Gewandheit, einig unter einander, voll Vertrauen auf seine



Anführer, voll persönlichen Hasses gegen die Feinde, und endlich mit weit bequemern Waffen und weit festern Rüstungen versehen, als jene. Die Perser dagegen dienten aus Zwang, waren in einem fremden Lande, unbekannt mit der Gegend, überladen mit Gepäck, aus zehnerlei verschiedenen Völkern zusammengelesen, zum großen Theile feige Sclaven, plump von Körper, stumpf am Geiste — welch ein Unterschied! Hippias, der mitgezogen war, zeigte ihnen den Weg, und führte den Schwarm in die Ebenen von Marathon, rechts über Athen, wo die persische Reiterei am besten würde wirken können, wie man sich schmeichelte.

Die Athener zogen ihnen entgegen. Die Perser aber schienen verächtlich den Angriff abzuwarten. Nur Hippias wurde gleich von Angst befallen: ihm überkam plötzlich ein heftiges Niesen und Husten, wobei ein Zahn losging, und in den Sand fiel, daß er denselben gar nicht wiederfinden konnte. Eine böse Vorbedeutung, wie er meinte.

§ 23.

Schlacht bei Marathon.

(490 v. Chr.)

Als die Athener die Menge der Feinde recht gewahr wurden, fanden unter den zehn Anführern die meisten es doch bedenklich, sie anzugreifen; ja einige redeten schon von einem stillen Rückzuge, selbst Kallimachus, Polemarch oder Aufseher über die zehn Feldherren. Aber ein Mann hatte hier Muth und Klugheit für alle, Miltiades, der zehnte unter den Anführern. Dieser hielt eine Schlacht hier bei Marathon für höchst nothwendig, und suchte den Kallimachus mit der ganzen Macht seiner feurigen Beredsamkeit davon zu überzeugen. „Lassen wir — sprach er — diese erste Gelegenheit, uns als tapfere Männer zu zeigen, vorübergehen, räumen wir schimpflich hier dem Feinde das Feld, jetzt, da er noch Achtung vor dem griechischen Namen hat, o nimmer wird er uns wieder fürchten; mit kühnem Uebermuthe, gereizt durch unsere Flucht, ereilt er uns doch in unserer Stadt, und der Pisistratide wirft uns wieder in

die alten Sclaven-Fesseln, von denen wir kaum befreit sind. O zaudere nicht, laß uns einig sein, einig zur Schlacht! Von deinem Entschlusse hängt Griechenlands Freiheit ab; dein Zögern wird bewirken, daß ein Bundesgenosse nach dem andern von uns läßt, und dem frechen Perser Erde und Wasser bewilligt."

Kallimachus gab ihm Recht, aber das Beste that Aristides. „Höret mich, meine Freunde! — sprach er — die Athener haben uns gemeinschaftlich den Oberbefehl anvertraut, daß jeder von uns ihn abwechselnd auf einen Tag führe. Ich kann mich nicht vergleichen mit unserm erfahrenen Mitbruder Miltiades, und trete daher willig meinen Tag ihm ab. Wer unter euch des Vaterlandes Rettung wünscht, der folge mir, und weiche diesem Helden."

Kein Feldherr wollte nach dieser Anrede dem edlen Aristides in der Bescheidenheit nachstehen, alle traten dem Miltiades den Oberbefehl ab, und ließen sich von ihm zur Schlacht führen. Rechts die Athener, links die Platäer, in der Mitte die Sclaven, so rückte das Heer gegen den Feind an, nachdem die Orakel während des Opferns Glück geweissagt hatten. Zu beiden Seiten hatte Miltiades viele Bäume fällen lassen, um von der persischen Reiterei nicht überflügelt zu werden. Anfangs lachten die Perser, und sandten einen Hagel von Pfeilen auf die Heranstürzenden. Darauf ward das Gefecht lebhbft, die Perser durchbrachen die Mitte der griechischen Schlachtordnung, indeß die beiden Flügel von den Griechen in die Flucht geschlagen wurden. Nun wandten sich die griechischen Schwerter nach der Mitte, den weichenden Sclaven beizuspringen; und als auch hier die Perser endlich flohen, verfolgte der jubelnde Haufe der Athener und Platäer die Flüchtigen bis nach dem Meeresstrande, nahm ihnen sieben Schiffe weg, und plünderte das ganze Lager aus, welches die Perser mit allen Schätzen im Stiche lassen mußten. Die ganze Ebene war mit Erschlagenen bedeckt; die Athener hatten ihren Polemarchen und zwei tapfere Feldherren sammt vielen andern vornehmen Bürgern eingebüßt, aber der Verlust der Perser war überschwenglich größer gewesen. So groß war die Begeisterung der Sieger, daß ein Athener mit seiner Rechten ein feindliches Schiff,

welches eben abstoßen wollte, zurückhielt, und als man ihm die fassende Hand abhieb, ergriff er's mit der Linken, und da auch diese abgehauen ward, faßte er das Schiff mit den Zähnen, bis er auch das Haupt verlor. So heißt es wenigstens. Auch Hippias war unter den Erschlagenen.

Eins versuchten die Fliehenden noch: — sie segelten mit ihren Schiffen schnell um das Vorgebirge Sunium, Athen von der Westseite anzugreifen, weil sie meinten, die frohen Sieger würden auf dem Schlachtfelde bei der reichen Beute an die Vertheidigung ihrer Stadt nicht denken. Aber weit schneller war Miltiades zu Lande dorthin gekommen, und stand schon am Hafen Phaleros. Als die Flotte ankam, wagte sie keine Landung, sondern segelte beschämt wieder ab, und konnte dem Darius nichts weiter mitbringen, als die gefangenen Eretier, an welchen der König — wahrhaft königlich — sich nicht rächte: er ließ ihnen vielmehr die Fesseln abnehmen, und gab ihnen Ländereien zum Eigenthum.

Größere Freude hat wohl nie ein siegendes Heer empfunden, als das athenische bei Marathon. Während der ganze Haufe noch die fliehenden Perser verfolgte, stürzte ein einzelner in vollem Laufe nach Athen hin, rief fast athemlos am Thore und auf dem Markte: Freuet euch, wir haben gesiegt! und fiel gleich todt nieder. Die Athener feierten noch lange nachher diesen glänzenden Tag, hielten feierliche Umzüge, und brachten Opfer auf dem Wahlplatze, setzten den Gefallenen daselbst ein Denkmal von dem Marmor, den die Perser zu ihrer Trophäe mitgebracht hatten, und verewigten das Andenken der zehn Feldherren durch ein großes Gemälde. Der Name Miltiades war Kindern und Greisen eine Losung zur Freude, das Volk empfing den Sieger mit Jubelliedern als seinen Retter in der Stadt. Nur einer war stumm und tiefsinnig bei der allgemeinen Fröhlichkeit, der junge Themistokles, der nicht lange vorher erst angefangen hatte, dem Staate als Volksredner zu dienen. Was fehlt dir, Themistokles? fragten ihn seine Freunde. — „Die Trophäen des Miltiades lassen mich nicht schlafen," antwortete der ehrgeizige Jüngling.

Als die athenischen Krieger nach Hause kehrten, sieh, da kam in großer Eil ein spartanisches Heer an, das nun,

da gerade der Monat voll war, gern Hülfe leisten wollte. Aber jetzt war es zu spät. Die Spartaner kehrten also ohne Schwertstreich in ihren Peloponnes zurück, nachdem sie wenigstens die auf der Wahlstatt liegenden Perserleichen angesehen hatten.

§ 24.

Des Miltiades Tod.

Auch dieser ausgezeichnete Feldherr scheint die Sittenreinheit nicht besessen zu haben, die wir so gern jedem großen Geiste beilegen möchten. Er begehrte von dem Volke, eine wohl zugerüstete Flotte von 70 Schiffen, um, wie er vorgab, die griechischen Inseln zu bestrafen, die so feige den Persern Erde und Wasser gereicht hätten. Schon das wäre nicht edel gehandelt; aber die Geschichtschreiber sagen sogar, Brandschatzen sei nur sein Zweck gewesen; ja, Herodot erzählt, Miltiades hätte sich jetzt, da er zu Macht und Ansehen gelangt wäre, an den Bewohnern der Insel Paros rächen wollen, wegen eines einzelnen Pariers, der ihn einmal bei einem persischen Satrapen verkleinert hätte. Wirklich forderte er den Pariern eine überaus hohe Steuer ab, und da sie diese nicht bezahlen konnten, belagerte er ihre Hauptstadt. Zum Glücke waren sie mit starken Mauern wohl verschanzt, und wehrten sich verzweifelt. Miltiades bekam eine Wunde am Schenkel, die sich gefährlich entzündete, und als einmal während dieses seines peinlichen Zustandes in der Ferne ein Feuer aufloderte, welches er, zu ängstlich, schon für das Wachtfeuer einer sich nähernden persischen Flotte hielt, gab er schnell Befehl zum Abzug, und kam schimpflich zu Athen an. Hier sollte er sich rechtfertigen, konnte aber nicht ausgehen, und übertrug die Vertheidigung seinem Bruder Tisagoras. Dieser konnte ihn nur mit Mühe von der Todesstrafe retten, und die Richter verurtheilten ihn zur Erstattung der Kosten seiner verunglückten Unternehmung, die 50 Talente betrugen. So viel besaß er nicht; er mußte sich daher, so krank er auch war, in das Gefängniß tragen lassen, wo er

bald an seiner Wunde starb. Nach athenischen Gesetzen sollte nun sein Sohn Cimon die Schuld bezahlen, der es aber eben so wenig vermochte, und nun — grausam genug — gleichfalls zu ewigem Gefängniß verurtheilt ward. Er ging willig, Weib und Kinder verlassend, die Schuld seines Vaters zu büßen, und würde vielleicht auch im Kerker gestorben sein, wenn nicht zuletzt sein reicher Schwager die 50 Talente für ihn entrichtet hätte.

§ 25.

Aristides und Themistokles.

Nach des Miltiades Tode strebten zwei andere Athener, die ersten Männer in der Republik zu sein, Aristides und Themistokles. Beide bemühten sich also um die Volksgunst; Aristides durch unerschütterliche Redlichkeit und Gerechtigkeit, Themistokles durch Schlauheit und hinreissende Beredsamkeit. Jener suchte seinen höchsten Ruhm darin, der Gerechte genannt zu werden; ihn leitete eine Vaterlandsliebe ohne Selbstsucht; er war ein aufrichtiger Freund des Volkes, nicht aber ein Schmeichler desselben; Pöbelherrschaft haßte er, Themistokles wollte nichts geringeres, als Athen zur ersten Macht in Griechenland machen, und sich zum ersten Manne in Athen. Auch er liebte das Vaterland, noch mehr aber sich selbst; leider waren Habsucht und Ehrgeiz ihm nicht fremd. Schon als Knabe war er feurig, nie müßig, oder dem Spielen, wie andere Kinder ergeben; er suchte gern die Einsamkeit, und redete dann mit sich selbst. Er machte gerichtliche Reden, klagte seine Freunde an, oder vertheidigte sie, wie er es in den Gerichtssälen zu Athen gehört hatte. Bei dem Unterrichte in der Musik und leider auch in der Sittenlehre war er eben kein aufmerksamer Zuhörer; sobald aber vom Staatswesen, von Kriegskunst und Beredsamkeit die Rede war, überhörte er kein Wort des Lehrers, und that hundert Fragen, um sich recht gründlich zu unterrichten, denn diese Dinge allein schienen ihm wichtig. Als er daher einst in einer fröhlichen Gesellschaft war, wo die Cyther herumging, daß jeder nach der Sitte ein Liedchen zu derselben sänge, und auch an ihn

die Reihe kam, gab er das Instrument weiter, mit den Worten: „Spielen und Singen kann ich nicht, aber einen Staat berühmt und groß machen, die Kunst glaube ich zu verstehen."

Als er in den Gerichtshöfen und auf dem Markte zuerst auftrat, erregte seine feurige Beredsamkeit und seine edle Gestalt schon Aufsehen und große Erwartungen, doch galt Aristides mehr, der sich durch seine Rechtschaffenheit, Tapferkeit und vorzüglich durch seine Bescheidenheit auf der Ebene von Marathon die allgemeine Achtung und Liebe des Volkes erworben hatte. So lange Miltiades lebte, ließen den Themistokles des ersteren Trophäen nicht ruhen, und nun war dem Ehrgeizigen wieder der Ruhm des Aristides im Wege. Er hatte eine brennende Begierde, Thaten zu verrichten, welche die Thaten beider Helden verdunkeln könnten.

Zuerst hielt er nur um eine Flotte an, die Inseln im ägeischen Meere zu züchtigen — eine Unternehmung, die dem Miltiades Ruhm und Leben gekostet hatte. Er bekam, was er gewünscht, zog aus, und erpreßte von den Inseln ungeheure Summen, mit denen er wohl den athenischen Schatz bereicherte, aber er vergaß sich auch selbst nicht. Nach seiner Rückkehr suchte er durch Glanz die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, gab zu einem Schauspiele für das gesammte Volk ganz allein die Kosten her, wetteiferte bei den olympischen Spielen mit dem jungen Cimon in der Pracht seiner Tafel; und als einmal ein berühmter Harfenschläger aus Hermione in Argolis nach Athen kam, ließ Themistokles ihn in seinem Hause spielen um die Ehre zu haben, die vornehmsten Männer der Stadt alle bei sich zu sehen. Je mehr man von ihm sprach, desto mehr ergötzte er sich; doch hütete er sich sorgfältig, bei allem seinen Stolze irgend einen Bürger zu verletzen, vielmehr wollte er, so gut wie Aristides, der höflichste, zuverlässigste, dienstfertigste und gerechteste Mann in Athen heißen.

Aristides hielt es für gefährlich, diesen Ehrsüchtigen zur höchsten Gewalt gelangen zu lassen, und arbeitete ihm aus aller Kraft entgegen. Aber Themistokles war schon zu hoch gestiegen: er überredete das Volk, Aristides trachte nach der Oberherrschaft, und trug darauf an, ihn auf zehn Jahre zu verbannen. Seine feurige Beredsamkeit hatte den

Pöbel wunderbar aufgewiegelt, die Stimmen wurden gesammelt, und ein jeder Bürger, der für die Verbannung stimmte, trat hinzu, schrieb den Namen des Angeklagten auf einen Schieferscherben, und warf ihn in die Urne. Bestätigte nun die größte Anzahl der Bürger den Spruch, so war er gültig. — Aristides ging gerade über den Markt, als das Volk im tollsten Wirbel sich um seine Verbannungsurne trieb. Da kam ein elender Wicht, der ihn nicht einmal kannte, mit einem Scherben zu ihm gelaufen, und sagte: Höre, guter Freund, schreib mir doch hierauf den Namen Aristides. — „Was hat dir denn Aristides gethan, fragte dieser lächelnd, daß du ihn verbannen willst?" — Nichts, antwortete der Bürger, ich kenne ihn nicht einmal; aber es ärgert mich, daß er allein der Gerechte heißen will, als wenn nicht andere ehrliche Leute in Athen wären. — Aristides schrieb seinen Namen gutmüthig hin, den der Bürger sogleich nach der Urne trug. So unbeständig und nichtig ist Volksgunst.

Nun, da Aristides verdrängt war, galt Themistokles allein beim Volke. Er betrieb alle Staatsangelegenheiten, und sein Streben ging dahin, Athen zur Herrschaft über Griechenland zu erheben. Er hielt dafür, daß dies nicht anders, als durch eine überlegene Seemacht geschehen könnte; daher beredete er das Volk, gewisse Einkünfte aus Bergwerken, die sonst jährlich unter die Bürger unnütz vertheilt waren, nunmehr zur Errichtung einer Flotte zu verwenden. So wurden 100 neue Schiffe erbauet, wie er vorgab gegen die Aeginer, mit denen noch immer ein Seekrieg geführt ward, aber heimlich hatte er damit ganz andere Absichten. Er dachte, die Perser würden schon wieder erscheinen, ihre Ehre zu retten, die sie bei Marathon verloren hätten, und bei dieser Gelegenheit könnte Athen, wenn es etwa allein die Feinde schlüge, allen griechischen Staaten den Rang ablaufen. Nicht grundlos waren diese Vermuthungen des hochbegabten Mannes, der einen überaus scharfen Blick besaß, so daß er die bestehenden Verhältnisse stets richtig durchschaute, die passenden Mittel, in deren Wahl er sich nicht ängstlich zeigte, geschickt aufzufinden und die Ereignisse der Zukunft wohl zu berechnen wußte.

§ 26.

Rüstungen in Persien zum dritten Feldzuge nach Griechenland.

Darius Hystaspis konnte das zweifache Unglück seiner Heere in Griechenland nicht ruhig verschmerzen, sondern entschloß sich nun zum drittenmale, eine sichere und nachdrückliche Rache an den Athenern zu üben. Zu diesem Ende schrieb er Werbungen aus durch sein ganzes Reich, ließ Flotten bauen und Vorräthe sammeln drei Jahre lang; allein — er starb während dieser Zurüstungen, und hinterließ das Reich und den Griechenhaß seinem Sohne Xerxes, der von mütterlicher Seite noch ein Enkel des Cyrus war.

Mardonius, der jetzt wieder zu Ehren kam, reizte den neuen König ebenfalls gegen die Griechen. Diesem Unglücksstifter, von dem die Feldherreneitelkeit selbst nach seiner großen Demüthigung noch immer nicht gewichen war, gab Xerxes endlich Gehör, und begann die Rüstungen gegen Griechenland von neuem.

Und welche Rüstungen! Das ganze unermeßliche Reich ward in Bewegung gesetzt, mehr als 40 Völkerschaften, an Sprache, Sitten, Waffen und Kleidung ganz verschieden, mußten ihren Beitrag stellen; ein Heer von dritthalb Millionen (nach Herodots gewiß übertriebener Angabe) ward aufgebracht, das größte, das bisher die Welt gesehen hat. Die vornehmsten Herren vom königlichen Geblüte wollten, so wie der König selbst, persönlich mitziehen, und dies veranlaßte ein Gefolge von Sclaven, Köchen, Handwerkern und Weibern, welches fast eben so zahlreich war, wie das Heer selbst. Die Aegypter und Phönizier schafften den Vorrath, andere Völker mußten die Ausrüstung der Schiffe übernehmen. Um das gefährliche Vorgebirge Athos nicht wieder umfahren zu müssen, ließ Xerxes die Erdzunge zwischen demselben und dem festen Lande durchgraben — ein ungeheures Werk, zu welchem die Arbeiter mit Prügeln angehalten werden mußten. Endlich, nach Vollendung des Kanals und nach vierjährigen Zurüstungen, setzte sich die Flotte von 1200 Kriegs- und 3000 Lastschiffen in Bewegung, das Landheer aber versammelte sich in den Ebenen

von Sardes, und harrte des Königs Xerxes, der es in Person anführen wollte.

§ 27.

Die Spartaner in Susa.

Es ist bereits oben erzählt worden, daß, vor dem ersten persischen Einfalle in Griechenland, Herolde in alle Städte gesandt worden, Erde und Wasser für den Großherrn zu fordern, und daß die Spartaner in der ersten Hitze die Herolde ertränkt hatten. Dieses rasche Verfahren ward ihnen nachher bei kälterem Blute bald leid, und sie fürchteten den Zorn der Götter, wenn nicht solche Verletzung des Völkerrechts durch Blut ausgesöhnt würde. Einer der beiden Könige rief daher in der Volksversammlung aus: „Spartaner, wer will sich für sein Vaterland dem Xerxes freiwillig zur Rache ausliefern?" — Ich, ich! riefen sogleich zwei der angesehensten Männer, und ohne Zaudern nahmen sie Abschied von den Ihrigen, und machten sich auf nach Persien, in der gewissen Erwartung, dort martervoll zu sterben. Als sie durch Kleinasien kamen, ließ ein Satrap dieser Provinz sie vor sich kommen, und sprach zu ihnen: „Seid ihr nicht Thoren, ihr Spartaner, daß ihr euch so eigensinnig gegen unsere Herrschaft sträubet? Ihr beide, wenn ihr noch jetzt uns versprechet, eure Landesleute von dem griechischen Bunde zu trennen, und sie zu bewegen, unsere Unterthanen zu werden, sollet jeder eine Stadt als Belohnung erhalten. Sehet mich an, was fehlt mir? Bin ich nicht reicher und geehrter, als ihr alle zusammen?" — „Du sprichst da, antworteten ihm die Spartaner, über eine Sache, von welcher du nichts verstehst. Was Sclaven Wohlbefinden nennen, magst du wissen; was freie Männer fühlen, was ihnen ziemt, das weißt du nicht." — Sie gingen fort; und kamen endlich bei Xerxes in Susa an.

Sie verlangten vorgelassen zu werden. Man sagte ihnen, es dürfte niemand anders, als knieend, mit dem Könige sprechen. Dazu waren sie nicht geneigt: sie versicherten nur, in ihrem Lande wäre es nicht Gebrauch, vor einem Menschen

zu knien. Endlich ward ihnen nachgegeben, daß sie als Fremdlinge eine Ausnahme machen dürften. Sie traten darauf kalt vor den König hin, und sprachen: „Herr, die Spartaner haben einmal ein heiliges Völkerrecht verletzt, da sie deines Vaters Gesandten tödteten, sie möchten aber gern den Frevel abbüßen, und darum schicken sie uns her. Unser Leben ist in deiner Hand, räche dich an uns, wie es dir gefällt; wir werden für das Vaterland zu sterben wissen."

Der König staunte. Er konnte sich nicht enthalten, die Männer zu achten, und es war ihm, als müßte er vor solchen Zeugen auch etwas Edles thun: er ließ sie unbeschädigt nach Hause zurückkehren, und versicherte, daß er das, was ihm von dem ganzen Volke Böses geschehen, an zwei wehrlosen Einzelnen nicht rächen würde.

§ 28.

Der reiche Pythius in Celäne.

Als nun Xerxes mit einem Theile seines Heeres nach Sardes zog, kam er auch unter andern durch die Stadt Celäne in Phrygien, wo ein erstaunlich reicher Gutsbesitzer, Namens Pythius, sich eine Ehre daraus machte, den König mit seinem ganzen Heere zu bewirthen, und ihm noch dazu ansehnliche Summen zur Führung des Krieges anzubieten. Man sieht auch hieraus, wie aus vielen andern Thatsachen, daß die Herrschaft der Perser eben nicht verhaßt war wegen irgend einer Härte. Der König verwunderte sich, und fragte ihn, wie reich er denn wäre, daß er sich unterstände, den reichsten Monarchen der Erde beschenken zu wollen. — „Ich hab's einmal genau untersucht — erwiederte Pythius — da fanden sich an Silber 2000 Talente, und an Gold 4 Millionen Dariusd'or weniger 7000. Mit dieser Summe beschenke ich dich; mich unterhalten meine Aecker und Sclaven." — Ich danke dir, sprach Xerxes, für dein Anerbieten, so wie für die herrliche Bewirthung meiner Truppen. Etwas Aehnliches ist mir noch nie begegnet. Damit du aber ein Gegengeschenk von mir empfangest, so ernenne ich dich zu meinem Gastfreunde, und mache die 4 Millionen Goldstücke

voll, indem ich dir hier die noch fehlenden 7000 Dariusd'or schenke. Bleib glücklich im Besitz deiner Güter, und suche deinen Wohlstand zu erhalten. — Mit diesen Worten zog der König weiter.

§ 29.

Der beschenkte Baum.

Aus Phrygien kam der Zug nach Lydien, ging über den Mäander, uud von da nach Sardes hin. Auf diesem Wege stand ein majestätischer Plantanus, die edelste Art des Ahorns, von hohem Wuchse und schöngewölbter, schattenreicher Krone. Xerres, angenehm überrascht von dessen Anblicke, ruhte eine Weile in dem Schatten des Prachtbaumes, und umwand beim Weggehen denselben mit goldenem Schmucke, zu dessen Hut er einen immerwährenden Wächter zurückließ.

§ 30.

Zug von Sardes nach dem Hellespont.

In Sardes wartete das Heer den kurzen Winter ab. Hier brachte man dem Xerres drei griechische Spione, welche die Stärke seines Heeres auskundschaften wollten, aber darüber ertappt, und von den Persern barbarisch mißhandelt waren. „Führet sie umher — befahl Xerres einigen Hauptleuten — und zeiget ihnen alles, damit sie zu Hause recht ausführlich erzählen können, welch eine furchtbare Macht sich nahet, Griechenland zu Grunde zu richten."

Dann setzte sich das Heer in Marsch, nordwärts hinauf. Ein gewaltiger Zug! Voran bewegten sich die Lastträger und das Zugvieh, dann folgten die Soldaten. Tausend auserlesene Reiter und eben so viele Lanzenträger gingen vor den zehn heiligen nisäischen Rossen her, welche wegen ihrer besondern Größe eine Art von Verehrung genossen. Dann folgte der heilige Wagen, von 8 weissen Rossen gezogen, auf welchem niemand saß, weil er der unsichtbaren Gottheit

geheiligt war, und das heilige Feuer enthielt. Hinter diesem sah man den Xerres auf einem Wagen, mit nisäischen Pferden bespannt, deren Zügel ein vornehmer Perser hielt, der zu Fuße nebenher ging. Ein zahlloser Haufe von Kriegsvölkern zu Fuß und zu Pferde machten den Schluß.

Als der Zug durch die trojanische Landschaft kam, ließ sich der König die Trümmer der zerstörten Stadt zeigen, und befahl, auf dieser merkwürdigen Stätte der griechischen Athene ein Opfer von 1000 Rindern zu bringen. Als er endlich die letzte asiatische Stadt, Abydus, erreichte, sah er schon die Tausende von Wimpeln seiner im Hellesponte gelagerten Flotte, die bereit war, ihn und sein Heer aus Asien nach Europa überzusetzen. Eben kamen aus dem schwarzen Meere reichbeladene Getraideschiffe durch den Hellespont. „Wohin bringt ihr die Ladung?" fragten die Perser. — Nach Aegina, hieß es, und nach dem Peloponnes. — Schon wollten die Perser den Feinden die Beute wegnehmen, aber Xerres verbot es. „Laßt sie, sprach er. Wollen wir nicht eben dahin? Wem anders also, als uns, führen sie die Nahrung zu?"

§. 31.

Xerxes mustert seine Truppen.

Am Ufer des Hellesponts befiel den König die Lust, sein ungeheures Heer zu Lande und zu Wasser auf einmal zu übersehen. Die Bürger von Abydus bauten daher einen hohen Thurm von weißen Steinen auf, von welchem herab der Herrscher eine weite Gegend überschauen konnte. Er sah die Tausende von Schiffen und die Millionen Menschen anfangs mit freudigem Erstaunen, zuletzt mit Wehmuth und Thränen an. Seine Hofleute verwunderten sich darüber. „Ach — sprach er — mir fällt eben ein, daß von allen diesen über hundert Jahre kein einziger mehr da sein wird!"

Man machte ihm das Vergnügen, während er auf seiner hohen Bühne saß, ein Seegefecht im Hellesponte zu veranstalten, in welchem die phönizischen Schiffe siegten. Darauf fuhr er auf einem Wagen durch das ganze Lager,



fragte jedes Volk nach seinem Namen, und setzte sich dann auf ein Fahrzeug, über welches ein goldenes Zelt gebreitet war, um eben so die Schiffe zu mustern. Es waren selbst palästinische Schiffe da; vielleicht zogen also auch Juden mit nach Griechenland. Eine Königinn sogar, Artemisia, aus Karien an der jonischen Küste, war gleichfalls als Bundesgenossinn mitgefahren.

Wunderbar in der That war das Gemisch der verschiedenen Waffen und Trachten der einzelnen Hülfsvölker. Da sah man Perser mit spitzigen Hüten, bunten engen Röcken mit Aermeln, langen Hosen, Spießen, Bogen, Pfeilen und Dolchen — Meder, eben so gerüstet — Kissier mit Mützen — Assyrer mit ehernen Helmen und eisenbeschlagenen Keulen — Saker und Scythen mit Streitärten — Indier in Baumwolle gekleidet, mit Bogen und Pfeilen von Rohr — Kaspier mit Pelzen — Saranger mit hohen Stiefeln — schwarze Aethiopen mit Löwen- und Pardelhäuten behängt, den nackten Leib halb mit weißer, halb mit rother Farbe bemalt, und über den Kopf die mit der Mähne abgestreifte Haut eines Pferdekopfes gezogen — Thrazier mit Helmen von Fuchsbälgen u. s. w. Auf diese Art beschreibt Herodot noch mehr, als 40 Völkerschaften, welche den Zug mitmachten, von denen jede ihre eigene Tracht hatte, dann erzählt er auch, welche Völker Schiffe hergegeben, und wie die Schiffe beschaffen gewesen.

§ 32.

Uebergang über den Hellespont.

Nicht auf einzelnen Schiffen wollte Xerxes sein Heer und Gepäck übersetzen lassen, wie Mardonius vor 10 Jahren gethan hatte, sondern es sollte zu diesem Zwecke dort, wo die Meeresenge am schmalsten, nur 7 Stadien (875 Schritt) breit war, eine Schiffbrücke erbauet werden. Die Schiffe rückten zusammen, und über ihre Verdecke hin machte man eine lange Bahn von Brettern und Balken, die man mit Stricken festband. Aber dieser erste Versuch

mißlang: der Wind und die heftig drängenden Wogen verschoben den Schiffdamm, die Stricke ließen nach und die Bohlen gingen auseinander. Herodot sagt, Xerxes habe im Zorne darüber die Erbauer hinrichten, und das Meer geisseln lassen — aber Herodot war ein Grieche, und die Griechen lästerten gern ihre Feinde*).

Der Perserkönig gab indessen die Hoffnung, mit diesem Uebergange zu Stande zu kommen, noch nicht auf. Andere Baumeister erfanden eine bessere Art, die Schiffe zusammenzustellen, und brachten eine vollkommen sichere Schiffbrücke, der Pferde wegen mit dreifachem Geländer, zu Stande. Durch das mittlere Geländer ward die Brücke in zwei neben einander fortlaufende Wege getheilt, von denen einer für das Heer, der andere für das Gepäck bestimmt war. Mit Sonnenuntergang ward an verschiedenen Stellen der Brücke auf kleinen Altären köstliches Rauchwerk angezündet, und der ganze hölzerne Weg mit Myrthenzweigen bestreuet. Xerxes goß aus einer goldenen Schale ein Trankopfer aus, und bat die Sonne, daß ihm keine Widerwärtigkeit begegnen möchte, die ihn in seinen Siegen aufhielte, bis er die äussersten Gränzen von Europa erreicht hätte; hierauf warf er die Schale sammt einem goldenen Becher und einem persischen Degen in den Hellespont.

Sieben Tage und sieben Nächte, sagt der übertreibende Herodot, brauchte das Heer, ohne einigen Stillstand, um über die Schiffbrücke zu ziehen, und fast ein Monat soll vergangen sein, ehe das Gepäck hinüber kam. Ein Bewohner jener Gegend, rief voll Erstaunen aus: „O Zeus, warum hast du die Gestalt des Xerxes angenommen, und

*) Mancher Zug von Uebermuth, Kleinlichkeit und Thorheit, der uns über die Perser mitgetheilt wird, mag daher wohl auf die Rechnung der Parteilichkeit und der Uebertreibung griechischer Schriftsteller zu setzen, und sehr zu mildern sein. Hiermit soll aber keinesweges behauptet werden, daß die Griechen, welche Freiheit und Vaterland so sehr liebten, nicht eine viel schönere Rolle in den Perserkriegen gespielt haben, als die weit tiefer stehenden und niedrig und sclavisch gesinnten Asiaten. Von dem wohlverdienten Ruhme soll den Griechen nichts entzogen werden, aber auch ihren Feinden ist Gerechtigkeit zu erweisen.

führest alle Menschen mit dir, um Griechenland aus seinen Wohnungen zu vertreiben? Das konntest du ja ohne sie verrichten."

§ 33.

Zug durch Thrazien und Macedonien.

Auf diesem Zuge, meint der alte Geschichtschreiber, hätte Xerxes ein recht deutliches Vorzeichen von den Göttern erhalten, eine Stute hätte nämlich einen Hasen geboren; aber der Großherr hätte gar nicht darauf gemerkt. Dem Flusse Strymon zu Ehren opferten die Magier weiße Pferde, und als sie in eine thrazische Gegend kamen, welche die neun Straßen hieß, so begruben sie nach einer barbarischen Landessitte daselbst neun Knaben und neun Mädchen von den Landesinwohnern lebendig in die Erde. In Macedonien legten ihnen die unwegsamen Wälder und Gebirge große Schwierigkeiten: reissende Thiere fielen die Kameele an, und in manchen Gegenden mußten erst Tage lang die Bäume abgehauen werden, um dem Heere einen Durchgang zu bahnen. Dafür hatte aber der König schon hier die Freude, täglich einige von den Herolden, welche er von Sardes aus abermals an die griechischen Städte gesandt hatte, mit Erde und Wasser zurückkommen zu sehen. Nach Athen und Sparta hatte er gar nicht geschickt, weil diese Städte keiner Gnade würdig waren.

§ 34.

Bedrängter Zustand der Griechen.

Griechenlands Lage war allerdings äußerst bedenklich. Die Städte waren uneins, und berathschlagten noch zaudernd in Korinth, als Xerxes schon am Hellesponte stand. Es wurde nach Delphi geschickt, aber das Orakel wagte nicht den Griechen einige Hoffnung zu machen. Die Thessalier, welche den Besuch der Perser zuerst zu erwarten hatten, baten um Hülfe, und die Athener und Spartaner beschlossen auch

wirklich in Korinth, ein Heer von 10,000 Mann unter Anführung des Euänetus und Themistokles hinaufzuschicken.

Diese Griechen, vereinigt mit thessalischer Reiterei, lagerten sich in einer der reizendsten Gegenden Griechenlands, in dem Thale Tempe, am Flusse Peneus, zwischen den majestätischen Bergen Olympus und Ossa. Hier war der Eingang aus Macedonien in Thessalien, hier also beschlossen sie den Feind zu erwarten. Aber ein macedonischer Fürst ließ sie warnen, damit sie nicht von den Persern zertreten würden. Zugleich erfuhren sie, es wäre noch ein anderer Eingang in Thessalien, durch welchen sie die Feinde doch nicht würden aufhalten können. Die 10,000 Krieger zogen sich daher alsbald wieder nach dem Isthmus von Korinth zurück, und überließen die Thessalier ihrem Schicksale, welche sich nun ohne Widerstand dem Xerxes ergaben. Ein Gleiches zu thun, waren schon die meisten kleinen Staaten entschlossen, die Thebaner hatten dem Xerxes von ihrer Erde sogar entgegengeschickt, und jeder stellte es ängstlich dem Geschick anheim, was die Barbaren mit ihm beginnen würden. Das goldene Wort Freiheit war nur noch den Spartanern und Athenern heilig, welche sich die Entrüstung und den Haß der Perser am meisten zugezogen, und daher das Aergste von denselben zu befürchten hatten. Aber was wollten die Bürger zweier Städte gegen die Völkerschaften von mehr, als 40 Provinzen, ausrichten? Die Noth war in der That groß, und selbst die Orakel riethen zur Unterwerfung oder zur Flucht.

§ 35.

Themistokles, Griechenlands Retter.

Doch was ein Mann werth sein kann, haben wir schon erfahren. In dieser allgemeinen Noth vor den Riß zu treten, und durch die Rettung des ganzen Vaterlandes sich einen Namen bei der Mitwelt und Nachwelt zu machen, das war der kühne Wunsch des ehrgeizigen Themistokles. Er betrieb mit seiner feurigen Beredsamkeit die immer fe-

stere Verbindung zwischen Athen und Sparta, zeigte, welch ein großes Rettungsmittel in der zur rechten Zeit gebauten Flotte der Athener liege, und belebte und erhöhete den oft schon sinkenden Muth seiner Mitbürger durch Reden und Thaten. Es gelang ihm, alle bisherigen Einzelfehden der kleinen Staaten niederzuschlagen, Aegina mit Athen zu versöhnen, ja zu verbinden. Boten wurden ausgesandt in die griechischen Inseln, sie einzuladen zur Theilnahme an der Verjagung des allgemeinen Griechenfeindes; viele sagten willig ihren Beistand zu, viele weigerten ihn. Gelon, der Beherrscher einer mächtigen Griechenkolonie in Sicilien, war bereit, 200 Schiffe und 30,000 Mann zu Hülfe zu schicken, auch während des Krieges das ganze griechische Heer zu ernähren, wenn man ihm die Oberanführung anvertraute. Da entgegneten die Gesandten kurz: „Soldaten brauchen wir, Feldherren haben wir selbst; willst du befehlen, so behalte deine Leute.“

Was war zu thun? Sollten diese Wenigen den Widerstand wagen? Themistokles bestand darauf, und seine Gründe drangen durch. Kein Augenblick war zu verlieren, denn mit jedem Tage wälzte sich der ungeheure Strom der Feinde näher heran; die Flotte hatte schon den neugegrabenen Kanal bei Athos durchschifft, die Landmacht drang durch Thessalien auf Hellas los. Ein einziger schmaler Durchgang verband beide Provinzen, der Paß bei Thermopylä, eine enge, lange Schlucht, an deren linken Seite ungeheure Felsenwände, ein Theil des Gebirges Oeta, in die Wolken ragten; rechter Hand gränzte der Weg an tiefe Sümpfe, die sich bis an das Meer erstreckten, welches zwischen Hellas und Euböa ist. An manchen Stellen dieser Schlucht konnte nur ein Wagen fahren. Von der Enge des Passes und von den hier befindlichen warmen Bädern hatten die Thermopylen (Bäderthor) den Namen. — Von der persischen Flotte war vorauszusehen, daß sie nach der Meerenge bei Artemisium segeln würde. Dies ist ein Vorgebirge auf der Nordostspitze der Insel Euböa, den Thermopylen fast gegenüber.

Zwei Pässe mußten also besetzt werden, zu Lande der Paß bei Thermopylä, zur See der bei Artemisium. Das

ward denn rasch in der Bundesversammlung beschlossen: 8000 Mann wurden nach Thermopylä geschickt, und eine Flotte, zu welcher die Verbündeten ihre Schiffe hergegeben hatten, segelte durch den Euripus (zwischen Böotien und Euböa) nach Artemisium.

Zum Anführer der 8000 Mann bei Thermopylä war einstimmig von allen Bundesgenossen gewählt worden — Leonidas, König von Sparta. Als man nun noch wegen des Anführers der Flotte berathschlagte, bestanden die Athener darauf, daß einem ihrer Mitbürger diese Ehre zu Theile werden müßte, weil ein Spartaner das Landheer anführe. Alle Verbündeten aber entgegneten entschieden: „Nein, wenn nicht ein Spartaner auch die Oberleitung zur See erhält, so treten wir alle vom Bunde zurück.“ Die Athener beleidigt antworteten trotzig, die Spartaner machten bedenkliche Mienen, der Streit näherte sich der Erbitterung, wenn nicht der kluge und mäßige Themistokles selbst seine hitzigsten Mitbürger einzeln zur Nachgiebigkeit beredet hätte. „Unglückliche,“ rief er, „wollet ihr denn durch diese Uneinigkeit den ganzen Bund zerstören? O sparet den Ehrgeiz, ihr sollet ihn bald desto glänzender befriedigen. Glaubet mir: wenn man sehen wird, daß unsere Seemacht in diesem Feldzuge die beste und tapferste ist, so wird man uns in der Folge von selbst den Vorrang zugestehen.“

Es war ein Glück, daß es dem Themistokles noch eben gelang, diesen Zwist zur rechten Zeit beizulegen. Die Bundesgenossen sandten willig ihre Schiffe, da sie hörten, daß der Spartaner Eurybiades sie anführen sollte; und Themistokles, welcher Unterbefehlshaber auf den athenischen Schiffen war, wandte alles Mögliche an, auf der Flotte selbst Einigkeit und Muth zu erhalten. So nahm denn jeder seinen Posten ein, Leonidas bei Thermopylä, Eurybiades bei Artemisium.

§ 36.

Leonidas bei Thermopylä.

Die 8000 Mann, welche Leonidas anführte, bestanden aus Arkadiern, Korinthern nebst andern Peloponnesiern, und aus 300 erlesenen Spartanern. Auch Theben hatte auf die Aufforderung 400 Mann geschickt; da man aber wußte, daß diese Stadt es heimlich mit dem Xerxes hielt, so ließ Leonidas die verdächtige Mannschaft strenge beobachten. Daß man nicht mehr als 8000 Streiter sandte, rührte theils daher, weil man eben in Sparta ein Fest feierte, auch gerade in demselben Sommer die olympischen Spiele einfielen, die niemals ausgesetzt wurden, theils, weil man den Feind wirklich noch nicht so nahe glaubte. Als aber der kleine Haufe bei dem Passe angekommen war, wälzte sich schon die gewaltige Woge Asiens heran, und lagerte sich jenseits des Hohlweges. Die Anführer der kleinen Abtheilungen aus den peloponnesischen Städten geriethen in Staunen und Entsetzen, und sprachen von schneller Rückkehr. Selbst die Spartaner hielten es für rathsam, sich erst zu verstärken, und einstweilen sich in den Peloponnes zurückziehen. Nur die Phocier und Lokrer verhinderten das. „Wenn ihr fliehet," sagten sie, „so sind wir die erste Beute der Barbaren. Spartaner, könnet ihr so treulos sein?" — Nein, beschloß Leonidas, wir dürfen den Platz nicht verlassen. Hier wollen wir sterben, aber vorher den Persern zeigen, wer wir sind. Auf, lustig zur Schlacht!

Die Lacedämonier schmückten sich, und flochten ihr langes Haar; andere sangen, andere stellten Kampfspiele an. In dieser Beschäftigung überraschte sie ein persischer Spion; er verwunderte sich, und brachte dem Großherrn die fast unglaubliche Nachricht. Dieser gestand, daß ihm solche Seelenruhe bei einem so schwachen Häuflein bisher noch nicht vorgekommen sei. Er schickte einen Herold ab, und forderte von den Griechen ihre Waffen. Hole sie, antworteten die Spartaner. Er schickte abermals, und lud sie ein, freundschaftlich zu ihm überzugehen; ja er versprach dem Leonidas die Statthalterschaft über ganz Griechenland, wenn er

es ihm vorher bezwingen helfen wollte. — „Die Spartaner sind nicht gewohnt, Ehre durch Verrath zu erkaufen," war die Antwort. — Weiter wagte Xerxes keinen Versuch mehr, den ehernen Sinn dieser Männer durch Güte zu bewegen, da sie die Furcht des nahen Todes aus ihren Gemüthern sogar wegspotteten. Denn als ein Bewohner jener Gegend, der durch den Hohlweg zu den Griechen hinübergeschlüpft war, mit ängstlich ausgebreiteten Armen auf die Sorglosen zurannte, und erschrocken zu ihnen sagte: „Die Feinde — ihr wißt es nicht — es sind ihrer so viele — ihre Pfeile verfinstern die Sonne!" — antwortete Dienekes, ein Spartaner: „Desto besser! So fechten wir im Schatten."

Der Kampfplatz war den Griechen ungemein vortheilhaft, denn der Feind konnte von seinen Millionen ihnen in dem Hohlwege doch immer nur wenige gegenüberstellen; und wo Mann gegen Mann focht, wo kein Umzingeln, kein Ueberflügeln durch wilde Reiter möglich war, da hielt es schwer, einen Spartaner wegzudrängen.

Der Großherr befahl, die Meder drangen voran in die Schlucht, und das Gemetzel begann. Kein griechisches Schwert verfehlte seinen Mann: vergebens versuchten die Meder, was sonst bei ihnen Tapferkeit geheißen hatte; sie stürzten nieder, Mann für Mann, und über ihre Leichen hin strebten die Griechen den Hinterreihen entgegen, die gleichfalls sanken. Kein Meder hielt solchen Anfall aus; die letzten schauderten vor dem Anblick der hohen Dämme, welche die Leichen ihrer Brüder im Hohlwege gebildet hatten, und zogen sich scheu zurück. Xerxes, der aus weiter Ferne her von einem hohen Throne dem Gefechte zusah, sprang mehrmals auf, als er die Gefahr der Seinen sah. Am folgenden Tage sandte er den Kern seiner Truppen, die zehntausend Unsterblichen genannt, gegen den Feind. Neue Schlacht, neues wüthendes Geschrei der Streitenden, neue Flucht der Perser! Xerxes erstaunte. „Soll dieses Häuflein Griechen mir Tag für Tag meine besten Krieger niedermetzeln? Ach! dieser unglückliche Hohlweg, was kostet er mir schon! Wäre doch nur noch ein einziger anderer Paß durch dieses

wolkendrohende Gebirge! Hier in dieser Schlucht werden die Unbezwinglichen ewig unser spotten."

Jedoch Xerres bekam Hülfe. Ein Nichtswürdiger, Ephialtes mit Namen, selbst ein Grieche, schlich mit einer erlesenen Perserschaar Nachts über den Fluß Asopus den Oeta hinan. Schauerlich durch dichte Eichenwälder führte ein heimlicher Fußsteig die Kletternden. Beim ersten Morgendämmern stießen sie auf eine Schaar gelagerter Menschen, die sich, erschreckt vom Waffengeklirr, gleich aufrichteten. Es waren 1000 Phocier, die diesen Posten zur Vorsicht bewacht hatten, nun aber, erschreckt durch den Anblick so vieler Feinde, schnell entflohen, und dem Leonidas eilig die Verrätherei ansagten.

Jetzt hatten die Griechen keine Rettung mehr zu hoffen, und es mußte schnell berathschlagt werden, was zu thun sei. Die 300 Spartaner wollten mit ihrem Könige bei Thermopylä sterben, das hielten sie für Pflicht, um den Persern Achtung gegen Griechenland überhaupt einzuflößen; zudem verbot ihnen ein Gesetz, den anvertrauten Posten zu verlassen. Den andern riethen sie, nach Hause zu gehen, und ihr Leben für den fernern Kampf gegen die Feinde diesmal zu sparen. Diese zogen wirklich ab, nur die 700 Thespier wollten durchaus die Ehre theilen, mit dem Leonidas zu sterben, und die 400 Thebaner behielt er zur Strafe bei sich, um sie für ihre Feigheit und Falschheit sterben zu lassen. So blieben bei Thermopylä 1400 Mann.

Es war wegen der Entfernung des Fußsteigs zu erwarten, daß die Abgeschickten erst den folgenden Tag ankommen würden. Noch einen Abend also und eine Nacht hatten die Griechen übrig, und diese wollten sie benutzen. Den Abend feierten sie mit einer spartanischen Mahlzeit, der letzten für dieses Leben. Fest verbrüdert gelobten sie sich, aus dieser Welt zu scheiden, und im Elysium sich wiederzusehen. Nach langem herzlichem Gespräche standen sie auf, ernst wie die Nacht, die unterdessen ihre Schatten über die wilde Gegend sanft gebreitet hatte, und machten sich still auf den Weg. Nur die funkelnden Sterne leuchteten ihnen. Sie gingen durch den Hohlweg, stiegen über die Leichen der durch ihre Hand Erschlagenen hinweg, und kamen leise im Lager der Perser an. Hier wollten sie den Xerres aufsuchen, und ihn

mitten unter seinen Unsterblichen durchbohren. Aber es gelang nicht. Zu früh erweckte das Geschrei der ersten Opfer ihrer Wuth das Lager; unter dem Schirm der Nacht tödteten sie zwar viele, aber sie wurden doch bald von der Menge umringt, und obgleich immer fechtend, mußten sie sich doch endlich zurückziehen. Sie gingen, schön geordnet, in ihren Hohlweg zurück, und bis mitten in die Enge mußten die Perser sie verfolgen. Sie mußten, denn mit Peitschen nur konnten sie noch zum Gefecht gegen diese Löwen angehetzet werden.

Als die Spartaner ihr Lager wieder erreicht hatten, siehe, da kamen die von Ephialtes geführten Perser an. Nun galt es, sich hinter der Mauer zu vertheidigen, die sie schon früher dort zur Verschanzung aufgeworfen hatten. Hier sollte die Tapferkeit ihr Grabmal finden, hier focht die letzte Verzweiflung. Von allen Seiten schwirrten ihnen Lanzen und Pfeile um die Häupter; schon waren sämmtliche spartanische Spieße zerbrochen, es mußte mit dem Schwerte gefochten werden. Rasendes Getümmel von allen Seiten, unaufhörlicher Anwachs der persischen Rotte! Sie vermehrte sich mit jedem Augenblicke, und die Fallenden wurden zehnfach ersetzt. Xerres verlor zwei Söhne, auch zwei Söhne des Darius kamen hier um. Aber es fiel auch Leonidas, und seine treuen Spartaner bedeckten des würdigen und geliebten Königs Leichnam mit den ihrigen. Die feigen Thebaner warfen ihre Waffen weg, und streckten flehend ihre Arme aus. Dies erhielt ihnen das Leben; aber sie wurden mit dem königlichen Zeichen gebrandmarkt, und als Sclaven abgeführt. Das Gefecht hörte erst mit dem letzten Griechen auf, welcher niederfiel; von dem ganzen Häuflein war auch nicht einer übrig geblieben. Doch erzählt man von einem Spartaner, Aristodemus, der wegen einer sehr schmerzlichen Augenkrankheit seine Brüder verließ, und nach Sparta zurückkehrte, wo aber Schimpf und Verachtung sein Lohn war, bis er in einer folgenden Schlacht seinen Ruhm wieder herstellte.

Späterhin setzten die Amphiktyonen den Spartanern und Thespiern auf der Wahlstatt bei Thermopylä ein Denkmal mit der Inschrift:

„Wider dreihundertmal zehntausend fochten einst hier
Viertausend aus dem Peloponnes.“

Die 300 Spartaner erhielten außerdem noch diese besondere Inschrift:

„Bring, o Wanderer, du den Läcedämoniern Kunde,
Daß wir ruhen dahier, ihren Befehlen getreu.“

Der Ruhm der gefallenen Spartaner war so groß, daß Herodot, der etwa 30 Jahre später seine Reisen machte, noch die Namen der 300 in aller Munde einzeln hörte. Ihr Muth, ihre Tapferkeit, ihre Vaterlandsliebe, Berufstreue und Selbstaufopferung werden stets die wohlverdiente Anerkennung finden, und hierin bleiben sie immerdar unübertroffene Muster. Die That des Leonidas erscheint noch größer, wenn man berücksichtigt, daß das Orakel ausgesagt hatte, entweder würde Sparta zerstört oder einer der Könige getödtet werden: so war denn sein Tod ein freiwilliger Opfertod.

Xerxes, jetzt Herr der Bergschlucht, durchwandelte das Schlachtfeld, und erstaunte über die geringe Anzahl der Griechen und über ihren feindseligen Widerstand. Den Kopf des Leonidas ließ er vom Rumpfe schneiden, und auf einen Pfahl stecken. Und darauf zog er weiter in Griechenland hinein.

§ 37.

Themistokles bei Artemisium.

So rühmliche Thaten schien unterdessen die griechische Flotte bei Artemisium nicht zu versprechen. Der Spartaner Eurybiades, ihr Anführer, besaß nichts von dem Geiste des Leonidas; und gewiß wäre der Erfolg mißlich gewesen, wenn nicht Themistokles als Anführer der athenischen Schiffe seinen Einfluß geltend gemacht hätte.

Obschon die Griechen in sicherer Bucht vor Anker lagen, und der Sturm von der so großartigen Perserflotte, die bald ankam, fast 400 große Schiffe an den Felsen eines Vorgebirges zertrümmerte, so meinte der feige Eurybiades doch, man müsse nur nach Hause eilen, und den Isthmus bei Korinth vertheidigen. Alle Peloponnesier meinten in ihrer Selbstsucht und Engherzigkeit dasselbe: ob die Euböer, Böotier, Athener und andere außerhalb des Peloponneses darüber zu Grunde gingen, das schien ihnen gleichgültig zu sein. Die Athener konnten ihren Unwillen

über eine solche Eigennützigkeit kaum zurückhalten; Themistokles brauchte alle seine Beredtsamkeit, sie zu besänftigen, damit durch Uneinigkeit nicht alles verdorben würde. Er that noch mehr. Die Euböer schickten ihm heimlich ein Geschenk von 30 Talenten, daß er doch die Feldherren zur Beschützung ihrer Insel bewegen möchte. Er sagte von diesem Gelde nichts, sondern ging, wie aus eigenem Antriebe, zum Eurybiades, bat ihn zu bleiben, und drückte ihm dabei 5 Talente in die Hände. Dies wirkte besser als alle Redekunst; denn auch ein Spartaner liebte wohl heimlich das Geld. Darauf begab sich der schlaue Athener zum korinthischen Befehlshaber, der am lautesten von der Rückkehr sprach, und dieser verhieß auch zu bleiben, als er die lachenden 3 Talente erblickte, die Themistokles ihm brachte. Das übrige Geld behielt der letztere für sich, wie denn überhaupt die Gewinnsucht die Schattenseite in seinem Charakter bildete. — Nun war also die Meinung anders geworden, nun hieß es, man müsse hier dem Perser ein Seetreffen liefern. Der Angriff ward gewagt, und der Feind verlor 30 Schiffe dabei. Ein neues Ungewitter that den Persern ebenfalls keinen geringen Schaden. Am andern Tage griffen die Griechen abermals an; die Perser schickten 200 Schiffe um Euböa herum, um dem Feinde in den Rücken zu kommen, aber die Fahrt über Sandbänke und Klippen, deren die Perser unkundig waren, bewirkte, daß diese ganze Flotte strandete. In der nächsten Nacht gelang es auch den Aeginern, fast alle cilicischen Schiffe zu vernichten. — Am dritten Tage machten die Perser einen Angriff. Die Griechen fochten als Helden, sprangen in die feindlichen Schiffe hinein, und hieben rasend um sich herum, die Aeginer eroberten auch wieder 5 Schiffe. Indessen entrann die griechische Flotte nur mit Mühe der Gefahr, von der persischen umringt zu werden, und zog sich des Abends in ihre Bucht zurück. Hier war ein Bote von Thermopylä, der die Nachricht von der gänzlichen Niederlage des Leonidas brachte. Nun stand also ganz Griechenland dem persischen Landheere offen, und es galt jetzt, Attika und den Peloponnes zu vertheidigen. In der Nacht segelte die griechische Flotte durch den Euripus davon, und Themistokles, der nichts unterließ, den Feinden zu schaden,

setzte an der Küste Inschriften mit großen Buchstaben auf die Felsenwände, die Jonier aufrufend, in der Schlacht die persische Flotte zu verlassen, und zu den Griechen, ihren Landesleuten, überzugehen. Wenn die Jonier auch nicht Folge leisteten, dachte Themistokles, so könnten solche Inschriften die Perser doch auf Verdacht gegen die Jonier bringen, und schon das würde ihre Macht schwächen.

Die griechische Flotte segelte an der Südküste von Attika um das Vorgebirge Sunium herum, und setzte sich in der Meerenge zwischen der Stadt Eleusis und der Insel Salamis, um zu berathen, was nun weiter zu thun sei.

§ 38.

Xerxes in Phocis und Böotien.

Unterdessen fluthete das persische Heer durch die Schlucht von Thermopylä über Griechenland her. In der Landschaft Phocis theilte es sich in zwei Arme westlich und östlich. Die Städte Charadra, Neon und Elatea wurden erobert, verbrennt, die Kinder aufgespießt, alle Bewohner auf's grausamste behandelt. In Abe blieb keiner am Leben. Was noch entrinnen konnte, flüchtete auf das Gebirge Parnassus, und ließ die Häuser leer stehen.

Die Schaaren kamen nach Delphi, der heiligen Orakelstätte, dem reichsten Orte in Griechenland. Aber hier wurde nichts angerührt, den Bürgern kein Haar gekrümmt; denn es ging eine dunkle Sage, ein Feind werde einst diese heilige Stadt verheeren, und dann bis auf den letzten Mann zu Grunde gehen. So hatten die schlauen Priester durch einen Orakelspruch für sich selbst gesorgt.

Hier in Delphi war es auch, wo ein griechischer Ueberläufer aus Arkadien zum Xerxes kam. Was machen die Griechen? fragte der König. „Herr — sagte dieser — sie sind in Elis versammelt, und feiern die olympischen Spiele." Der Perser staunte über den leichten Sinn seiner Feinde, und ging weiter. Als Phocis verheert war, brach er in Böotien ein, und Thespiä und Platäa wurden in Aschenhaufen verwandelt, das feige Theben blieb stehen.

§ 39.

Die Schlacht bei Salamis.

(23. Sept. 480 v. Chr.)

So nahe bei Athen stand schon das Perserheer, und die Verbündeten bei Salamis konnten noch zu keinem Entschlusse kommen. Die Völkerschaften aus dem Peloponnes dachten in der Angst nur an sich, und wollten nach Hause ziehen, um ihre Städte zu vertheidigen. Wirklich ging auch das Landheer davon, und bauete auf dem Isthmus eine lange dicke Mauer, um den Peloponnes den Feinden zu sperren. Auch die peloponnesischen Schiffe wollten sich entfernen; jeder einzelne wollte in seine Stadt kriechen.

Da stand nun der glühende Themistokles! Bei den Haaren hätte er die Verbündeten zum Kampfe schleppen mögen; und hätte er Waffenbrüder wie Leonidas gehabt, so wäre dem Xerxes schon in Böotien eine Schlacht geliefert, wie er keine zweite würde gewünscht haben. Nun hatte der Held aber feige, eigennützige und neidische Seelen vor sich, und fand kein Gehör. Ueber dem Streiten rückten die Perser in Attika ein, und die feindliche Flotte war auch der griechischen nachgefolgt. Nun war die Stadt Athen nicht mehr zu retten. Das delphische Orakel hatte jetzt den Ausspruch gethan, sie sollten sich durch hölzerne Mauern vertheidigen:

„Schon ist Alles dahin, ich sehe die brennenden Tempel,
Zittern die Götter Athens, umsonst fleht Pallas zum Vater:
Hinter hölzernen Mauern nur wird er euch Rettung gewähren." —

wahrscheinlich ein Eingeben des Themistokles, denn er erklärte, mit den hölzernen Mauern wären Schiffe gemeint, alle Bewohner der Stadt müßten sich zu Schiffe begeben, und die Stadt dem Feinde nur überlassen. In der That war jetzt auch kein anderes Mittel mehr übrig, als Flucht. Die Bürger Athens gern oder ungern, mußten sich dazu verstehen. Sie wurden zu dem schweren Entschlusse auch noch durch den Umstand bestimmt, daß die große Schlange im Tempel der Minerva die gewöhnlichen Opferspeisen nicht, wie sonst, verzehren wollte, woraus sonnenklar folgte, daß die Göttinn Athen verlassen habe. Das Liebste, was jeder

hatte, raffte er in der Eile zusammen, und so ging es zu Schiffe. Es war ein jammervoller Anblick, wie die Mütter auf ihre Kinder sahen, und auf dem Wege zuweilen nach der Stadt zurückschaueten. Sogar treue Haushunde folgten, und sahen traurig ihre Herrn davon rudern. Ein Hund stürzte sich in's Meer nach, und folgte dem Schiffe seines Herrn bis auf die Insel Salamis; als er aber an's Ufer trat, waren seine Kräfte erschöpft, und er starb auf der Stelle. In der Folge wurde ihm an demselben Orte ein kleines Denkmal errichtet. — Die Athener schifften sich zum Theil nach der Insel Salamis, zum Theil nach der Stadt Trözene in Argolis ein, und wurden gastfreundlich aufgenommen.

Themistokles sann noch immer darauf, den Persern ein Treffen zu liefern; aber nun wollten die Spartaner und andere Peloponnesier von einer Schlacht nichts hören; hinter ihre Mauern wollten sie kriechen, und die Flotte aus einandergehen lassen. Der Korinther Adimant meinte, wer keine Vaterstadt mehr hätte, der könnte gut reden. Um dem Streite ein Ende zu machen, antwortete Themistokles darauf mit aller Bedeutung, eine Stadt von todten Steinen besäßen die Athener freilich nicht mehr, aber ihre 200 Schiffe wären jetzt ihre Stadt, und zwar die größte Stadt in Griechenland, die allen Griechen Rettung verschaffen könnte, wenn sie nur wollten; wofern aber die übrigen Griechen von den Athenern abermals abfielen, so könnten jene vielleicht bald hören, daß die Athener eine andere Stadt und ein anderes freies Land bekommen hätten, welches besser wäre, als ihr verlassenes Vaterland. Diese Rede des Themistokles drang durch. Eurybiades fürchtete, die Athener möchten Griechenland auf immer verlassen, und noch konnten die Spartaner ihrer nicht entbehren. Gerade flog auch eine Nachteule auf einen Mast zur rechten Hand, und auf dies Götterzeichen entschied nun der spartanische Oberfeldherr selbst, man müsse hier zusammenbleiben.

Die Perser rückten in Athen ein, hieben die wenigen zurückgebliebenen Priester und Greise nieder, und zündeten die Stadt an. Zugleich erschien die persische Flotte am Hafen Phaleros. Als die Flamme Athens nun in die Wolken loderte, und die zahllosen Wimpel der Feinde sich zeig-

ten, da wurde an den Rath des Themistokles nicht mehr gedacht; alle Peloponnesier beschlossen, in der nächsten Nacht davon zu segeln, ein jeder nach seiner Stadt, und wer anders rathen würde, sollte bestraft werden. Themistokles war auf's Aeußerste gebracht. Zur Freude der Athener hatte er eben den guten Aristides aus der Verbannung zurückgerufen, obschon von den 10 Jahren erst 6 verflossen waren: er dachte, in der Noth möge das Vaterland alle seine Freunde wohl bei einander haben. Jetzt wagte er das letzte verzweifelte Mittel, die Zaghaften zum Schlagen zu bringen. Durch einen treuen Perser, den er in seinen Diensten hatte, ließ er in dieser Nacht dem Xerres melden, Themistokles wäre heimlich sein Freund, und lasse ihm sagen, wenn der König die Griechen zusammen schlagen wolle, so müsse er sie vor Mitternacht umzingeln, sonst würde die Flotte aus einander gehen.

Sein Zweck ward erreicht. Es war am 23sten September in einer finstern Nacht, als die grauen Segel sich alle nach Salamis heranbewegten, die Griechen einzuschließen, und Aristides brachte den Verbündeten die erste Nachricht davon. Themistokles zog ihn auf die Seite, und sagte ihm, was er gethan hätte. Aristides erstaunte, doch lobte er den kühnen Plan. Die Verbündeten glaubten nicht, daß die Perser in einer finstern Nacht den Angriff machen könnten; aber ein zweites Schiff brachte die andere sichere Nachricht. „Wollet ihr nun wohl fechten?“ rief Themistokles lächelnd, und stellte die athenischen Schiffe in Ordnung. An Entfliehen war nicht zu denken, die Peloponnesier mußten kämpfen, sie mochten wollen oder nicht. Die Perser, welche hier das Gewässer nicht kannten, liefen im Finstern auf manche Klippe, und die Menge ihrer Schiffe verstopfte sich bald so sehr, daß sie sich nicht vorwärts noch rückswärts wenden konnten. Die Griechen sprangen in die feindlichen Schiffe, hieben Löcher hinein, und machten die Mannschaft nieder. Die Verwirrung nahm Ueberhand: viele Schiffe kamen wegen der Enge des Raumes gar nicht in's Gefecht, das eine hinderte das andere, viele wurden versenkt, und die Perser wurden von den Joniern verlassen. Die Athener und Aeginer, die in diesem Meere heimisch waren, bewegten ihre kleinen Galeeren mit unglaublicher Behendigkeit, und ehe der Tag anbrach, muß-

ten die Perser auf den Rückzug denken: als die vordern Reihen ihrer Schiffe flohen, drängten sie die hintern mit sich fort. Xerxes, der vom Land her dem Kampfe zusah, trauete seinen Augen kaum, als er die ersten Seevölker, Aegypter, Phönizier und Cilicier, vor den athenischen Schiffen fliehen sah. Sogar die karische Königinn Artemisia*) war nahe daran, von einem athenischen Schiffe überwältigt zu werden, und verdankte ihre Rettung blos einem Zufalle. Im schnellen Rudern stieß ihr Schiff auf ein persisches so hart an, daß dasselbe in den Grund gebohrt wurde; der athenische Hauptmann, der es für ein befreundetes Schiff hielt, weil es ein feindliches niedersegele, verfolgte es deshalb nicht weiter, und so entkam es.

Ueberaus glänzend war der Sieg, den die Griechen hier bei Salamis erfochten. Eine Anzahl feindlicher Schiffe flüchtete sich noch nach dem phalerischen Hafen, um sich mit der persischen Landmacht zu vereinigen; aber auch hier lauerten ihnen die Aeginer auf, die an diesem Tage überhaupt nächst den Athenern Wunder der Tapferkeit verrichteten. Die feindliche Flotte sah sich genöthigt, auf dem kürzesten Wege gleich nach Asien zurückzukehren; und Xerxes mit der Landmacht, die er auf den verheerten Gefilden Griechenlands in Ermanglung aller Zufuhr auch nicht länger mehr halten konnte, zog sich nach Thessalien zurück. Aber auch hier scheuchte Themistokles ihn durch einen Boten ganz aus dem Lande: er ließ ihm sagen, die Griechen gingen damit um, nun gleich nach dem Hellesponte zu segeln, und ihm seine Brücke abzubrechen. In allem Schrecken eilte er jetzt aus Europa nach Persien, nur ließ er einen Rest des Heeres in Macedonien unter den Fahnen des Mardonius zurück, im nächsten Frühjahre den Feldzug noch einmal zu wagen.

Wie jubelte Griechenland nach diesem Siege! Themistokles war es, dem Alle ihre Rettung vom persischen Joche verdankten, und die allgemeine Freude erstickte auch für ei-

---

*) Artemisia ist berühmt durch das Grabmahl, Mausoleum genannt, welches sie zu Halikarnassus ihrem Gemahle Mausolus errichtete. Es gehörte zu den 7 Wundern der Welt, und von ihm heißen alle prächtigen Grabmähler Mausoleen.

nige Zeit die Nationaleifersucht der griechischen Staaten. In dem Themistokles sah man keinen Athener mehr, sondern einen Griechen. Die Spartaner, zu denen er gereiset war, gaben ihrem Eurybiades den Preis der Tapferkeit, dem wackren Athener aber einen Olivenkranz als Preis der Weisheit, schenkten ihm den schönsten Wagen, der in Sparta zu finden war, und ließen ihn feierlich durch eine Ehrenwache von 300 Jünglingen bis an die Gränze zurückbegleiten. Als darauf das nächste Mal die olympischen Spiele gefeiert wurden, und auch Themistokles in den Schranken erschien, erregte er so sehr die Aufmerksamkeit des versammelten Griechenlandes, daß alle Zuschauer der Kämpfer vergaßen, und nur auf ihn die Augen richteten: der eine zeigte ihn dem andern, Väter hoben ihre Kinder in die Höhe, den großen Mann zu sehen, und sein Name ertönte von allen Lippen. Hier war seine Ehrbegierde gesättigt, und gerührt mußte er gestehen, daß dieser Tag der schönste seines Lebens sei, denn er konnte sich jetzt völlig der Größe des Miltiades rühmen.

§ 40.

Mardonius in Griechenland.

(479 v. Chr.)

Nicht alle Gefahr für die Griechen war jetzt geschwunden: Mardonius stand noch mit 300,000 Mann in Macedonien, und das war noch immer eine furchtbare Macht. Im nächsten Frühjahre sollte der Krieg abermals beginnen.

Die Athener waren in die Ruinen ihrer Vaterstadt so eben wieder eingezogen, da kam zu ihnen der macedonische König Alexander als Vermittler zwischen ihnen und den Persern. Er stand von Alters her mit den Athenern in Gastfreundschaft, und war mit dem persischen Königshause verwandt. Dieser hoffte zu Athen etwas auszurichten, und überbrachte von Mardonius ein freundliches Anerbieten, die Perser wollten Athen bei seinen Freiheiten schützen, ja die zerstörten Tempel und Häuser wieder aufbauen, wenn die

Athener mit ihnen in ein Bündniß treten, und das übrige Griechenland ihnen erobern helfen wollten.

Der Antrag war eben nicht unannehmbar; denn da wären die Athener des harten Kampfes auf einmal los gewesen, und die persische Regierung konnte man an sich auch gar nicht drückend nennen, zumal wenn die Athener nicht als Unterthanen, sondern als Bundesgenossen behandelt werden sollten. Wozu entschlossen sie sich nun? — In der Versammlung, wo der Macedonier seinen Antrag machte, saßen auch spartanische Gesandte: die Athener waren edel genug, ihre Freunde zu der Ueberlegung zuzulassen. Da diese von dem Ansinnen des Persers hörten, standen sie unwillig auf, und sagten, die Athener möchten bedenken, daß sie Griechen und freie Männer wären; und wenn sie auch abermals aus ihrer Stadt verdrängt würden, so sollten sie zu Sparta mit Weibern und Kindern Aufnahme finden, und die Spartaner würden ihnen alle Hülfe leisten, zu Lande und zu Wasser. Durch diese freundschaftlichen Gesinnungen der Spartaner gestärkt, verwarfen die Athener, Ehre und Freiheitsliebe eigennützigen Rücksichten vorziehend, alle Unterhandlungen mit den Persern, und Aristides bedeutete dem Alexander, er möchte sich nie zu einer ähnlichen Gesandtschaft brauchen lassen, denn die Athener könnten sonst vergessen, daß er ihr Gastfreund wäre; so lange die Sonne ihren Lauf behielte, würden die Griechen Feinde der Perser sein.

Nach solcher Antwort rückte Mardonius unverzüglich in Griechenland ein. Die Thebaner waren abermals die ersten, welche den Persern beifielen, und die Athener sahen ihr Land einer neuen Verwüstung ausgesetzt. Die Spartaner hatten alle Freundschaft wieder vergessen, sie dachten nur an den Bau ihrer Mauer auf dem Isthmus, und den Athenern blieb nichts übrig, als ihre Stadt nach einem kaum achtmonatlichen Besitze abermals zu räumen, und mit ihrer Habe sich nach der Insel Salamis zu flüchten.

Mardonius rückte gleich darauf in die öde Stadt ein, die noch größtentheils in Ruinen lag. Er schickte erst abermals einen Herold mit Friedensvorschlägen nach Salamis an die Athener, und verhieß ihnen Freiheit und einen bedeutenden Theil von dem übrigen Griechenlande, wenn sie

Freundschaft mit ihm schlössen. Aber die Erbitterung der Athener war so groß, daß nur ein einziger Bürger zur Annahme dieser Vorschläge rieth, und dieser ward dafür von den andern zu Tode gesteinigt, und sein Weib und seine Kinder wurden ebenfalls getödtet.

Die Athener machten den Spartanern jetzt bekannt, was ihnen die Perser angeboten, mit der Bemerkung, sie hätten alles abgewiesen, und möchten Griechenland nicht verrathen; wenn aber die Spartaner jetzt nicht helfen wollten, die Perser aus Griechenland zu jagen, so möchte man wahrscheinlich bald hören, daß die Athener anderswo Freiheit und Vaterland gefunden hätten.

Diese kräftige Ankündigung that vielleicht Wirkung. Wenigstens beschlossen die Peloponnesier jetzt, Hülfe zu schicken. Die Spartaner allein stellten 5000 Mann nebst 35,000 Heloten, und der Spartaner **Pausanias** war der Anführer des ganzen Heeres. Er führte seine Schaar über den Isthmus nach Attika, wo er sich mit dem Aristides vereinigte, der 8000 Athener und andere Bundesgenossen unter seinen Fahnen hatte.

Aber Mardonius hatte aus Mangel an Lebensmitteln sich schon nach Böotien gezogen, und bei der zerstörten Stadt Platäa sich verschanzt. Das verbündete Heer der Griechen folgte ihm also nach.

§ 41.

Schlacht bei Platäa.

(25. September 479 vor Christus.)

Hier bei Platäa war keine Partei mit dem Angriffe eilig. Die Griechen scheuten sich vor der persischen Reiterei, und hatten auch unter einander Rangstreitigkeiten. Dazu kam, daß griechische Priester, mit denen sowohl das persische, als das griechische Heer versehen war, beiden den Sieg versprachen, wenn sie den Angriff **erwarten** würden. Diesem Spruche gemäß wäre es wohl nie zu einem Treffen gekommen, wenn nicht die griechischen Anführer nach langem Hadern einmal beschlossen hätten, eine neue Stellung einzuneh-

men. Das hielt Mardonius für Flucht, und ließ die Wegziehenden gleich verfolgen. Diese wurden dadurch gezwungen, Stand zu halten und zu kämpfen. Den ersten Stoß empfingen die Spartaner mit vorgehaltenen Schilden; sie hofften keinen Sieg, denn die letzten Opfer hatten auf Unglück gedeutet. Sogleich ließ Pausanias noch einmal die Götterzeichen erforschen, und sieh da, sie fielen günstig aus. Nun hielt keine Besorgniß mehr ihre Tapferkeit auf. Mardonius, an der Spitze der Reiterei, ward durch den tapfern Spartaner Arimnestus mit der Lanze vom Pferde gestoßen. Die Perser wollten den Leichnam ihres Führers nicht in Feindeshänden lassen, und bedeckten ihn mit ihren eigenen Leichen, aber die Spartaner behaupteten den Platz. Die Athener hatten an ihrem Posten auch nicht gefeiert. Die Korinther, Megarer und andere, welche bei dem anfänglichen Abziehen die vordersten gewesen, waren nicht einmal zum Fechten gekommen. Für die Perser war hier kein Bleiben mehr; ein anderer Feldherr führte sie an des gefallenen Mardonius Stelle so schnell als möglich über Theben hinauf dem Hellesponte zu, und nur ein Theil war darauf bedacht, das Lager zu vertheidigen. Dieses bestürmten die Griechen mit Heftigkeit, und die Athener hatten den Ruhm, die Verschanzungen desselben zuerst durchbrochen zu haben. Die Beute war unermeßlich; sie wurde vielfach vertheilt, und der olympische Zeus, der delphische Apollo, der isthmische Poseidon und die athenische Pallas wurden dabei nicht vergessen. Der Feldherr Pausanias bekam auch seinen Antheil, und man gestand den Spartanern in dieser Schlacht allgemein den Preis der Tapferkeit zu. Aristodemus, der von den Dreihundert bei Thermopylä schimpflich übrig geblieben war, hatte hier bei Platäa wie ein Rasender gefochten, dennoch bekam er keinen Preis, weil man sagte, er wäre nicht aus reiner Vaterlandsliebe, sondern aus Verzweiflung tapfer gewesen.

Die Griechen hielten darauf den gefallenen Helden die Todtenfeier, errichteten Trophäen auf dem Schlachtfelde, und zogen dann sogleich hin, Theben zu züchtigen. Diese Stadt lieferte ihnen auf der Stelle die Oberhäupter aus, welche gerathen hatten, den Persern Erde und Wasser zu geben,

und die Sieger opferten dieselben den Geistern der bei Platäa gefallenen Helden zur Sühne.

§ 42.

Die Schlacht bei Mykale. Folgen der Perserkriege.

(479 v. Chr.)

Bei der Insel Samos kreuzte indessen noch immer der Rest der einst so großen persischen Flotte, der im vorigen Jahre von Salamis entronnen war. Nicht minder lag noch in den griechischen Häfen die Flotte der Bundesgenossen beisammen. An diese waren nun längst heimliche Aufforderungen von den Joniern ergangen, jenes Persergeschwader in einem plötzlichen Ueberfalle gänzlich zu vernichten, und wirklich machte sich auch die griechische Seemacht, angeführt von dem Athener Xantippus und dem Spartaner Leotychides, etwa zu eben der Zeit, als die Landtruppen nach Platäa zogen, nach Samos auf, und ereilte die persische Flotte bei dem Vorgebirge Mykale an der jonischen Küste, Ephesus gegenüber; aber die Mannschaft war ans Land gestiegen, und hatte sich mit einer Landmacht, die daselbst noch unter dem Perser Tigranes zur Beobachtung Joniens stand, vereinigt. Die Griechen landeten darauf gleichfalls an der jonischen Küste, und fanden den Feind trotz seiner Eile schon stark verschanzt. Eine schnell übers Meer gekommene Nachricht von dem am Morgen bei Platäa erkämpften Siege begeisterte die Griechen, den Abend dieses glorreichen Tages durch einen zweiten Sieg in Asien zu feiern. Sie erstürmen nach blutigem Gefechte das feindliche Lager, verbrennen die Schiffe, und jagen die Ueberbleibsel der Truppen des Tigranes aus Jonien hinaus. Die Jonier zeigen sich hier wieder als ächte Griechen, und werfen diesmal glücklich das persische Joch ab, was Aristagoras vor dreißig Jahren umsonst versucht hatte. In diesen ewig denkwürdigen Kämpfen der Uebermacht mit kleinen aber heldenmüthigen Schaaren gebürt unstreitig den Athenern der Preis der Tapferkeit, der Aufopferung und der Freiheits- und Vaterlandsliebe. Mögen wir besonders Vaterlandsliebe von ihnen

lernen, denn ob wir auch allen Völkern Gerechtigkeit und Liebe schuldig sind, so hat doch die Heimath, die jedem bessern Menschen lieb und werth ist, und an die so viele feste und theure Bande uns knüpfen, vorzüglichen Anspruch auf unsere Hochschätzung, Theilnahme, Opfer und innigste Liebe.

Ueberaus wichtig waren die Folgen dieser Perserkriege für Griechenland, welches für seine werthesten Güter gefochten hatte. Das in diesen Zeiten so wackere und ruhmgekrönte Volk, die Athener an der Spitze, war sich seiner Kraft bewußt geworden, und suchte nun, nachdem es sich Freiheit errungen, und keine besonders drohende Gefahr in nächster Zukunft zu befürchten hatte, andere Kreise seines Wirkens und Ruhmes. Es mochte nicht ruhen, es sammelte jetzt Lorbeeren auf einem andern Felde. Es hatte die Kraft seines Arms gezeigt; jetzt war die Zeit da, auch die Tiefe und Schärfe seines Geistes, die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft und die Schönheit seines Gefühles zu offenbaren, und siehe, Künste und Wissenschaften machten von jetzt an, zumal in Athen, rasche und staunenswerthe Fortschritte. Durch die Besiegung der Perser war auch die griechische Bildung vor den Barbaren sicher gestellt. Noch augenfälliger war aber der Einfluß, den die Perserkriege auf das griechische Staatsleben ausübten. Athen, welches das Großartigste geleistet und geopfert, ragt auch hierin am meisten hervor. Es wirft jede Schranke nieder, welche der Volkskraft noch im Wege steht, es duldet kein aristokratisches und barbarisches Wesen, und weil es sich Ansehen und Vertrauen durch Thatkraft und Bildung erworben hat, so nimmt es jetzt die erste Stelle in Griechenland ein, als dessen Herrscher es nunmehr gelten kann. Anders ist es mit Sparta, das nicht weiter strebte, sondern die Zustände, die vor den Perserkriegen dagewesen waren zu bewahren, oder wiederherzustellen trachtete. Es war und blieb ein aristokratischer Kriegerstaat, die Künste des Friedens und die feine Bildung verschmähend, aber auf die Erhaltung der äußern Freiheit stets bedacht. Bei so verschiedenartigen Richtungen, bei so entgegenstehenden Verfassungen, die beide ihr Gutes und ihr Schlimmes haben, kann eine Spannung zwischen den genannten Staaten nicht ausbleiben, die Eifersucht wird bald

erwachen, und verderbliche Feindseliligkeiten werden nur zu früh zum Ausbruche kommen. Auch wird es sich zeigen, daß alles Uebertriebene in den Verfassungen schädlich ist, und das Gute in der Mitte liegt.

Schließen wir unsere Bemerkungen über den wichtigen Einfluß der Perserkriege mit den schönen Worten des italienischen Geschichtschreibers Cantu: „Im Morgenlande befestigt sich die Gesittung, und das Geschlecht der Perser steigt von den Bergen herab, um die verweichlichten Meder zu kräftigen, und eins der größten Reiche zu gründen. Wie in zorniger Eifersucht gegen das kleine Europa, welches Wissenschaften, Künste und Gesetze sich anzueignen beginnt, schleudert diese Monarchie Fluthen von Menschen in das Abendland, welche die Erde und das Wasser für sich in Anspruch nehmen. Es ist die Vergangenheit, welche gegen die Zukunft, die Erstarrtheit, welche gegen die Bewegung entbrennt. Wie Homer das erste Ringen Asiens mit Europa besang, der Barbarei Mitleid und Bewunderung entlockend, so überliefert uns Herodot, als Augenzeuge des persischen Krieges, denselben in einer Schilderung, deren zusammenhaltender Grundgedanke gleicherweise der Wettstreit des Ostens mit dem Westen ist. Bei Marathon, Salamin und Platäa wird der Sieg der europäischen Bildung über die asiatische entschieden, und bald nähern sich die bisher vereinzelt gebliebenen Völker, und lernen sich einander besser kennen.“

§ 43.

Letzte Schicksale der Feldherren Aristides, Themistokles und Pausanias.

Auf die rühmlichste Weise beschloß unter den großen Männern Griechenlands sein Leben der, welcher von Anfang an den Ruhm der Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit zu erringen gesucht hatte — der edle Aristides; am unrühmlichsten derjenige, dessen Volk sich am meisten des Edelmuths rühmte, der spartanische König Pausanias. Aristides bewahrte seine Ehrenhaftigkeit bis ans Ende, und hinterließ

so wenig, daß der Staat die Kosten zu seiner Bestattung hergeben mußte. Auch seine Tochter erhielt aus der öffentlichen Kasse ihre Aussteuer.

Pausanias, übermüthig gemacht durch seinen Sieg bei Platäa, eitel durch seinen Reichthum, der ihm bei der Theilung der persischen Beute zugefallen war, vergaß völlig der spartanischen Mäßigung und Biederkeit; die reizende Lockung des Ehrgeitzes und der Lust, über die ihm anvertrauete Bundesgenossenflotte königlich zu herrschen, und Genüssen nach Perserweise zu fröhnen, versuchte ihn: er hielt sich ein Gefolge von persischen Sclaven, und tyrannisirte die Griechen. Das ertrugen diese nicht lange, sondern da sie die freundliche Herablassung des Aristides und des jungen Cimon sahen, welche die athenischen Schiffe befehligten, so erklärten sie öffentlich, sie würden nicht länger mit ihren Schiffen bei der großen Flotte bleiben, wenn nicht einem Athener die Oberanführung zur See gegeben würde. So erlangten die Athener auf die ehrenvollste Art durch Sanftmuth, was der Stolz des Themistokles nicht hatte ertrotzen können, den Vorrang oder die Hegemonie in Griechenland. — Pausanias ward zurückberufen und zur Verantwortung gezogen. Durch Bestechung vieler nicht mehr lykurgisch gesinnten Senatoren rettete er noch diesmal sein Leben, und kam mit der Absetzung davon. Aber sein böser Sinn ließ ihn nicht ruhen. Man ertappte ihn über einer schändlichen Verrätherei, wodurch er sein Vaterland dem Perser in die Hände spielen wollte, um ein persischer Satrap zu werden, der weit herrlicher lebte, als ein spartanischer König. Aber sein eigener Sclave verrieth des Herrn Briefwechsel den Ephoren. Pausanias flüchtete vor seinen Verfolgern in einen Tempel der Pallas auf dem Vorgebirge Tänarium, einer südlichen Spitze des Peloponneses, und da es bei den Griechen nicht erlaubt war, einen Verbrecher vom Altare wegzureißen, so mauerte man die Fenster und Thüren zu, warf das Dach ab, und überließ den Unglücklichen dem Hungertode.

Themistokles hatte unterdessen den Athenern noch einige wichtige Dienste erwiesen. Zuerst war er gleich nach Xerxes Abzuge wieder mit einer Flotte nach den Inseln Andros, Paros, u. s. w. gezogen, und hatte von ihnen

für ihre bewiesene Anhänglichkeit an die Perser ungeheure Geldstrafen mit unerbittlicher Strenge beigetrieben. Als im folgenden Jahre auch Mardonius aus Europa hinausgeschlagen war, bauete Themistokles die Mauern Athens wieder auf. Dies konnte nur durch List geschehen; denn so weit ging die Eifersucht der Spartaner, daß sie sich nicht nur über die Zerstörung Athens durch die Perser herzlich gefreuet hatten, sondern nun auch nicht zugeben wollten, daß die Athener ihre Stadt und ihren Hafen Piräus jemals wieder befestigten, damit sie — die Spartaner — Athen bei Gelegenheit gleich ohne Mühe überfallen könnten. Die Athener schafften aber doch in aller Stille das zum Bau Erforderliche herbei, Tausende von Arbeitern legten zugleich Hand ans Werk, und waren mit ihrer Mauer fast halb fertig, ehe in Sparta etwas davon ruchtbar wurde. Themistokles geht darauf als Gesandter nach Sparta, und wird gleich befragt, ob die Nachricht von dem Neubau der Mauer gegründet wäre. „Behüte, sagt er: schickt Gesandte hin, so werdet ihrs sehen.“ — Dadurch gewannen die Athener Zeit, und rückten in ihrem Bau immer weiter vor. Endlich erfuhren es die Spartaner doch durch neue Boten aus Aegina, und schickten Gesandte hin. Diese wurden aber nach Themistokles Anweisung von den Athenern festgehalten, und als Geißeln verwahrt, bis die Mauer ganz vollendet war, und nun sagte Themistokles den Spartanern die Wahrheit. Sie ergrimmten, aber Themistokles antwortete kalt: „Wünscht ihr eure Geißeln zurück, die in unserer Gewalt sind, so müsset ihr mich in Frieden gehen lassen.“ Wirklich fügten sie sich, und Themistokles ging lachend nach Athen zurück.

Sein Stolz machte ihn endlich den Mitbürgern verhaßt, sein Einfluß und Reichthum erregten Neider, sein hochstrebender Geist schien der Freiheit gefährlich; er stand andern Ehrgeizigen, z. B. dem jungen Cimon, im Wege, seine Gewinnsucht verdiente Tadel, und seine wirklichen großen Verdienste ums Vaterland wurden vergessen, denn Dankbarkeit war der Athener Tugend nicht, und Volksgunst ist unbeständig. Seine Mitbürger verbannten ihn daher auf zehn Jahre, worauf er sich nach Argos begab. Hier wartete seiner ein noch traurigeres Loos. Pausanias, der eben damals seinen

verrätherischen Briefwechsel mit den Persern angefangen hatte, und nun hörte, daß Themistokles verbannt sei, forderte ihn auf, sich an den Athenern zu rächen, und mit ihm heimlich gemeinschaftliche Sachees zu Gunsten des Xerxes zu machen. Themistokles verstand sich zwar nicht dazu, wechselte aber doch in dieser Sache verschiedene Briefe mit dem Pausanias, und als der letztere verrathen wurde, fand man die Briefe des Themistokles bei ihm. Sogleich ward auch Themistokles als Verräther in Athen angeklagt; die Athener schickten Boten nach Argos an ihn, er sollte sich vor Gericht stellen. Das verachtete er, vertheidigte sich schriftlich, und gab die Anklage für eine unverschämte Verläumdung aus. Das frommte nicht, die Athener waren viel zu erbittert auf ihn, und verlangten, ihn selbst zu sehen. Da floh er nach der Insel Corcyra, dann nach Epirus, und als auch hier die Griechen ihn verfolgten, tiefer ins Land zum Könige der Molosser. Dieser sandte ihn nach Pydna, einer Seestadt im untersten Macedonien. Hier setzte er sich in ein Schiff, welches nach Kleinasien segeln wollte. Weder der Herr des Schiffes, noch die übrigen Leute auf demselben, kannten ihn, und so glaubte er ganz sicher seinen ihm überall auflauernden Feinden entrinnen zu können. Aber sieh! als das Fahrzeug schon glücklich vor Euböa, Andros, Tenos und Mikonos vorbei ist, wird es durch einen widrigen Wind nach Naxos verschlagen, und hier lag gerade eine große athenische Belagerungsflotte. In dieser Noth entdeckte er sich dem Schiffsherrn und dem Steuermanne, und beschwur sie, ja nicht hier anzulegen. Bitten und Versprechungen vermochten nichts. Da sagte er endlich drohend: „Höret, ihr seid verloren, wie ich, wenn wir den Athenern in die Hände fallen; denn ich sage gleich, ihr hättet mich gekannt, und mir für Geld zur Flucht verhelfen wollen." Diese Vorstellung drang durch: der Steuermann wandte das Schiff, und segelte nach Asien zu.

Hier fand Themistokles einen Theil seines Vermögens, welches seine Freunde heimlich gerettet, und nach Asien gesendet hatten. Seine Familie war ihm ebenfalls nachgeschickt. Ueberall mußte er sich verbergen, denn auch Xerxes hatte 200 Talente auf seinen Kopf gesetzt. Dennoch reisete er un-

ter vielen Gefahren selbst nach Susa, und wendete sich zuerst an den Feldherrn Artabanes, der ihm beim Könige Zutritt verschaffte. Er beobachtete pünktlich alle persischen Gebräuche, fiel vor dem Könige nieder (damals nicht mehr Xerres, sondern dessen Nachfolger Artarerres, Langhand), und mit seiner gewöhnlichen Kühnheit, Gewandheit und Beredsamkeit zwang er dem Barbaren Bewunderung ab. Er betheuerte, immer ein Freund der Perser gewesen zu sein, und bei Salamis dem Xerres die nützlichsten Nachrichten mitgetheilt zu haben. Artarerres freuete sich so sehr, daß er in der nächsten Nacht dreimal aus dem Schlafe aufgefahren sein soll mit dem frohlockenden Ausrufe: „Ich habe den Athener Themistokles!" Bei der nächsten Zusammenkunft sahen ihn die Hofleute scheel an, aber der König sagte zu ihm: „Ich bin dir nun 200 Talente schuldig; denn da du dich selbst überliefert hast, so ist es billig, daß du den auf dich gesetzten Preis erhaltest." Er gab ihm das Geld, und versprach ihm noch mehr, wenn er freimüthig von den griechischen Angelegenheiten sprechen würde. Themistokles erbat sich ein Jahr Zeit, in welcher er die persische Sprache lernte, und nun kam er bei dem Könige so in Ansehen, daß er zu allen Berathschlagungen und Hoffesten gezogen wurde. Der König schenkte ihm die Einkünfte dreier Städte, und wies ihm in einer derselben, Magnesia, seinen Aufenthalt an. Magnesia und die beiden andern Städte Mius und Lampsakus lagen im nordwestlichen Winkel Kleinasiens, theils in Mysien, theils in Aeolien, waren also griechisch, und Themistokles war halb ein persischer Satrap über ehemalige Landsleute. Die Magnesier waren mit seiner Herrschaft wohl zufrieden. Er lebte unter ihnen ruhig und in großen Ehren, bis er endlich den Auftrag erhielt, ein persisches Heer gegen die Griechen zu befehligen. Dies hielt er für schändlich, und um sich dem verhaßten Auftrage, den er nicht ablehnen konnte, zu entziehen, nahm er Gift. Der König erstaunte, als er dessen Selbstmord erfuhr, und die Magnesier errichteten ihm auf ihrem Markte ein prächtiges Denkmal. Andere alte Geschichtschreiber erwähnen nicht, daß der Perserkönig jene harte Forderung gestellt habe, sondern berichten, Themistokles sei zu Magnesia eines natürli-

chen Todes gestorben, 65 Jahre alt. Das Letztere ist die wahrscheinlichere Meinung. Die freundliche Aufnahme am persischen Hofe ist auch besser daraus zu erklären, daß der Großherr den ausgezeichneten, von seinen Mitbürgern tief gekränkten Mann gegen dessen Vaterland gebrauchen zu können hoffte, als aus den sehr zweideutigen Diensten, die der Athener dem Xerxes wollte geleistet haben.

Nicht lange nachher starb Artaxerxes Longimanus in Frieden zu Susa. Fügen wir bei dieser Gelegenheit einiges Wenige aus der persischen Geschichte hinzu. Es ist freilich nicht erquickend und erhebeud, ja es muß unser Herz empören, und wenn wir es vernommen haben, so kann es uns nicht mehr befremden, daß das große Weltreich sich seinem Ende naht. Artaxerxes Longimanus hatte regiert von 465—424. Er war ein weichlicher König, den seine Weiber beherrschten. Darum achteten ihn auch die Satrapen nicht, sondern empörten sich nach Belieben. Kein Wunder, daß das Reich dadurch zerrüttet wurde! Nach ihm bestieg sein Sohn, Xerxes II. den Thron, worauf er indeß nur 45 Tage saß, da ermordete ihn sein Halbbruder Sogdianus. Sogdianus fand nach sehr kurzer Frist dasselbe Loos von seinem Bruder Ochus, der ihm unter dem Namen Darius II. oder Nothus, der Unächte, in der Regierung folgte. (424—404). Wer könnte von einem Mörder Großes erwarten! Die Tyrannei herrschte unter ihm in einem hohen Grade, dagegen wurde den Aegyptern gegen geringe Abgabe eine fast völlige Unabhängigkeit eingeräumt. Parysatis, die Königinn, vermochte Alles über den Großherrn, nur das konnte sie nicht durchsetzen, daß ihr Lieblingssohn Cyrus, der Jüngere, dem ältern Artaxerxes Mnemon in der Thronfolge vorgezogen würde; aber die Statthalterschaft über den größten Theil Kleinasiens wandte sie ihm zu. Artaxerxes II. Mnemon (404—362) hatte nun mit seinem jüngern Bruder Cyrus, dem 10,000 spartanische Miethstruppen unter Xenophon halfen, einen Kampf zu bestehen. Cyrus unterlag in der Schlacht bei Cunara, 15 Meilen von Babylon, im J. 401. Der kühne Rückzug des Xenophon zeigte recht die Schwäche des persischen Reiches, das ihn mit seinen Griechen auf dem langen Wege nicht mal

zu vernichten vermochte. Cypern machte sich gegen geringe Abgabe unabhängig, Aegypten war es schon, und selbst das kleine Bergvolk der Cadusier bot Schach dem König. Die Satrapen empörten sich ohne Scheu, und ihre meisten Anschläge scheiterten nur an gegenseitiger Eifersucht, nicht am Widerstande des Großherrn, den seine vielen Weiber beherrschten. Von seiner großen Schaar von Söhnen (118 an der Zahl), hatte er einen zum Mitherrscher angenommen, Darius genannt; aber diesen, wie die andern mehr als er berechtigten, ließ der jüngere Bruder Ochus aus dem Wege räumen. Der Vater starb hierüber vor Gram (361), Ochus verheimlichte es erst, rottete die ganze Familie aus, und das Scheusal bestieg als Artaxerxes III. den blutbefleckten Thron. Die meisten Satrapen Kleinasiens fielen von ihm ab, wurden aber wieder unterworfen, weil sie unter sich nicht einig waren. Er eroberte und zerstörte Sidon, und bezwang und drückte grausam die Aegypter. Dann unterlag er, von Natur kräftiger und noch schlechter, als seine Vorgänger, endlich auch den Ränken seiner Weiber, und ließ seinen Günstling, den Aegypter Bogoas, für sich nach Willkür regieren. Als dem Großherrn dies nicht recht anzustehen schien, gab ihm Bogoas Gift (339), rottete alle dessen männlichen Nachkommen aus, und herrschte selbst für den jüngsten Sohn Arsas oder Xerxes III. Da dieser herangewachsen war, wollte er sich gerne von dem bösen und listigen Wesir frei machen; da tödtete Bogoas auch ihn, und erhob auf den Thron einen Urenkel des Darius Nothus, den Darius III, Codomannus zubenannt (335—330). Auch diesem mischte Bogoas, der Bösewicht, Gift, mußte es aber jetzt selbst trinken. Darius III. wird uns bei Alexander wieder begegnen, dessen kräftigem Arme er, besser als seine Vorgänger, sammt dem ganzen Reiche erlag.

§ 44.

Die Karthager.

Hier lasset uns einen Ruhepunkt machen. Wir wollen auf ein Weilchen die Griechen vergessen, und einmal eine

Karte vom mittelländischen Meere zur Hand nehmen, zugleich uns aber um einige hundert Jahre zurück denken, denn wir haben noch Einiges aus der vorigen Periode nachzuholen.

Es ist erstaunlich, wie weit sich schon in frühern Zeiten griechische Völker gewagt haben. Ein Haufe bedrängter Phocier hatte sich in Unteritalien eine Stadt, Velia, erbauet, ein anderer sich auf der Insel Korsika niedergelassen, und die am weitesten geflüchtet waren, hatten sich von da nach der mittäglichen Küste Galliens oder des heutigen Frankreichs begeben, und daselbst eine Stadt angelegt, Massilia mit Namen, die noch jetzt eine der blühendsten französischen Handelstädte ist, und in der Länge der Zeit ihren alten Namen in Marseille verwandelt hat. Die sich in Korsika hatten festsetzen wollen, konnten vor einer andern Nation daselbst nicht aufkommen, welche ihnen in Schifffahrt, Macht und Reichthum weit überlegen war, und fast den ganzen Seehandel auf dem mittelländischen Meere an sich gerissen hatte. Das waren Afrikaner, die in der Gegend des heutigen Tunis ihre Hauptstadt hatten, welche Karthago hieß, und in der Geschichte der alten Welt sehr berühmt gewesen ist.

Ganz entlegen von der übrigen damals gebildeten Welt hatten die Karthager in dem westlichen Europa wohl 400 Jahre still ihr Wesen getrieben, sich durch Schifffahrt und Handel bereichert, und diesen Wohlstand durch innere Einigkeit sichtbar befördert. Nicht nur an der afrikanischen Küste, um ihre Hauptstadt her, hatten sie ein weitläufiges Gebiet, sondern sie besaßen auch blühende Kolonien auf den balearischen Inseln, auf Malta, Sardinien, Korsika, desgleichen auf der nördlichen Küste von Sicilien, wo sie eine Stadt, Panormus, an einem schönen Hafen angelegt hatten, eben da, wo das heutige bekannte Palermo liegt. Sie schifften, um Zinn zu holen, nach den kassiterischen Inseln, dem heutigen Großbrittanien, entdeckten wahrscheinlich zuerst die fruchtbaren kanarischen Inseln, und waren im Besitze der damals reichen Goldminen in Spanien. Sie besuchten fast alle Küsten und Inseln des mittelländischen Meeres, Griechenland, Cyrene, Aegypten, Sicilien, Süditalien, holten Oel und Wein, und brachten schwarze Sclaven aus Afrika, Edelsteine, Gold und

ihre eigenen Manufacturen. Aus Korsika bezogen sie Honig, Wachs und Sclaven, von Elba Eisen, von den Balearen Früchte und Maulesel gegen Wein und Sclavinnen. Spanien wurde, wie gesagt, vorzugsweise wegen seiner Metalle ausgebeutet. Selbst nach den reichen Goldländern von Guinea segelten sie im Geheimen. Ihr Landhandel wurde durch Karavanen nomadischer Stämme zwischen den beiden Syrten von der Landschaft Emporia aus östlich nach der Oase des Jupiter Ammon, und südlich in das Land der Garamanten (jetzt Fezzan genannt), und dann weiter in das Innere von Africa betrieben. Daher holten sie schwarze Sclaven, Salz, Datteln aus Bileduldscherid, Gold und Edelsteine.

Von schönen Künsten ist bei den Karthagern keine Spur zu finden; dagegen haben sie die mechanischen Künste, besonders die zum Schiffbau erfordert werden, zu einer fast ägyptischen Vollkommenheit gebracht. Ihr Hauptstreben war, reich zu werden und zu herrschen. Ihr Götzendienst war roh und sittenlos, ihre Regierung argwöhnisch und grausam.

Dieses Volk hatte sich nun, wie gesagt, wohl 400 Jahre lang wie ein klein anfangender Krämer zum reichen Großhändler emporgearbeitet, als König Xerres seine Händel mit den Griechen anfing. Weil dieser nun fürchtete, die griechischen Kolonien in Unteritalien möchten sich aus Anhänglichkeit an ihr altes Mutterland aufmachen, um den Athenern und Peloponnesiern beizustehen, so machte er schnell ein Bündniß mit den Karthagern, und bewog diese, zu gleicher Zeit, da er mit seinen Millionen Europa überschwemmte, mit einer Flotte nach Unteritalien überzusetzen, und die dortigen Griechen zu unterjochen. Es gelang ihnen aber schlecht — doch zuerst muß ich ein kleines Gemälde von dem Zustande der dortigen Griechen entwerfen.

§ 45.

Großgriechenland.

Im Süden Italiens und auf der östlichen und südlichen Küste Siciliens, unter einem überaus fruchtbaren, heitern und reizenden Himmelsstriche hatten die fröhlichen, fleißigen, kunstliebenden Griechen eine so große Menge Pflanzungen

angelegt, daß zu Xerres Zeit wenigstens 20 blühende Republiken in Großgriechenland (so nannte man es) gezählt wurden. Selbst Athen und Sparta durften sich mit vielen derselben kaum vergleichen. Auf der Ostseite Siciliens lag das berühmte Syrakus, von welchem das gegenwärtig noch stehende Städtchen dieses Namens nur noch ein schwacher Schatten ist. Ueber ihm lagen Leontium, Catana, Egestum, drei Städte von Chalciern aus Euböa angelegt. Nächst Syrakus war der blühendste Staat auf Sicilien Agrigent oder Akragas auf der Südseite der Insel, und rechts neben dieser Stadt lag Gela, von Rhodiern, und Camarina, von Korinthern gegründet. Messenische Kolonisten hatten die schon früher erbauete griechische Stadt Zankle, hart an der Meerenge, vergrößert, und nach ihrer Heimath Messana genannt, wie schon erzählt ist; davon hat sich noch der heutige Name Messina erhalten. Dieser Stadt gleich gegenüber, an der Küste von Unteritalien, hatten verwandte Kolonisten Rhegium erbauet, und um zuletzt unter vielen andern noch ein paar vorzüglich blühende Städte zu nennen, so bemerke man in der Mitte der Sohle des Stiefels, (Italien hat nämlich die Gestalt eines Stiefels) an der östlichen Seeküste, die Stadt Kroton, und etwas darüber, gleichfalls am Meere, fast unter 40° der Breite, Sybaris. Von da noch weiter hinauf, rechts im Winkel der Ferse, liegt Tarent, eine spartanische Kolonie, die aber von den strengen Gesetzen ihrer Mutterstadt sehr abwich, und statt des lykurgischen Eisengeldes mit Gold und Silber wucherte; denn der schöne Hafen, an welchem sie lag, machte dieselbe zu einer der vorzüglichsten Handelsstädte in Großgriechenland. Diejenigen Griechen endlich, welche sich in Italien am weitesten hinauf und den Römern am nächsten gewagt, Flüchtlinge aus Euböa, hatten in der Nähe des Vesuv die Stadt Cumä angelegt, von welcher nachher andere Pflanzungen ausgingen, unter denen Parthenope, an der Stelle des heutigen Neapels, die berühmteste war.

In dieser ganzen Umgebung nun ertönte überall die griechische Sprache, wimmelte alles von griechischen Pflanzern, die durch ihren nimmer rastenden Gewerbefleiß alles um sich her verschönerten, Schiffe baueten, Tempel aufführten, und

Gärten, Häuser, Dörfer und Städte hervorriefen. Der Boden ist in Sicilien, wie in Kalabrien, so fruchtbar, daß er den Samen des Getraides oft hundertfältig wieder gibt; und da die Griechen die Ergiebigkeit des Bodens noch durch den sorgfältigsten Ackerbau unterstützen, so erwuchs jedem Pflanzer aus seinem Felde ein schneller und sicherer Reichthum. Die edelsten Früchte und ein lieblicher Wein reiften fast ungepflegt in Wäldern und auf Hügeln, und unter so wohlthätigen Einflüssen einer wohlwollenden Natur gedieh der Geist der freien Griechen zu der schönsten Blüthe der Menschlichkeit. Jetzt lernten sie das fabelhafte Land näher kennen, und lächelten über die Kyklopenmährchen, mit denen der alte Homer vor 300 Jahren ihre Voreltern unterhalten hatte. Nichts desto weniger aber liebten sie die Dichtkunst selbst, und erzeugten manchen lieblichen Sänger, baueten prächtige Theater, meisselten schöne Bildsäulen, hatten Redner und Weise in Menge. Sie ermangelten nie, in großen Haufen alle vier Jahre nach Olympia zu wallfahrten, um den Spielen beizuwohnen, und oft trugen ihre Athleten, so wie ihre Dichter, Redner und Geschichtschreiber den Sieg davon.

Wie aber großer Reichthum und eine zu günstige äussere Lage einzelnen Menschen schädlich wird, so versinken auch ganze Völker desto leichter in Ueppigkeit und Weichlichkeit, je schneller sie zum äußern Wohlstande gelangt sind. Ein ungeheurer Luxus verzehrte die Mannskraft der Bürger von Kroton und Sybaris, und die alte Sage hat besonders die letztere Stadt in so übeln Ruf gebracht, daß man noch jetzt einen üppigen Prasser, der nur den Sinnenlüsten lebt, einen Sybariten nennt. Und — seltsam genug — zur Zeit des größten Sittenverderbnisses trat hier ein Mann auf, der einzeln durch seinen hohen Geist auf ganz Unteritalien einen mächtigen Einfluß gewann, und eine Verbesserung der Sitten bewirkte, die nicht minder wichtig für dieses Land war, als die Thaten des Themistokles für Griechenland. Und doch war er kein Feldherr, kein Herrscher, keine Magistratsperson, sondern ein ausgezeichneter Lehrer, von welchem wir viel Schönes erzählen werden; nur Schade, daß nicht alles genau verbürgt ist!

§ 46.

Pythagoras.

(550 Jahr vor Chr. G.)

Dies ist der Name eines der weisesten Männer des Alterthums. Pythagoras war der Sohn einer vornehmen Magistratsperson auf der Insel Samos im Archipelagus. Eine sorgfältige Erziehung, besonders zur Musik und Dichtkunst, verbunden mit allen Arten von Leibesübungen, bildete früh seinen Geist und Körper zu einer unaussprechlichen Anmuth aus, die durch die Würde und Schönheit seines Gesichts und den schlanken, nervigen Bau seiner Glieder noch mehr erhöhet wurde. Im angehenden Jünglingsalter war ein berühmter und tiefdenkender Mann, Pherecides von der Insel Syros, sein Lehrer in der Beredsamkeit; denn diese Kunst, welcher wir viel weniger Fleiß zuwenden, galt den Alten mit Recht für ein Hauptstück in der Erziehung. Mit Besonnenheit zu handeln, und mit Kraft und Anmuth zu sprechen, war nach griechischen Begriffen die Zierde des freien Mannes, und ohne die Gabe der sanftfließenden Rede konnte sich kein Grieche bei seinem Volke zu irgend einem wichtigen Amte emporschwingen.

Im 18. Jahre reisete der edle Jüngling zum ersten male nach dem festen Lande, um zu Olympia in den Spielen als Kämpfer aufzutreten. Er gewann im Ringen den Preis, und die Schönheit, Geschicklichkeit und Stärke des jungen Samiers wurden allgemein bewundert. Darnach ging er, wie Lykurg und Solon, auf Reisen, beobachtete überall, in Athen, Sparta, Aegypten, und wohin er sonst kam, die Gesetze, Sitten und Beschäftigungen der Menschen, und prüfte, was von allem das Beste sei. Als er wieder in sein Vaterland Samos zurückkehrte, fand er es unter der Herrschaft des Tyrannen Polykrates, von dessen Ringe schon oben erzählt ist. Er verließ die Insel bald, und ging wieder nach Griechenland, wo er sich bei den olympischen Spielen durch seine lehrreichen Vorträge den damals noch ehrenvollen Namen eines Sophisten oder Weisheitlehrers erwarb, den er aber bescheiden in den Namen Philosoph, Weisheitfreund,

verwandelte. Wenn man ihn fragte, wie er die Kunst nennete, die er triebe, so antwortete er gleichfalls: Philosophie. Der Name war damals noch neu, oder besser, Pythagoras erfand ihn zuerst; da bat man ihn, zu erklären, was er darunter verstände. „Seht," — sprach er, — „so wie zu Olympia viele erscheinen, um sich durch ihre Geschicklichkeit Ruhm zu erwerben, viele, um sich durch Ausbreitung ihrer Waaren und Kunstarbeiten Geld zu verdienen, ein großer Theil aber aus einer Neigung hinkommt, alles zu sehen, zu untersuchen, von allem die Gründe kennen zu lernen, ohne Geldvortheile, ohne Ruhmbegier: so sind wir Philosophen auf dem großen Schauplatze der Welt auch die einzigen unbefangenen, uneigennützigen Zuschauer, die alles zu beobachten, von allem sich Kenntniß zu verschaffen suchen."

In dieser Lebensart war er 40 Jahre alt geworden, als er sich entschloß, nach Unteritalien zu gehen, wo das verweichlichte, sittenlose Volk eines ernsten Lehrers vorzüglich bedürfte. Der Ruf seiner Weisheit ging vor ihm her, und als er zu Kroton ankam, wo er seinen Sitz aufzuschlagen gedachte, drängte sich Jung und Alt an ihn, um ihn zu sehen und zu hören. Beides war der Mühe werth. Sein Anblick war feierlich, wie eines ägyptischen Priesters, von dem er auch die Tracht, ein langes weißes Gewand aus Byssus, entlehnt hatte; sein hoher Wuchs, sein langsamer Gang, die Würde in seinen Mienen, vor allem aber die Anmuth des Umganges und die Kraft und Schönheit seiner Rede bewirkten, daß man ihn wie einen Heiligen verehrte. Sein untadelhafter Wandel, seine mäßige und nüchterne Lebensart, sein täglicher Tempelbesuch in früher Morgenstunde vollendete die Ehrfurcht, die seine Weisheit ihm verschaffte. Er besuchte täglich den Markt und die Uebungsplätze der Jugend und zeigte hier sein großes musikalisches Talent, das in Kroton seines Gleichen nicht hatte. Auch mit seinen medizinischen Kenntnissen, die er dem Umgange mit den Aerzten in Aegypten verdankte, machte er großes Aufsehen. Kurz, man ehrte ihn als den untrüglichen Mann, der alles wüßte, über alles nachgedacht hätte, über alles am besten sprechen und rathen könnte: man hielt ihn für den vollkommensten Sterblichen. Der Rath zu Kroton ließ ihm einen geräumi-

gen Hörsaal bauen, in welchem er an gewissen Stunden des Tages die Lehren der Lebensweisheit mit seiner bis zum innersten Herzen dringenden Beredsamkeit einer Versammlung von mehr als 2000 Zuhörern vortrug, unter denen sich die vornehmsten Männer des Staates befanden. Es ist bewundernswürdig, welchen Eindruck seine Lehren auf die Krotoner machten. Die Weiber, gerührt durch seine Ermahnungen, schämten sich ihrer Eitelkeit, und kehrten zur Einfalt der Sitten und der Kleidung und zu den Pflichten der Mütter und Hausfrauen zurück; die Jünglinge verließen die Wege der Wollust, und selbst die Greise strebten, noch die Weisheit nachzuholen, die sie in der Jugend einzusammeln vergessen hatten.

Außer diesen öffentlichen Vorträgen für jedermann zog Pythagoras bald nachher eine Gesellschaft von auserlesenen Jünglingen an sich, deren vollständige Erziehung er übernahm, und um derentwillen er sich zuletzt ganz von der Stadt absonderte, und entfernte ländliche Wohnungen bezog. In dieser Schule vereinigte er spartanische Strenge mit ägyptischem Geheimwesen. Sein großer Plan war, daß aus derselben weise Regierer und Lehrer für die ganze Erde ausgehen sollten, und Unteritalien hat wirklich unter seinen Beherrschern eine Menge Pythagoräer gezählt. Auch in Griechenland verbreiteten sich zahlreiche Anhänger dieser geheimnißvollen Secte.

Hier in dieser Schule war es, wo Pythagoras eine Auswahl von besseren Menschen zu dem höchsten Gute leiten wollte, das nach seiner Meinung in dem Besitze eines Gemüthes bestand, welches zur reinsten Sittlichkeit emporgehoben sei, und sein höchstes Vergnügen in der möglichsten Ausbildung des Geistes finde. Daher waren Betrachtungen und nützliche Gespräche über Wissenschaften und über sich selbst Hauptbeschäftigungen der Pythagoräer. Da er mit Lykurg, oder vielmehr mit dem ganzen Alterthum glaubte, daß eine feste, gesunde Seele nicht in einem schwächlichen Körper wohnen könnte, so ward auch in seiner Schule täglich für gymnastische Uebungen gesorgt, und durch die höchste Mäßigkeit wurden die Mitglieder vor jeder Krankheit bis an ihr spätes Ende möglichst bewahrt.

Nicht jeder, welcher sich meldete, wurde in die Verbrüderung aufgenommen; der Meister prüfte zuerst dessen Gemüthsart, erkundigte sich nach des Jünglings vorigem Betragen gegen Eltern und Freunde, und merkte selbst auf seine Gesichtszüge, seine Art, sich auszudrücken und auf seinen Gang. Fand er ihn der Aufnahme werth, so ward sein Vermögen der Oekonomieverwaltung des Hauses übergeben.

Die ersten Jahre waren nur eine Prüfungszeit, in welcher der Schüler noch nichts von den Geheimnissen der tiefern Weisheit erfuhr, sondern sich bloß zum Schweigen, zur Bezähmung unzeitiger Neugier und zur Pünktlichkeit in der Ausübung religiöser Gebräuche und täglicher Reinigungen gewöhnen mußte. Den Pythagoras sah er in dieser Zeit nie, nur zuweilen hörte er hinter einem Vorhange dessen Stimme, und mußte kurze Fragen lösen, aus deren Beantwortung der Meister die Gesinnungen des Lehrlings beurtheilte.

Verrieth der Schüler in den Prüfungsjahren Züge, die eines Schülers der Weisheit unwürdig waren, so ward er entlassen, und bekam sein eingebrachtes Vermögen wieder. Kein Pythagoräer erkannte ihn künftig mehr, er wurde wie ein Todter betrachtet. War der Meister dagegen mit seinen Fortschritten zufrieden, so ließ er ihn zu dem geheimen Unterrichte zu. Worin dieser bestand, ist nicht genau bekannt geworden; doch wissen wir etwas von der Tagesordnung dieser Leute.

Sämmtliche Schüler standen sehr früh auf. Ihr erstes Geschäft war die doppelte Prüfung, was sie gestern gethan und geredet hätten, und was sie heut thun und denken wollten. In ein weißes, durchaus reines Gewand gehüllt, gingen sie, zur Lyra singend, der aufgehenden Sonne entgegen, verrichteten ernste Gebete, und zerstreuten sich dann lustwandelnd in Hainen und auf Hügeln, und kehrten so aufgelegt und gesammelt zu den wissenschaftlichen Unterredungen zurück, in welchen geschickte Lehrer ihre Kenntnisse bald durch Fragen, bald durch freie Vorträge den Schülern mittheilten. Pythagoras selbst warf kurze Fragen auf, und verlangte kurze Antworten, z. B.: Was ist das Weltall? Ordnung. — Was ist die Freundschaft? Gleichheit. Auf diese Lehrstunden folgten gymnastische Uebungen, wie sie bei allen Grie-

chen gewöhnlich waren, und dann begann ein kurzes, mäßiges Mittagsmahl, welches gewöhnlich in Brod und Honig bestand. Die nöthige Ruhe nach der Mahlzeit ward durch leichte, doch niemals leichtsinnige oder unsittliche Gespräche gewürzt; einzelne Freunde gesellten sich zusammen, und wiederholten sich die am Morgen gehörten Lehren. Gegen fünf Uhr ging man ins Bad, und dann erfolgte die griechische Hauptmahlzeit, zu welcher sich die Gesellschaft in mehrere Zimmer vertheilte, in denen Tische, jeder für zehn Personen, bereit standen. Hier genossen sie, außer Brod und Früchte, auch Fleisch von Opferthieren und Wein, zuweilen auch Fische, doch alles mit der ihnen vorgeschriebenen höchsten Mäßigkeit. Vor der Mahlzeit ward gebetet, und Weihrauch den Göttern zu Ehren angezündet; nach dem Essen goß man ein Trankopfer aus. Die Aeltesten gaben hierauf den Jüngern noch einige kurze Sprüche mit auf den Weg, zur Uebung des Nachdenkens oder zur Befestigung guter Gesinnungen, z. B. Seid dankbar! — Eilt den verletzten Gesetzen zu Hülfe! — Reisset keine Pflanze aus, die einem Geschöpfe nützlich sein kann! — Tödtet kein Thier, das euch nicht beleidigt hat u. s. w. Und nun vertheilten sich die Brüder auf ihre Zellen, wo sie dann einzeln Betrachtungen über ihre heutigen Fortschritte zur Aufklärung und Besserung anstellten, die Lyra zur Hand nahmen, und durch sanfte Gesänge einen leichten willkommenen Schlummer herbeilockten. Ein täglich so fortgesetztes Leben füllte die Herzen dieser Menschen mit frommen, überirdischen Gefühlen und Gesinnungen, leitete sie zur wahren Freundschaft und zum freudigen Denken an Gott, und fesselte sie so an ihren Meister, daß seine Worte ihnen für Orakelsprüche galten. Er hat es gesagt, war einem Pythagoräer der stärkste Beweis für jede Wahrheit.

Da Pythagoras die Meinung hegte, ein wahrer Menschenfreund dürfe nicht sich allein, sondern müsse dem Staate leben, so kehrten die Brüder, welche alle Grade des Ordens durchgegangen waren, wieder in die Welt zurück, und übernahmen Aemter, ohne deswegen aus der Verbindung auszutreten. Aechte Brüder erkannten sich in allen Ländern wieder an gewissen Zeichen, und waren dann die offenherzigsten Freunde. Man erzählt, daß einst ein Pythagoräer in der

Fremde gestorben sei, unbekannt, und ohne seine Pflege bezahlen zu können. Da schrieb er kurz vor seinem Tode einige Hieroglyphen auf eine Tafel, und bat den Wirth, die Tafel auf der Landstraße auszustellen. Lange nachher kam ein Verbrüdeter in jene Gegend, erkannte die Zeichen, und bezahlte alle Kosten für seinen verstorbenen Bruder.

Wilde Kriegesunruhen störten diese Weisheitsschule des Pythagoras, nachdem sie fast 40 Jahre geblühet hatte. Die Feinde des Weisen in Kroton erregten einen bürgerlichen Aufruhr gegen ihn, der ehrwürdige Greis ward aus seinem Heiligthum vertrieben, und starb zu Metapontum an der Küste von Lucanien, 80 Jahre alt. Seine Secte dauerte noch lange fort. Obschon Pythagoras richtigere Begriffe von der Religion und Sittlichkeit hatte, als viele andere Heiden, weil er aus der Ueberlieferung der Völker schöpfte, bei denen sich noch Manches von der ursprünglich geoffenbarten Wahrheit erhalten hatte, so blieb er doch keinesweges von Irrthümern frei. So lehrte er die Seelenwanderung, und wenigstens seine Schüler vergötterten die Sterne, und trieben mit den bei ihrem Meister so viel geltenden Zahlen einen kindischen und abergläubischen Mißbrauch. — Von Pythagoras rührt auch das Einmaleins her, in der Mathematik soll er überhaupt wichtige Entdeckungen gemacht haben. Berühmt ist in der Geometrie der pythagoräische Lehrsatz, daß das Quadrat der Hypothenuse den beiden Quadraten der Katheten zusammen gleicht. Kenner der Geometerie wissen, wie wichtig dieser Satz für die gesammte Wissenschaft ist.

§ 47.

Die Karthager in Sicilien.

Jetzt laßt uns zu diesen mächtigen Ruderern zurückkehren, die Xerres aufgeboten hatte, um die griechische Herrschaft in Sicilien und Kalabrien eben so rein auszurotten, wie er sie selbst in Griechenland auszurotten gedacht hatte. Ihre Anstalten dazu waren des Xerres würdig, denn sie brachten nicht weniger, als 300,000 Mann auf 2000 Kriegs- und 3000 Transportschiffen in ihrem sicilischen Hafen Panormus

zusammen (so wird wenigstens, ohne Zweifel übertrieben, angegeben), zogen nach alter Sitte alle Schiffe aufs Land, verschanzten dieselben, und gingen unter Anführung ihres Königs Hamilkar auf die Stadt Himera los, welche zum Gebiete des Königs Theron von Agrigent gehörte. Dieser machte sich mit Bewaffneten auf, sein Schwiegersohn Gelon, König von Syrakus, stieß mit bedeutender Hülfe zu ihm, und theils durch List, theils durch Tapferkeit gelang es den braven Griechen, fast die Hälfte des ungeheuren Heeres zu vernichten, die karthagische Flotte zu verbrennen, und so die gedemüthigten Handelsmänner zur kläglichsten Bitte um Frieden und um sichere Heimfahrt zu zwingen. Gelon machte dazu drei Bedingungen, daß den sicilischen Städten 2000 Talente Silbers zur Vergütung der Kriegskosten bezahlt würden, daß die Karthager sich der abscheulichen Menschenopfer enthielten, die bisher bei ihnen noch üblich gewesen waren, und daß sie zum Gedächtnisse ihrer schimpflichen Niederlage einen Tempel in Karthago und einen in Sicilien auf ihre Kosten erbauen ließen. Das geschah, und so zogen die Afrikaner eben so still, wie ihre asiatischen Bundesgenossen, aus dem kleinen Europa nach Hause.

§ 48.

Zurück nach Griechenland.

So weit unsere Abschweifung! Nun lenken wir wieder zu den Athenern ein, und man denke sich das frohe Getreibe in der neu sich erhebenden Stadt, die in den Zeiten der Drangsal zweimal von den Barbaren eingeäschert war! Wie frei und fröhlich mußte ihnen nun das Herz wieder schlagen, da der Feind, der sie gänzlich zu verderben gedrohet hatte, nun abermals durch vereinte Kraft besiegt war, und so besiegt, daß eine Rückkehr desselben in der nächsten Zukunft nicht befürchtet werden brauchte! Welch ein Gefühl für jeden freien Griechen, wenn er stolz sein Schwert betrachtend sagen konnte: Mit diesem habe ich die Perser aus Griechenland jagen helfen! Denn — was wir nicht oft genug erinnern können — in Griechenland war zur Zeit der Noth je-

der Bürger Krieger: da gab es keinen Sold, ein jeder unterhielt sich selbst von dem mitgenommenen Gelde, und bekam von der Beute seinen Theil.

Jetzt war unstreitig Athen der erste unter allen griechischen Staaten, und dafür erkannten ihn alle Bundesgenossen an, zum großen Aerger der Spartaner. Diesen Oberrang hatten sich die Athener durch ihre trefflichen Feldherren, durch ihre Vaterlandsliebe und Tapferkeit, durch ihre Uebermacht zur See und durch ihre Freundlichkeit erworben, so wie die Spartaner ihn hauptsächlich durch ihr stolzes Betragen gegen die kleineren Bundesgenossen verscherzt hatten. Bei diesem Glücke ging es den Athenern, wie allen Menschen, welche aus einer mißlichen Lage plötzlich in eine unerwartet günstige versetzt werden. Ihre Reichthümer, ihr Ansehen vor den übrigen Völkern machte sie üppig, leichtsinnig und übermüthig. Sie wollten ihre berühmte Flotte nicht umsonst im Hafen haben; daher kreuzten atheniſche Kaufmannsschiffe nicht nur einzeln in allen Meeren umher, sondern es ward auch ein neuer Feldherr gewählt, der die Perser aus allen Häfen Tauriens und Kleinasiens vertreiben sollte. So keck waren sie nun schon geworden, daß sie, die noch vor Kurzem bei der Annährung des gewaltigen Feindes aus ihren Städten geflohen waren, nun wie die Thiere den kranken Löwen in seinem eignen Lager aufsuchten und neckten.

Der neue Feldherr war ein junger Mann, der allgemeine Liebling des Volkes, von Kindheit an erzogen in den Waffen, Sohn eines unsterblichen Helden, des Miltiades, ein gewandter Redner, geübt in gerichtlichen Händeln und Staatsgeschäften. Cimon war sein Name, wir haben ihn schon einmal kennen gelernt, denn er war ja für seinen Vater ins Staatsgefängniß gegangen, aus welchem ihn endlich sein reicher Schwiegervater befreiet hatte, da dieser für den Miltiades die Geldbuße bezahlte. Der junge Cimon war groß und schön; sein lockiges Haar, seine edle Gestalt und sein freundlicher Blick wurden von Dichtern besungen. Er hatte die Sanftmuth und Biederkeit des Aristides, dabei die Kühnheit des Themistokles, ohne dessen Ehrsucht und Geldgier zu besitzen. Aristides suchte ihn früh hervorzuziehen, und er selbst hatte sich bei dem Einfalle des Xerxes in At-

tika durch seine Entschlossenheit schon rühmlich ausgezeichnet. Denn als Themistokles vorschlug, man müsse sich auf die Schiffe retten, und alles Volk darüber in Bestürzung gerieth, ging zuerst er mit seinen Freunden in den Tempel der Athene, und hängte dort einen Zügel auf, zum Zeichen, daß man jetzt der Reiterei nicht bedürfe. Durch die Besonnenheit, womit er dieses that, reizte er viele Bürger zur Nachahmung seines Muthes. In der Schlacht bei Salamis sah man ihn unter den Vordersten fechten und schon damals ahnten seine Mitbürger den großen Helden, der einst aus dem beherzten jungen Menschen hervorgehen würde.

§ 49.

Cimon im Chersonnes.

(475 v. Chr.)

Oben am Ende des ägeischen Meeres, längs den Küsten von Macedonien und Thrazien, hatten sich seit langer Zeit, des Handels wegen, Kolonien angesiedelt, und manche derselben waren allmählig zu blühenden Seestädten erwachsen. In einigen herrschten persische Bundesgenossen, die sich durch den griechischen Handel bereicherten. Das wollten nun die Athener nicht länger leiden: auch nicht ein persischer Kaufmann sollte sich an europäischer Küste blicken lassen. Daher mußte Cimon mit einer Flotte hinaufsegeln, und den Athenern alle persischen Handelsplätze bis an den thrazischen Chersonnesus erobern. Bei dieser Gelegenheit eignete er seinem Vaterlande die Insel Thasos zu, welche reiche Goldbergwerke hatte, und die nicht weit davon gelegene Hafenstadt Amphipolis an der macedonischen Küste. Schauderhaft waren die Folgen, da er Eion belagerte, eine Stadt am Flusse Strymon, deren reiche Bewohner sich unter der Anführung des Perserhauptmanns Boges bis zur Verzweiflung wehrten. Zuletzt, als sie, eingeschlossen von allen Seiten, und gepeinigt von den fürchterlichsten Hungerschmerzen, keine Rettung mehr sahen, warfen sie ihr Gold und Silber in den tiefen Strom, tödteten ihre eigenen Weiber und Kinder, und verbrennten sich dann selbst in ihrer angezündeten Stadt. Drei Ehrensäulen, welche die Athener in dieser Gegend dem

Cimon errichteten, verkündigten durch ihre Inschriften noch lange den Nachkommen diese Begebenheit. — Jetzt waren alle persische Besitzungen an europäischen Küsten zerstört. Auf seiner Rückfahrt kehrte Cimon unter andern auch auf der Insel Scyros ein, und zerstörte hier die Raubnester vieler Seeräuber. Zugleich entdeckte er daselbst das Grabmal des Theseus, und führte den Aschenkrug des alten Helden, der hier fast 800 Jahre im Grabe geruhet hatte, nach Weisung eines Orakels auf einem besondern Prachtschiffe nach Athen. Man nahm den Sieger mit Jubelgeschrei auf, und dem Theseus zu Ehren wurden Schauspiele ausgeschrieben. Jeder Dichter sollte eins verfertigen, und zehn Richter sollten dem besten einen Preis zuerkennen. Ein alter, schon berühmter Dichter, Aeschylus, lieferte ein schönes Trauerspiel; allein ein junger, noch unbekannter Künstler, Sophokles, trat mit einem nicht schlechtern auf. Der Archon wagte nicht, die Richter zu erwählen, weil der Beifall beider Stücke gleich lebhaft gewesen war. Da erschien nach griechischer Sitte der allgeliebte Cimon mit seinen zehn Unterfeldherren auf dem Theater, um vor dem ganzen Volke den Göttern das Dankopfer zu bringen. Hier ließ er seine Feldherren nicht eher fortgehen, als bis sie den entscheidenden Ausspruch gethan hatten. Sie ertheilten dem jungen Sophokles den Preis, wodurch sein Nebenbuhler Aeschylus sich so gekränkt fühlte, daß er Athen verließ, und in der Stadt Gela in Sicilien sein Leben beschloß. Sophokles war zu seiner Zeit der schönste Jüngling in Athen, und als solcher mußte er am Siegesfeste nach der Schlacht bei Salamis den Reigen führen. Aeschylus hatte in dieser Schlacht mitgefochten.

§ 50.

Die Schlacht am Eurymedon.

(470 v. Chr.)

Das Kriegsglück machte die Athener immer kriegeslustiger, und da die Jonier und die Inselbewohner aus dem Archipelagus sie willig mit Schiffen und Soldaten, oder statt beider mit Geld unterstützten, so wagten sie nun zum zweiten mal eine Landung in Kleinasien, und diesmal mit grö-

ßerem Glücke, als vor 30 Jahren, da sie Sardes verbrennt hatten. Cimon drängte alles, was Perser war, aus Karien und Lycien hinaus, und rückte mit Heer und Flotte bis an den Fluß Eurymedon in Pamphilien vor. Hieher sandte ihm König Artaxerxes Langhand eine persische Flotte und eine Landmacht entgegen. Es begann an der Mündung des Flusses eine blutige Seeschlacht, in welcher abermals die griechische Gewandtheit über persische Schwerfälligkeit siegte. Cimon, der nichts halb thun wollte, segelte sogleich mit allen seinen Schiffen den Fluß hinauf zu seinem Landheere, und überfiel noch an demselben Abend mit unerhörter Geschwindigkeit das persische Landheer, welches von der am Morgen vorgefallenen Seeschlacht noch kein Wort gehört hatte. Cimon hatte seine Griechen mit persischen Turbanen und Waffen gekleidet, die Perser ließen sie ruhig ankommen, und erkannten zu spät ihren Irrthum: ihr ganzes Lager ward dem Feinde zur Beute. Mit dieser glorreichen Schlacht, in welcher ein Feldherr an einem Tage zwei feindliche Heere zu Wasser und zu Lande zugleich besiegt hatte, endigte Cimon den Feldzug einstweilen, und kehrte mit reicher Beute zu seinen frohlockenden Mitbürgern nach Athen zurück.

Hier war die Gunst der Bürger fast allein sein Streben. Wohin er ging, begleiteten ihn Sclaven mit Geldbeuteln, die den Hülfsbedürftigen auf der Stelle spendeten. Verschämte Arme aus den höheren Ständen erhielten von ihm ungebetene heimliche Geschenke, und oft sah man ihn sein Obergewand abnehmen, und es einem armen Bürger schenken, dem es an Bedeckung gebrach. Seinen Antheil an der reichen Beute behielt er nicht, sondern davon ließ er bedeckte Hallen zum Lustwandeln bauen, bepflanzte den Markt mit Platanen, und verwandelte einen großen wüsten Platz bei Athen in einen herrlichen Park mit schattigen Gängen, Ruheplätzen und Springbrunnen. In der Folge diente dieser berühmte Garten, die Akademie genannt, zum Sammelplatze der Weisen und Lehrer aller Art. (Von diesem Garten heißt bei uns eine hohe Schule Akademie. In Athen soll der Bürger Akademus vorher dieses Grundstück besessen haben.) Eine halbe Meile von der Stadt lag der Hafen Piräus, vor Kurzem von Themistokles mit schönen Gebäuden und Mauern

verziert, und fast zu einer Stadt angewachsen. Cimon fing an, Athen mit diesem Hafen durch eine doppelte Mauer zu verbinden, ein Werk, welches nach ihm der Feldherr Perikles vollendete, und welches die langen Mauern hieß.

Cimon war einer der wenigen Staatsmänner, die, wie Aristides, alle gerichtlichen und öffentlichen Geschäfte ohne Besoldung verwalteten, und ohne Ansehen der Person jedem Bedrängten als Sachwalter dienten. Ein reicher Perser, Rhoisakes, der sich zu Athen niederlassen wollte, ward von habsüchtigen Beamten überall so arg geprellt, daß er sich endlich entschloß, den Beistand des Cimon zu suchen, um das Bürgerrecht zu erlangen. Auch bei ihm wollte er sich durch eine Urne voll Goldstücke und eine andere mit Silbermünzen den Weg bahnen. „Willst du mich zum Freunde oder zum Miethlinge haben?" redete ihn Cimon an. — Zum Freunde, antwortete der Perser. — „Nun wohl, sagte Cimon, so spare dieses Geld, bis ich einmal, von Noth gedrängt, als Freund dich darum bitten werde."

Um seine Gärten ließ er die Zäune niederreißen, und stellte keinen Wächter hin, damit jeder Arme zu seinen Früchten freien Zutritt habe, und sich von seinem Obste sättigen möchte. Solcher Helden stellt die Weltgeschichte nicht viele auf, am wenigsten im heidnischen Alterthume.

§ 51.

Die Athener in Cypern und Aegypten.

Jetzt wäre Athen mächtig und sicher genug gewesen, und hätte des glücklichsten Friedens genießen können, wenn nicht die durch das Kriegesglück verwöhnte Jugend eine neue kriegerische Beschäftigung verlangt hätte. Cimon, welcher Sparta's und anderer Staaten geheime Eifersucht täglich wachsen sah, fürchtete nichts so sehr, als daß die Athener durch ihren Leichtsinn eins von diesen Völkern reizen, und einen Bürgerkrieg in Griechenland entzünden möchten. Deswegen war er nur immer darauf bedacht, sie auswärtig zu beschäftigen, und so schlug er nun auch zu einer neuen Unternehmung die Insel Cypern vor, die eigentlich zuerst von Kolonisten aus der Insel Salamis bewohnt, nachher aber von



Phöniziern, dann von Persern unterjocht worden war. Die Athener, welche diese Insel für einen bequemen Handelsplatz hielten, sandten ihre Flotte wirklich hin, ließen jedoch ihr Vorhaben vor der Hand zum Theil fahren, weil sich gleich darauf eine Gelegenheit zeigte, den Persern weit nachdrücklicher zu schaden. Die Aegypter nämlich, die schon mehrmals das persische Joch abzuschütteln versucht hatten, empörten sich jetzt aufs neue, jagten die persischen Satrapen und Beamten zum Lande hinaus, und baten die Athener um Hülfe gegen das zu befürchtende persische Heer. Sogleich brach ein Theil der nach Cypern bestimmten Flotte nach Aegypten auf, und machte sich auch hier anfangs den Persern furchtbar genug. Zuletzt aber wurden ihnen, aus Mangel an Ortskenntniß, in einem fremden Lande, die Lebensmittel abgeschnitten; die Perser leiteten denselben schlau aus dem Kanale, in welchem ihre Schiffe lagen, das Wasser ab, und es blieb ihnen nichts übrig, als nach geschlossenem Uebergabevertrage ihre eigenen Schiffe zu verbrennen, und den Rückzug zu Lande durch Syrien und Kleinasien zu suchen. Cimon selbst war nicht bei dieser verunglückten Unternehmung zugegen, sondern ihm begegnete unterdessen etwas anders, das man wohl nicht erwartet hätte: er wurde, wie Themistokles und Aristides, auf 10 Jahre in die Verbannung geschickt. Die Veranlassung dazu soll jetzt erzählt werden.

§ 52.

Aufstand der Messenier und Heloten.

(469 v. Chr.)

Die Spartaner hatten vor 200 Jahren Messene besiegt, und alle Bewohner dieser Provinz, gleich den Heloten, zur härtesten Sclaverei verdammt. Diese unglücklichen Menschen harrten längst im Stillen auf eine Gelegenheit, die tyrannischen Herren zu überfallen, und sich von dem drückenden Joche derselben frei zu machen. Eine solche Gelegenheit erschien endlich, als einmal in einem furchtbaren unerwarteten Erdbeben ganz Sparta zusammenstürzte, und einige tausend Bürger ihr Leben verloren, theils von dem gespaltenen Erdboden verschlungen, theils unter dem Schutt ihrer Häuser

begraben, theils von dem losgebrochenen Gipfel des nahen Berges Taygetos zerschmettert. Auf dieses schreckliche Zeichen kamen sogleich alle Sclaven von den Aeckern herein, bewaffnet mit Aexten und Keulen, um die Verwirrung und den Verlust ihrer Herren zu benutzen. Noch rettete die Besonnenheit des Königs Archidamus den Staat. Er ließ während des allgemeinen Getümmels das Feldgeschrei erschallen, und gehorsam griff sogleich jeder Spartaner zu den Waffen. Die Heloten und Messenier fanden daher ihre Herren nicht so unvorbereitet, wie sie vermuthet hatten, und wagten klüglich keinen Angriff weiter. Dagegen aber warfen sie sich eilig in die starke Festung Ithome, und verwüsteten von da aus in verschiedenen Ausfällen das Land umher. Die Spartaner versuchten drei Jahre lang vergebens die Festung zu erobern. Die Athener standen indessen in dem Rufe, sich auf die Eroberung fester Plätze am besten zu verstehen, und die Spartaner entschlossen sich wirklich, in ihrer Noth das stolze Athen um Hülfe anzusprechen. Der Rath der Fünfhundert in Athen war über die Antwort sehr verschiedener Meinung. Die Meisten sagten, da Sparta sich so lieblos bei den Bitten der Athener betragen hätte, so verdiente es jetzt auch keinen Beistand. Der einzige Cimon, der die Spartaner wegen ihrer einfachen und strengen Sitten, so wie wegen ihrer aristokratischen Verfassung schätzte, war dagegen, und meinte, daran eben müsse man die bessere Gesinnung der Athener erkennen, daß sie nicht Gleiches mit Gleichem vergölten. Seine Rede drang durch, und ein athenisches Heer ward nach Sparta geschickt. Das Heer aber hatte nicht Cimons Edelmuth, der alte Groll und eine geheime Schadenfreude reizte es zu einem übermüthigen Betragen und einer ziemlich nachlässigen Betreibung des Belagerungsgeschäftes, so daß die Spartaner endlich gar auf den Gedanken kamen, die Athener möchten mit den Sclaven wohl in einem heimlichen Verständnisse sein. Sie dankten daher bald das ganze Hülfsheer ab, und schickten es wieder nach Hause.

Dies verdroß das athenische Volk nicht wenig. Da sieht man's, hieß es, was uns Cimon gerathen hat. Sogleich wälzte sich der allgemeine Unwille auf ihn, es kam zum Scherbensammeln, und der allgeliebte Cimon ward von dem wan-

kelmüthigen Pöbel gleich auf 10 Jahre aus Athen verbannt, weil er ein Spartanerfreund sei (461). Perikles wirkte das Seinige dazu. Jetzt konnte auch die letzte aristokratische Anstalt, der alte ehrwürdige Areopag, beschränkt werden, dem nur noch die Blutgerichtsbarkeit blieb. Eine weitere wichtige Folge der unwürdigen Begegnung der Athener von Seiten der Spartaner war diese, daß Athen den mit Sparta gegen die Perser geschlossenen Bund für aufgehoben erklärte, und mit den Argivern und Thessaliern in ein Bündniß gegen Sparta trat.

Die Spartaner richteten unterdessen mit den Messeniern nichts aus, und mußten ihnen endlich nach 10 Jahren durch einen förmlich abgeschlossenen Vertrag freien Abzug mit Weibern und Kindern, nicht blos aus der Festung sondern auch aus dem Peloponnes gestatten. Die Athener nahmen diese Auswanderer freudig auf, den Spartanern zum Aerger, und wiesen ihnen eine ihrer Kolonien am korinthischen Meerbusen, den trefflichen Hafen Naupaktus, links unter Delphi, zum Wohnorte an. Diese Flüchtlinge waren dafür in der Folge den Athenern so dankbar, daß sie dieselben in der größten Noth mit ihrem kleinen Beistande nie verließen.

§ 53.

Noch andere Unruhen in Griechenland.

Die ewige Eifersucht auf Nachbarn, die eigene schlechte Regierungsverfassung jedes einzelnen Staats und der Mangel an durchgreifenden Staatsmännern bewirkte, daß in allen übrigen Staaten fast niemals Friede und Ordnung herrschten. In Elis zankten sich die Städte Elis und Pisa lange um die Besorgung der olympischen Spiele, und sollte man es glauben? über diesen Zank ward eine ganze Stadt (Pisa) zerstört, und die Reichthümer der erschlagenen Bürger wurden zur Erweiterung und Verschönerung des prächtigen Marmortempels zu Olympia verwendet. — In Argolis entstand ein noch größerer Aufruhr. Die Städte Mycene, Epidauros, Trözene und mehrere andere wollten der Hauptstadt Argos nicht länger gehorchen, sondern freie Staaten für sich bilden. Auch dieser Zwist, blutig und verheerend, endete mit der Zerstörung einer alten Stadt,

nämlich Mycene. Die Spartaner mischten sich nicht in diese Kriege, denn sie lachten heimlich mit tückischer Schadenfreude, daß ihre stolzen Nachbarn mit innerer Wuth sich selbst aufrieben, diese Argiver, die sich immer so mächtig neben Sparta behauptet, und im Perserkriege ihre Sache von der allgemeinen Sache Griechenlands getrennt hatten. — Eben so freuten sich die Athener, als ihre Nachbarn, die Thebaner, diese verrätherischen Perserfreunde, nun durch ähnliches Unglück, wie die Argiver, gezüchtigt wurden. Alle Städte in Böotien fielen nämlich in einem gemeinschaftlichen Aufstande von der Hauptstadt Theben ab, und richteten sich eigene Regierungen ein. Die Athener ermangelten nicht, den aufrührerischen Städten Hülfe zu schicken, ein Betragen, welches die Spartaner im innersten Herzen verdroß; denn sie merkten wohl, daß dies wieder ein neuer Versuch ihrer Nebenbühler sei, ihren Einfluß auf Griechenland zu erweitern, der schon groß genug war.

§ 54.

Niederlage der Athener bei Tanagra.

(448 v. Chr.)

Sehr bald fanden jedoch die Spartaner Gelegenheit, den Athenern auch Schaden zuzufügen. Während der Unruhen in Theben hatten in der benachbarten westlichen Provinz die Phocier mit den Dorern Händel angefangen. Die schwachen Dorer riefen die Spartaner zu Hülfe, und diese sandten ein Heer hinauf, welches schon durch seine bloße Erscheinung die Phocier scheuchte. Als die Spartaner durch Böotien zurückzogen, wurden sie von den Thebanern ersucht, ihnen gegen ihre rebellischen Bundesstädte beizustehen.

Das war eine zu schöne Gelegenheit, mit den Athenern anzubinden; daher bedachten sich die Spartaner nicht lange, und bezogen sogleich bei Tanagra, rechts neben Theben, ein kriegerisches Lager. Die Athener erschienen, als Hülfsvölker der bedroheten Städte, und stellten sich in Schlachtordnung. Ehe das Treffen begann, kam ins athenische Lager, allen unerwartet, in völliger Rüstung, mit Schild und Schwert — Cimon der Verbannte, und stellte sich still-



schweigend zu dem Stamme, zu welchem er seiner Geburt nach gehörte. Der Edle hegte keine Rachsucht im Herzen, er wollte in diesen entscheidenden Stunden dem undankbaren Vaterlande seine Tapferkeit, vielleicht sein Leben weihen. Aber so nahm man seine Ankunft im Heere nicht auf. „Was willst du hier? hieß es. Du Spartanerfreund willst mit uns gegen Spartaner fechten? Geh, geh, du sollst uns nicht verrathen." Er mußte sich entfernen, doch ehe er ging, beschwur er seine Freunde, bis auf den letzten Mann Stand zu halten, und die Ehre der Athener zu retten. Das thaten sie auch, und als das Treffen geendigt war, in welchem die Athener sehr gelitten hatten, fand man von diesem treuen Haufen keinen einzigen am Leben.

Dies rührte jedermann, und man beschloß, den Cimon zurückzurufen, zumal da nach der Schlacht bei Tanagra die Umstände so mißlich geworden waren, daß man einen Spartanerfreund wohl brauchen konnte. Als er sich nach einer Abwesenheit von 5 Jahren wieder in Athen einstellte, jauchzte das kindische Volk wieder, wie vorher, und der Rath der Fünfhundert sandte ihn alsbald nach Sparta, wo seine Klugheit und sein warmer Eifer für das Wohl Griechenlands die Feindseligkeiten bald zum friedlichsten Vernehmen ausglich. O hätte doch Athen noch Jahrhunderte lang Cimone zu Staatsmännern gehabt! Denn es ist offenbar, daß dieses kühne Umsichgreifen des übermüthigen Völkchens nicht lange mehr ungestraft bleiben werde. Wem ist nicht schon der Ring des Polykrates eingefallen? Das Uebermaß des Glückes ist es, aus dem ihnen das Unglück hervorkeimt. Von allen Seiten glimmt schon der Zunder, der bald in schreckliche Flammen ausbrechen wird.

§ 55.

Cimons Tod.

(450 vor Christus.)

Die athenische Flotte mußte wieder beschäftigt werden; daher beschloß man, sie aufs neue nach Cypern zu schicken, um die vorhin unterbrochene Eroberung zum Schaden der Perser zu vollenden. Cimon erhielt den Oberbefehl, es war seine letzte Unternehmung. Bei der Belagerung von Citium

wurde er tödlich verwundet, und beschloß sein wohlthätiges Leben, ohne Athen wieder zu sehen. Die Weisen und Guten unter seinen Mitbürgern fühlten tief den unersetzlichen Verlust; das Volk vergaß ihn bald, da es sich längst einen andern Liebling ausersehen hatte, der es durch Belustigungen aller Art zu zerstreuen wußte, und der Athener Leidenschaften weit geflissentlicher, als je ein Demagog vor ihm, schmeichelte. Das war Perikles, der schöne, reiche und geistvolle Sohn des Siegers bei Mykale, von dem wir nun bald mehr hören werden.

§ 56.

Friede mit Persien.

(449 v. Chr.)

Cimon erlebte die schöne Frucht seiner Siege in Asien nicht. Der Großherr, sehr beunruhigt durch die neuen Angriffe auf Cypern, welche nach Cimons Tode von einem andern Feldherrn fortgesetzt wurden, bot selbst die Hand zur Sühne. Er, der mächtige Beherrscher Persiens, bewilligte den sämmtlichen Griechen in Kleinasien ihre Unabhängigkeit, und versprach, sich ihnen auf drei Tagreisen mit keiner Heeresmacht zu nähern, und ihre Küsten, so wie das ganze ägeische Meer und den Hellespont, mit keinem Schiffe künftig mehr zu befahren. So glorreich endeten für Griechenland die Perserkriege *).

§ 57.

Perikles.

(444 v. Chr.)

Dieser ausgezeichnete Mann, in dessen Lebenszeit die schönste Periode der griechischen Kunst fällt, war nach Cimon der Lenker der athenischen Staatsangelegenheiten, und

*) So wird von mehreren alten Geschichtschreibern erzählt. Man führt hiergegen an, daß Herodot und Thucydides, die doch jenen Zeiten am nächsten stehen, von diesem Frieden nichts erzählen, und daß der stolze persische Großherr sich schwerlich solche Bedingungen habe gefallen lassen. Wahrscheinlich sei das — so meint man — was als Friedensbedingung erwähnt werde, thatsächlich eingetreten, und dieses habe spätern Schriftstellern zu ihrem Irrthume Veranlassung geben können.



hätte er so sorgfältig, wie jener, einen Bruch mit Sparta zu verhüten gesucht, so wäre Athens Fall vielleicht noch um ein halbes Jahrhundert verspätet worden.

Er war von einem geschickten Künstler, Damon, in allen Musenkünsten, und von zweien der berühmtesten Philosophen, Zeno und Anaxagoras, in der Sittenlehre, Naturkunde, Staatskunst und Beredsamkeit unterrichtet worden, und er hat seinen Lehrern Ehre gemacht. Perikles war fast ganz frei von dem Aberglauben seiner Zeit, dachte hell und richtig über die meisten dem Menschen wichtigen Dinge, war sehr edler Gesinnungen fähig, und wußte das, was er für gut hielt, mit einer so eindringenden Beredsamkeit andern zu empfehlen, daß es nicht möglich war, ihm zu widerstehen. Diese Kunst brachte ihn schnell empor. Während Themistokles und Aristides das Staatsruder lenkten, wagte er sich noch nicht öffentlich, sondern bewies seine Geschicklichkeit bloß als gerichtlicher Redner, und seine Tapferkeit als Krieger. Als aber jene beiden Männer todt waren, und Cimon zuletzt wegen seiner Feldzüge nur selten nach Athen kam, da fing Perikles an, als Staatsredner die Augen des Volkes auf sich zu ziehen. Es war schwer, einen Cimon zu verdrängen, und dennoch gelang es ihm. Er fing bei dem großen Haufen an, gab den Armen Geschenke, belustigte die Bürger durch öffentliche Schauspiele, die er aus eigenen Mitteln bezahlte, gab öffentliche Gastmähler, verschaffte vielen tausend Bettlern freies Eigenthum, indem er sie als Kolonisten nach den eroberten Inseln und an die Küsten Thraziens schickte, wo er ihnen große Ländereien zur Bebauung anwies; er verschönerte Athen durch treffliche Gebäude: rüstete jährlich 60 Kriegsschiffe aus, auf denen sich viele aus dem Volke ausschifften, die einen hinlänglichen Sold bekamen, und nun Gelegenheit hatten, sich im Seewesen zu üben — kurz, er gab sich alle Mühe, sich das Volk zum Freunde zu machen, und er brachte es durch diese Künste in der Volksgunst bald dahin, daß Cimon verbannt ward, wie oben erzählt ist. Diese Künste, durch Erhebung der Volkspartei einen Aristokraten zu stürzen, haben nachher in Republiken oft ehrgeizige Männer angewandt, aber allemal zum Schaden des Staates; denn wo die Regierung in den

Händen derer ist, die der Pöbel wählt und begünstigt, da kann die Ordnung nicht bestehen. Cimon war immer für eine Regierung der Vornehmen gewesen, und begünstigte darum die spartanische Verfassung so sehr. Perikles, welcher durchgesetzt hatte, daß nun alles vom Geschrei des Pöbels abhing, konnte sich zuletzt selbst vor der blinden Raserei des tollen Haufens nicht retten, den er so verwöhnt hatte.

Daß er sich aber doch fast 40 Jahre lang in seiner Würde erhielt, also weit länger, als irgend ein Staatsmann vor ihm, das verdankte er seiner Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Klugheit. Er hatte sich nicht auf Kosten des Staats bereichert, er führte zu Lande und zur See mehrere Feldzüge mit Tapferkeit und Glück, und damit seine Beredsamkeit dem Volke nicht gar zu alltäglich werden möchte, so erschien er nur selten auf der Rednerbühne, übertrug gewöhnliche Vorträge seinen Freunden, und sparte sich selbst nur für die wichtigsten Angelegenheiten auf; dann sprach er aber auch mit einer Kraft und einem Feuer, daß die Dichter von ihm sagten, er trüge Blitz und Donner auf der Zunge.

Züge, wie folgender, trugen dazu bei, ihm ein lykurgisches Ansehen zu geben: Ein unverschämter Bürger, der ihm abhold war, setzte dem Perikles einmal einen ganzen Tag auf dem Markte mit Vorwürfen und Schimpfreden zu, und verfolgte ihn am späten Abend beim Heimgehen bis an die Thür. Und Perikles, der erste Mann im Staate, ertrug das ruhig, und sagte noch zu dem Sclaven, der ihm aufmachte: Nimm doch die Leuchte, und begleite den Mann hier nach Hause.

Als nach der Schlacht bei Tanagra, während Cimon verbannt war, der volle Krieg mit den Spartanern sich schon entzündete, und Perikles selbst mit einer Flotte den Peloponnes umsegelte, um dessen Küsten auszuplündern, empörten sich zugleich verschiedene Inseln gegen Athen, die dieser Stadt bisher Tribut gezahlt hatten. Solches nannten die Athener aber nur Schutzgeld. Perikles, um diese Inseln nicht zu verlieren, entledigte sich schnell durch List der Lacedemonier, indem er den Rathgeber des jungen spartanischen Königs, welcher schon mit einem Heere in Attika einrückte, durch 10 Talente bestach, worauf das Heer wieder abzog. So stand es jetzt in Griechenland. Die 10 Talente wurden den Athe-



nern auf Rechnung gesetzt, mit dem Beisatze: Für nothwendige Ausgaben, und niemand hatte bei der Kassenrevision etwas dagegen einzuwenden. Perikles schloß zugleich einen Waffenstillstand mit Sparta auf 30 Jahre, und nun hatte er Muße, die abgefallenen Inseln wieder zu unterjochen, unter denen Samos die wichtigste war. Man nennt diesen Krieg der Athener mit den Inseln den Bundesgenossenkrieg. Im Jahre 441 vor Christus wurde er geendigt.

Um recht viele Arbeiter aus allen Klassen der Bürger zu beschäftigen, und den Müssigen und Armen etwas zu thun und zu verdienen zu geben, fing Perikles einen ungeheuren Bau zur Verschönerung der Stadt an, der Athen zur prächtigsten Stadt in Griechenland erhob. Außer der vollendeten langen Mauer von Athen nach dem Piräus wurden viele Privatgebäude errichtet, vor allen aber ward die Burg, auf welcher ein alter Tempel der Schutzgöttinn Athene und eine alte hölzerne Verschanzung angebracht war, gänzlich umgeschaffen. Der Tempel der Göttinn ward von Grund aus neu gebauet, und dem ganzen Felsen, dessen obere Fläche die Burg ausmachte, ward eine regelmäßigere Gestalt gegeben.

Staunen und Bewunderung ergriff den Fremden, welcher zum ersten male in die Straße trat, welche auf die Burg stieß. Er sah hoch über die gewöhnlichen Häuser erhaben ein breites Säulenthor, mit fünf hohen Durchgängen, ganz von Marmor, zu beiden Seiten Flügelgebäude, deren Inneres mit der größten Pracht verziert war. Dieses Säulenthor lag auf der Höhe des Felsen, zu der man auf vielen Stufen erst hinaufsteigen mußte. Diese Stufen bildeten die prächtigste Treppe in der Welt. Sie war von Marmor, und so breit, wie das ganze Thor. Stieg man hinauf, so konnte man sich nicht enthalten, ehe man durch einen der fünf Bogen des Thores ging, still zu stehen, und zurückschauen von der Höhe auf die unten ausgebreitete Stadt, und weit über dieselbe hinweg. Eine entzückende Aussicht! Dann pflegte man die beiden marmornen Flügelgebäude zu besehen. Jenes war ein Tempel der Siegesgöttinn, dieses ein aus mehreren Hallen zum Lustwandeln bestehendes Gebäude, dessen innere Wände, besonders in der sogenannten bunten Halle, mit den trefflichsten Gemälden der berühmten Maler Polygnotus,

Panäus, und Mikon ausgeschmückt waren. Sie stellten die Heldenthaten der Väter vor, und entflammten die Jugend für Ruhm und Vaterlandsliebe. Man ehrte die schönen Abbildungen griechischer Thaten als heilige Denkmäler griechischer Tugend, und es fiel keinem ein, sie zu verletzen.

Das Eingangsthor hieß die Propyläen, auf Deutsch die Vorhallen. Zeichnung und Ausführung rührten von dem Athener Mnesikles her; der Bau des Ganzen kostete 2012 Talente. Die zerstörende Zeit hat trotz aller spätern Verheerungen Griechenlands noch große Trümmer davon übrig gelassen, und nach diesen hat ein deutscher Baumeister das prächtige brandenburger Thor in Berlin gebildet.

Durch die Propyläen kam man in die eigentliche Burg, einen langen geräumigen Platz, der rings mit einer starken Mauer umschlossen war. Auf derselben prangte der große marmorne Athenentempel, Parthenon genannt, ein Meisterstück der alten Baukunst. Er war, wegen der Höhe des Felsen, von allen Seiten zu sehen, man mochte zur See oder zu Lande nach Athen kommen. Dieses Parthenon war ein längliches Viereck, 100 Fuß breit, 230 lang und 70 hoch. Rings um alle vier Seiten herum lief eine Halle, die auf schönen Marmorsäulen ruhete, so wie der ganze Tempel von dem trefflichsten Marmor gebauet war. An äußern Verzierungen fehlte es natürlich nicht. Auch dieser Tempel hat sich glücklicher Weise noch bis auf unsere Zeiten erhalten*).

*) Der Franzose Lamartine sagt in seiner Reise Folgendes vom Parthenon: „Alles verschwindet vor dem unvergleichlichen Eindruck des Parthenon, dieses Tempels der Tempel, von Sebinus, auf Befehl des Perikles gebaut, von Phidias verziert; — der einzige, ausschließliche Typus des Schönen in der Bau- und Bildhauerkunst; gewissermaßen eine göttliche (?) Offenbarung der idealen Schönheit, welche eines Tages einem ganz besonders künstlerischen Volke zu Theile wurde, das sie der Nachwelt in unvergänglichen Marmorblöcken und Skulpturen, welche ewig leben werden, überliefert hat. — Dieses Denkmal mit seiner Lage, seinem natürlichen Fundamente, seinen mit unvergleichlichen Statuen geschmückten Treppen, seinen großartigen Formen, bis aufs kleinste Detail aufs sorgfältigste ausgeführt, seinem Stoff, seiner Farbe, ein versteinertes Licht, dieses Monument nöthigt schon seit Jahrhunderten der Welt Bewunderung ab, ohne dieselbe zu sättigen; — wenn man auch nur davon sieht, was ich gesehen habe, die majestätischen Trümmer, zerschmettert von den venetianischen Bomben, von der

Auf der höchsten Spitze der Burg stand eine kolossale Bildsäule der Athene von Bronze, deren Lanze und Helmbusch man schon am Vorgebirge Sunium, 5 deutsche Meilen von Athen, sehen konnte. Außerdem war der innere Hof der Burg ganz übersäet mit marmornen Statuen der Götter und Helden, und fast jedem griechischen Feldherrn war hier seine Ehrensäule errichtet. Die größten griechischen Bildhauer hatten hier mit den größten Malern und Baumeistern gewetteifert. Unter allen unsterblichen Erzeugnissen der Kunst aber ragten hervor die Werke des größten Bildhauers im Alterthum, des Atheners Phidias, von denen leider jetzt nicht eine Spur mehr vorhanden ist.

§ 58.

Phidias.

Einen Geist solcher Art hat die Natur seit dem Tode dieses Künstlers nur äußerst wenige hervorgebracht. Die edelsten Götterbilder schwebten ihm im Geiste vor, während seine Hand mit der langwierigen, mühsamen Arbeit des Meisselns beschäftigt war, und nach der Vollendung erkannte er das Bild wieder, das ihm vor dem Entwerfen in seiner Begeisterung vorgeschwebt hatte. Vor seiner Statue des olympischen Zeus warf er sich selbst nieder, und betete sein

Explosion des Pulverthurms unter Morosini, von dem Hammer Theodors, — von den Kanonen der Türken und Griechen; seine Säulen, in ungeheuern Blöcken auf dem Pflaster liegend, seine umgestürzten Kapitäler, seine Triglyphen, von den Helfershelfern Lord Elgins abgebrochen, seine Statuen, auf englischen Schiffen fortgeführt; es bleibt immerhin noch genug für mich übrig, um zu fühlen, daß ich das vollkommenste Gedicht vor mir habe, das je in Stein auf die Fläche der Erde geschrieben wurde; zugleich aber fühle ich auch: es ist zu klein, der Eindruck geht verloren oder ist mangelhaft. — Ich verlebe köstliche Stunden, im Schatten der Propyläen gelagert, die Augen auf den eingestürzten Giebel des Parthenon gerichtet; ich fühle das ganze Alterthum im göttlichsten seiner Werke; — das Uebrige lohnt nicht der Mühe, es zu beschreiben. Der Anblick des Parthenon enthüllt uns, mehr als die Geschichte, die colossale Größe eines Volkes. Perikles soll nicht sterben. Welche übermenschliche Gesittung muß es gewesen sein, in der ein so großer Mann sich finden konnte, um ein solches Gebäude zu veranlassen, ein Baumeister, um es zu entwerfen, ein Bildhauer, es zu schmücken, Arbeiter, die Gedanken des letztern auszuführen, ein Volk, es zu bezahlen, und Augen, es zu verstehen und zu bewundern!"

eigenes Werk an. Die ungeheure Größe allein muß uns, die nie etwas Aehnliches gesehen haben, schon Erstaunen erregen. Zeus, sitzend auf einem Throne, reichte — man denke! — bis an die mehr, als 60 Fuß hohe Decke des Tempels zu Olympia. Welche Arme, welch ein Kopf müssen zu solchem Körper gehört haben! Und bei aller Größe war in diesem Kopfe eine Majestät, eine Weisheit und eine Güte zugleich, daß keiner begriff, wie Phidias das alles so vereinigt mit dem Meissel habe ausdrücken können. Er selbst, als man ihn fragte, erklärte sich so darüber, ein Vers des Homer, in welchem Zeus mit einem Augenwinke den ganzen Olymp erschütternd dargestellt wird, hätte ihm die erste Idee gegeben, und ihm während der ganzen Arbeit vorgeschwebt. Weniger würde es uns befremden, wenn das Werk aus einer festen großen Masse, etwa aus Marmor, gehauen wäre, aber der Künstler hatte nichts, als Elfenbein und Gold genommen, welches also einzeln aus kleinen Stücken erst künstlich zusammengesetzt werden mußte. Das Gold erblickte man besonders in den reichen Verzierungen des Thrones und in den Blumen, mit denen der faltenreiche Mantel ausgeschmückt war. Auch was der Gott in den Händen hielt, war von reinem Golde, in der Rechten eine Siegesgöttinn, in der Linken einen Scepter, auf dessen Spitze ein Adler saß, endlich bestanden die Sohlen des Gottes und ihre Riemen aus Gold. Der Thron, welcher auf vier Füßen ruhete, war noch mit einer Menge halberhabener Figuren aus der Götter- und Heroengeschichte verziert, und selbst das Brustgeländer, welches man zur Vorsicht ringsherum gezogen hatte, war von einem berühmten Maler mit schönen Gemälden versehen worden.

Solcher unsterblichen Werke hat Phidias noch viele andere, theils in Marmor, theils in Gußarbeit verfertigt. Für Delphi arbeitete er einen Apollo und eine Artemis in Bronze, wie auch eine Marmorgruppe, welche zwölf griechische Helden um das trojanische Pferd vorstellte. Auf dem Schlachtfelde bei Marathon sah man eine Bildsäule der Nemesis von ihm aus einem großen Marmorblocke, den die Perser dorthin geschleppt hatten, um davon, wenn sie gesiegt hätten, eine Trophäe zu errichten. Eine Aphrodite und ein Apollo von Phidias waren nicht minder berühmt. Die

Athene hat er dreimal abgebildet, am schönsten aber für das Parthenon, in kolossaler Größe, etwa 30 Fuß hoch, von Elfenbein und Gold gearbeitet. Der Künstler hatte anfänglich statt dieser Materie Marmor vorgeschlagen. Das Volk hatte sich das schon gefallen lassen, und seinen Gründen nachgegeben; als er aber zuletzt auch noch bemerkte, daß Marmor weit wohlfeiler wäre, riefen sie begeistert, er sollte Elfenbein und Gold nehmen.

Dieselbe Eitelkeit bewies das Volk, als einige Vornehme den Perikles anklagten, er verschwende durch diese großartigen Werke die Gelder des Staates. Perikles betrat darauf die Rednerbühne, und stellte vor, wie nützlich durch diese Bauten eine große Menge armer Bürger beschäftigt und ernährt würde. Hierauf legte er dem Volke die Rechnung vor, die wirklich die jährlichen Einkünfte der Republik weit überstiegen, und fragte, ob ihnen das zu viel dünkte. Alle meinten, ja, es wäre allerdings übertrieben. Als Perikles aber drohete, alles aus seinem väterlichen Vermögen machen zu lassen, dafür aber auch seinen Namen auf jedes einzelne Werk zu setzen, zum ewigen Gedächtnisse, da schrie alles: Nein, nein! und bewilligte die ganze Summe. Perikles baute also weiter, und Phidias, sein Freund und Liebling, wurde von ihm zum Oberaufseher über alle Arbeiten der übrigen Künstler gesetzt. Die ganze Gegend um die Burg ward mit Tempeln, Altären, Theatern und Bildsäulen fast bedeckt. Die Theater der Alten waren länglich rund; vom Orchester an erhoben sich sogleich im halben Monde die Sitze, von denen jede hintere Reihe immer etwas höher und von größerem Umfange war, so daß diese zirkelförmigen Sitzreihen, Amphitheater genannt, zu einer ungeheuern Treppe anwuchsen, deren höchste Stufe fast an die Decke des Gebäudes stieß. In dem Theater des Bacchus, unweit der Burg, konnte das Amphitheater 30,000 Zuschauer fassen. Es gibt in der Welt kein neueres Schauspielhaus von dieser Größe, von ähnlichen römischen aber sind uns noch hin und wieder große Ruinen übrig.

Die Nacheiferung des Phidias und anderer Künstler brachte jetzt in Athen so viele geschickte Männer in dieser Art hervor, daß man alle Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt mit marmornen Bildsäulen ausschmücken konnte.

Eine eigene Art von Straßenverzierungen dieser Manier waren die Hermen, unten spitzig zulaufende Pfeiler, die oben einen Hermeskopf und darunter eine kurze Inschrift trugen, z. B. „Ehre die Götter" „Sei weise." u. s. w.

§ 59.

Ausbruch des peloponnesischen Krieges.

(431 v. Chr.)

Während in Athen alle Künste aufgeboten wurden, die Stadt zu verschönern und das Volk zu unterhalten, waren die athenischen Flaggen in allen Meeren geschäftig, dem Staate theils durch Handel, theils durch Eroberungen neue Reichthümer zuzuführen. Ueberall wollten die Athener herrschen, und von allem wollten sie das Beste besitzen. Ganz natürlich also, daß den meisten kleinern Staaten die Anmaßungen der Athener höchst drückend wurden, und daß die Stärkeren sich immer fester vornahmen, diese Uebermüthigen bei nächster Gelegenheit zu demüthigen. Die eigentliche Ursache des bevorstehenden schweren Krieges lag aber in der Eifersucht und Feindseligkeit der Hauptstaaten Griechenlands, Athens und Spartas, die beide allein befehlen und keinen Nebenbuhler dulden wollten, und die beide kein Mittel scheueten, ihren Zweck zu erreichen. Was sonst noch vorherging, gab nur die nächste Veranlassung zum Ausbruche der schon lange bestehenden Feindseligkeiten. Es kann nicht befremden, daß sich dieser Krieg über ganz Griechenland verbreitete, denn die kleineren Staaten wurden mit oder ohne Willen von dem Strome fortgerissen, und hatten wie von Athen, so auch von Sparta Unterdrückung zu erwarten. Dieser Krieg wurde also ein Kampf der Staaten gegen Staaten; ja auch ein Kampf der Parteien, der aristokratischen und demokratischen, in den einzelnen Staaten. Das Gewitter zog sich allmählig schwärzer und schwärzer zusammen, und brach endlich fürchterlich über Athen aus.

Ich werde die Geschichte dieses sogenannten peloponnesischen Krieges, die sonst in griechischen Geschichtbüchern einen großen Raum einnimmt, nur mit wenigen Worten erzählen. Der Menschenfreund schaudert vor den unnatürlichen Verirrungen des menschlichen Geistes, da ganze



Völker das Schwert gegen sich selbst kehren, und anstatt durch Wohlwollen und Gerechtigkeit, wie Numa's Unterthanen, Frieden und Freundschaft mit einander zu unterhalten, muthwillig und stolz die Rache der Nachbarn reizen, und Schuldige und Unschuldige, Freund und Feind, in ihren Untergang mit hinabziehen. Nicht genug, daß Hunderttausende erschlagen und verkrüppelt werden, eben so viele verwaiset, gefangen, verarmt und heimathlos umherirren, daß man Dörfer und Städte zerstört, und alle schönen Künste des Friedens verbannt: die Sittenlosigkeit ist die schrecklichste Folge des langen Krieges, und diese Folge traf Griechenland nach dem peloponnesischen Kriege in ihrer ganzen Stärke. Nach dem peloponnesischen Kriege ist griechische Tugend und griechischer Heldenmuth wie ausgestorben, und nie sah das erschlaffte Volk die blühenden Zeiten des Aristides und Cimon wiederkehren.

Zwischen der Insel Corcyra und Korinth war eine blutige Fehde ausgebrochen, denn die Colonie Corcyra, Homers berühmte Phäakeninsel, kündigte der Mutterstadt Korinth den Gehorsam auf, und wollte eine selbstständige Republik bilden. Beide baten Athen um Hülfe, und Athen sagte sie aus Neid gegen die reichen Korinther der rebellischen Insel zu. Dafür wiegelten die Korinther die den Athenern unterworfenen Handelsstädte Amphipolis, Potidäa u. a. m. an der Küste Macedoniens zur Empörung auf, und die Athener sandten eine Flotte hin, Potidäa zu belagern. Diese Stadt sammt andern schickte Bittende nach Sparta. Es kamen dahin auch die Korinther, die Megarer, die Aeginer, alle mit bittern Klagen über Athens Herrschsucht. Man hörte sie nach der Reihe im Rathe zu Sparta, und schüttelte den Kopf. Einige Athener, welche gerade zugegen waren, traten gleichfalls auf, ihre Landesleute in langen Reden zu vertheidigen, und beriefen sich besonders auf den Ruhm ihrer Stadt in den Perserkriegen. Ein alter Ephor aber antwortete kurz: „Wenn die Athener sonst brav gewesen sind, so sind sie jetzt ausgeartet, und wenn ihr Uebermuth andere unterdrücken will, so muß er gezüchtigt werden.“ Es erging daher eine sehr ernsthafte Weisung von Sparta an die Athener, den unterjochten Städten und Inseln ihre Unabhängigkeit wie-

der zu geben; wo nicht, so würde man sie mit den Waffen dazu zwingen. Selbst der befragte delphische Gott verhieß seinen Segen zu diesem Verfahren.

Jetzt hätte in Athen noch ein Cimon das Ruder des Staates führen müssen. Aber hier betrat Perikles die Rednerbühne, stellte das Beleidigende dieser spartanischen Forderung dar, und zeigte, daß jetzt auch in der kleinsten Forderung nachgeben seine Unterwerfung erklären hieße, welche mächtigen Hülfsquellen Athen habe, welche weit schwächere der Feind, und zog daraus den Schluß, daß Athen durch einen Krieg durchaus nichts wage. Da hielt das übermüthige Volk sich für unüberwindlich, und die Athener antworteten, der Würde eines tapfern Volkes gemäß, man wolle den Bundesstaaten die Unabhängigkeit zugestehen, sobald die Spartaner gegen die Staaten ihres Bundes ein Gleiches thäten; auch würde man sich gern dem Ausspruche eines vertragsmäßigen Gerichtes fügen, das die Gleichheit beider Parteien anerkennte, gehorchen aber den Befehlen keiner Macht auf Erden. Mit diesem Bescheide entließ man die Gesandten.

So griffen denn beide Parteien zu den Waffen, und boten ihre Bundesgenossen auf. Mit den Spartanern vereint waren alle Peloponnesier, die Archiver und Achäer ausgenommen, und in Hellas fast alle Staaten; auch rechnete man zuversichtlich auf die sicilischen und italienischen Griechen, an welche deshalb dringende Mahnungen ergingen. Die Athener hatten eigentlich wenig Verbündete. Auf dem festem Lande waren die vorzüglichsten die Thessalier und Akarnanier, und unter den Inseln konnte man nur Corcyra, Zacynthus, Chios und Lesbos als Bundesgenossen rechnen, denn die kleineren, sowie die reichen Städte am Hellespont und in Thracien, waren völlig steuerbare Unterthanen der Athener, ohne eine eigene Seemacht.

Die peloponnesischen Krieger und ihre Bundesgenossen trafen auf dem Isthmus ein, um unter den Befehlen des spartanischen Königs Archidamus in Attika einzufallen. Wie ehemals Themistokles, stellte jetzt Perikles mit aller Kraft seiner Beredsamkeit den Athenern vor, nur auf die Flotte sich zu verlassen, keine Landschlacht zu wagen, bloß vertheidigungsweise zu handeln, das offene Land der Verwüstung preiszugeben, und dafür sich durch weit empfindli-

chere Küstenstreifereien an dem Peloponnese schadlos zu halten; der Staat wäre reich genug, den verarmten Bürgern in Zukunft das Verlorne wieder herzugeben. In dem Schatze waren an gemünztem Gelde 6000 Talente. Das Gold und Silber an heiligen Gefäßen und öffentlichen Kunstwerken, das im Nothfalle benutzt werden durfte, konnte auf 500 Talente geschätzt werden. Außerdem wog das an der Bildsäule der Athene im Parthenon befindliche Gold allein 40 attische Pfund (64,800 Rthlr.). Die ganze Landmacht der Republik betrug damals, ohne die Sclaven, gegen 32,000 Mann, und die Flotte bestand aus 300 dreirudrigen Schiffen, zu deren Bemannung mehr als 50,000 Seeleute erforderlich waren.

Die Landbewohner von Attika räumten also ihre zum Theil sehr prächtigen Landsitze, und zogen auf Perikles Ermahnung mit ihrer Habe in die Stadt. Ein Theil kehrte bei Verwandten und Gastfreunden ein, ein anderer zog in die Tempel und öffentlichen Hallen; der ärmere Haufen endlich schlug sein Lager in den breiten Straßen zwischen den langen Mauern oder in den Thürmen dieser Mauern auf. Perikles that sein Möglichstes, um das Murren der so übel gebetteten Menge zu stillen. So lange er redete, mußte jeder ihm Recht geben; aber als man nun sah, wie der Feind die schönen Landsitze wirklich zerstörte, erhob sich ein lautes Geschrei, und der bisherige Abgott des Volkes gerieth in Lebensgefahr. Aber er fürchtete sich nicht, und führte das Ruder mit fester Hand. Einzelne Reiterausfälle gelangen immer glücklich. Für die Verheerung der schönen Saatfelder rächte sich eine am Pelopnnes kreuzende Flotte durch ähnliche Verwüstungen. Nachdem Archidamus ein feindliches Heer vergebens erwartet hatte, und sich in dem verheerten Lande nicht länger halten konnte, so kehrte er, wie Perikles vorausgesehen hatte, mißmuthig nach dem Peloponnes zurück, und ließ seine Verbündeten aus einander gehen. Winterfeldzüge kannten die Alten nicht.

Den Muth der Athener zu stärken, und das Gedränge in der Stadt ein wenig zu mindern, schiffte Perikles einen Haufen Bürger mit ihren Familien nach Aegina ein. Ferner führte er selbst im Spätherbst ein Heer in das benachbarte Gebiet von Megara, um dort für die Plünderung Attikas

das Vergeltungsrecht zu üben. Dann sandte er Verheerungsflotten an die Küste des Peloponnes, verließ endlich selbst das Land, und belagerte Epidaurus in Argolis. Als er sich zu dieser Unternehmung einschiffte, trat eben eine starke Sonnenfinsterniß ein. Der abergläubische Steuermann konnte sich vor Schrecken nicht fassen. Perikles hielt ihm darauf seinen Mantel vor die Augen, und fragte ihn: Hälst du das für ein böses Zeichen? — „Nein." — Nun wohl, das ist einerlei Verfinsterung, nur daß der Körper, der jetzt vor der Sonne steht, größer, als mein Mantel, ist. — Zuletzt richtete man das Trauerfest zu Ehren der im Dienste des Vaterlandes gefallenen Bürger feierlicher, als jemals, ein. Alle noch erhaltenen Leichname wurden verbrennt, die Gebeine in 10 Kisten von Cypressenholz auf eben so viele Wagen, denen ein elfter leerer für die nicht gefundenen folgte, unter weiblichen Klaggesängen nach der schön bepflanzten Vorstadt Ceramikus gefahren, und dort feierlich beerdigt. Auch hielt diesmal Perikles selbst die Leichenrede, die der treffliche Geschichtschreiber Thucydides, der wahrscheinlich selbst zugegen war, uns ganz aufbehalten hat. Wir wollen Etwas daraus mittheilen, damit die Leser einigen Begriff von der griechischen Beredsamkeit bekommen. Perikles beginnt mit den Vorzügen der athenischen Staatsverfassung, konnte er sich ja durch nichts bei seinen Zuhörern beliebter machen, und diese gleich im Anfange zu seinen Gunsten so nachdrücklich stimmen; dann macht er den Uebergang: „Was ich an unserm Staate als preiswürdig dargestellt, das haben die Tugenden der hier ruhenden Männer und ihres Gleichen zu seinem Glanze erhoben, und es mag wohl wenige Hellenen geben, bei welchen, wie bei diesen, Wort und That in so schönem Gleichgewichte sich zeigen. Ein solches Lebensende, wie diese es gefunden, scheint mir, sei es nun als erste Probe oder als letzte Bekräftigung, männliche Tugend zu beweisen. Denn selbst bei Solchen, die sonst minder fehlerfrei wären, ist es billig, die im Kriege fürs Vaterland erprobte Tapferkeit als Vertheidigungsgrund zu gebrauchen: denn sie verdunkeln ihre Mängel durch diesen Vorzug, und haben dem Ganzen mehr Vortheil, als im Einzelnen Schaden gestiftet. Aber von diesen Gefallenen hat Keiner, durch den Reichthum und durch

Vorliebe für die bisherigen Genüsse verleitet, sich der Weichlichkeit hingegeben, noch gereizt durch die Hoffnung, der Armuth sich zu entwinden, und Reichthum zu erwerben, Aufschub der Gefahr gesucht. Vielmehr hielten sie die Rache an den Feinden für wünschenswerther, als jenen Genuß und Reichthum, und ein solches Wagniß für das ruhmvollste, und entschlossen sich, unter Gefahren an Jenen Rache zu nehmen, und diesem entgegenzugehen. Das Ungewisse des glücklichen Erfolgs der Hoffnung überlassend, hatten sie Selbstgefühl genug, für die That und für das, was ihnen vor Augen lag, sich selbst zu vertrauen; und dabei glaubten sie, eher durch Abwehr und Leiden, als durch feiges Weichen ihr Heil zu finden, und so haben sie sich über jede entehrende Nachrede erhoben, und die That mit persönlicher Aufopferung bestanden, und in einem kurzen Augenblicke wurden sie, auf dem Gipfel des Ruhmes sich fühlend, nicht sowohl von der Furcht, als von der Macht des Schicksals entbunden." — Dann werden die Ueberlebenden zur Nacheiferung aufgefordert. — „Indem sie" (die Gebliebenen), fährt der Redner fort, „dem öffentlichen Wohle Leib und Leben hingegeben, haben sie für sich nie alternden Ruhm geerntet, und das ehrenvollste Grabmal erhalten, nicht sowohl das, in welchem sie ruhen, sondern jenes, in welchem ihr Ruhm bei jedem Anlasse zu Wort und That unvergeßlich bewahrt wird. Denn ausgezeichneter Männer Grabmal ist der ganze Erdkreis, und nicht bloß der Denksäulen Inschrift in der Heimath verkündet ihren Ruhm; auch in fremdem Lande lebt ohne Schrift ihr Andenken bei allen, nicht sowohl im Werke des Künstlers, als in den Gemüthern fort. Ihnen sollet ihr jetzt nacheifern." — Der Redner schließt mit Trostgründen, die einen Christen sehr kalt bedünken. „Darum — sagt er — will ich euch, ihr Eltern unserer Gefallenen, so viele nun hier anwesend sind, nicht sowohl beklagen, als trösten. Wisset ihr ja doch, daß ihr selbst unter wechselvollen Zufällen herangereift seid, und daß der glücklich ist, dem ein so rühmliches Ende wie diesen, und eine so rühmliche Trauer, wie euch, zu Theile wird, und wem das Loos beschieden wurde, in eben dem, was das Glück seines Lebens ausmachte, seinen Tod finden. Wohl

weiß ich, daß es schwer ist, euch davon zu überzeugen, da der Anblick fremden Glückes, dessen auch ihr euch einstens freutet, so manche Erinnerungen an die Verlornen in euch hervorrufen wird: betrifft ja die Trauer nicht den Verlust solcher Güter, welche man nie genossen, sondern die Entbehrung eines Besitzes, an welchen uns Bande der Gewohnheit fesselten. Indessen mögen sich die, welchen ihre Altersstufe noch Nachkommenschaft verspricht, durch die Hoffnung trösten, andere Kinder zu erzielen. — — — Ihr aber, die ihr jene Altersstufe bereits überschritten habt, möget es als Gewinn betrachten, daß ihr den größten Theil eures Lebens glücklich hingebracht, und im Gedanken, daß der Rest kurz sein werde und im Ruhm eurer Gefallenen Erleichterung finden. Denn die Ehrliebe allein altert nie, und bei der Unthätigkeit des hohen Alters ist es nicht Geldgewinn, wie Einige behaupten, sondern die Ehre, was den meisten Reiz und die größte Befriedigung gewährt. Für euch aber, die ihr als Söhne oder Brüder der Hingeschiedenen zugegen seid, sehe ich einen großen Wettkampf eröffnet, denn Jedermann ist gewohnt, den, der nicht mehr ist, zu loben; und kaum werdet ihr wohl bei so hervorragenden Tugenden es erreichen, eine Stufe geringer als sie, geschweige denn ihnen gleichgeachtet zu werden. Denn wer unter den Lebenden dem gleichen Ziele zustrebt, wird beneidet, wer aber nicht mehr im Wege steht, wird mit unbestrittenem Wohlwollen geehrt. — Soll ich nun auch der weiblichen Tugend derer gedenken, die jetzt im Wittwenstande leben, so will ich in kurze Worte der Ermunterung alles zusammenfassen. Zu großer Ehre wird es euch gereichen, wenn ihr den eurem Geschlechte gebürenden Charakter nicht verläugnet, und wenn so wenig als möglich, weder im Lob noch Tadel, unter Männern euer gedacht wird."

„So habe ich denn, was ich der Sitte gemäß für dienlich erachtete, in meiner Rede vorgetragen, und durch die That ist den Bestatteten schon ihre Ehre geworden; und von nun an wird der Staat ihrer Kinder Erziehung bis zu den Jahren der Mannbarkeit besorgen, und so diesen Todten wie ihren Hinterbliebenen, für ihre Kämpfe einen nützlichen Siegeskranz reichen: denn wo der Tugend die größten Belohnungen bestimmt sind, da leben im Staate auch die treff-



lichsten Männer. Und jetzt, nachdem jeder die Klage über seine Angehörigen vollendet, begebt euch nach Hause."

§ 60.

Pest in Athen.

(430 v. Chr.)

Der Winter verging in Ruhe. Man benutzte ihn auf beiden Seiten zu neuen Rüstungen, und den Athenern gelang es, mit dem thrazischen Könige Sitalkes und dem macedonischen Perdiccas ein Bündniß zu schließen. Aber mit dem neuen Frühlinge erschien Archidamus wieder, und überzog die attische Landschaft mit neuer Verheerung. Diesmal trat ein grausamerer Feind mit ihm in Bund, ein ansteckendes Fieber, das von den Inseln herüber nach Athen kam, und eine fürchterliche Niederlage unter den in der Hitze des Sommers so enge zusammengedrängten Bewohnern anrichtete. Den Kranken wurden Augen, Zunge und Schlund feuerroth entzündet; ein brennender Durst trieb die Armen an die öffentlichen Brunnen, wo man jeden Morgen viele todt liegen sah. Geschwüre in den Eingeweiden und auf der Haut vermehrten den Schmerz, und eine entnervende Muthlosigkeit erschwerte das Leiden. Bei denen aber, welche die Seuche noch nicht ergriffen hatte, bewirkte der Anblick des nahen unvermeidlichen Elends eine gräßliche Raserei und die Auflösung aller Grundsätze der Religion und Sittlichkeit. In dieser Schreckenszeit, wo jeder seinen Tod vor Augen sah, schwiegen Gesetze und Polizei, die Gerichtshöfe wurden geschlossen, niemand befahl, niemand gehorchte mehr. Die Furcht vor Göttern und Menschen war erloschen, man glaubte und hoffte nichts mehr, denn man verzweifelte. Die Häuser glichen Lazarethen; es war keine Familie, die nicht theuere Leichen zu bestatten gehabt hätte.

Perikles blieb unterdessen seiner alten Weise treu, und plünderte die Küstenländer des Peloponneses aus. Die Spartaner konnten auch die hohen Mauern Athens nicht erklettern, ja die Athener warfen ihnen manche Leiche, die durch Pest entseelt war, über die Mauern ins Lager. Davor grauete den Spartanern, und schon nach 40 Tagen zogen sie wieder ab.

Die athenischen Bürger konnten also mit dem Kriegsglücke wohl zufrieden sein. Sie bereicherten sich jedes Jahr durch Raub, und wer im Felde nichts erbeutet hatte, bekam doch zu Hause ein Geschenk aus der Staatskasse. Aber die unbequeme Wohnung in der Stadt! So vaterlandsliebend waren auch im Alterthume wenige Republikaner, daß sie dem Ganzen zum Nutzen eine Unbequemlichkeit für ihre Person lange ruhig ertragen hätten. Und hätten sich auch die Männer geduldet, wie konnte man das Schreien der Weiber hemmen, die sich hier auf Jahre an einem verpesteten Orte im Tempel oder gar zwischen offenen Straßenmauern beherbergt sahen, sich in engen Winkeln kümmerlich behelfen mußten, und an ihre gesunden zertrümmerten Wohnungen auf dem Lande zurückdachten! Man darf sich also nicht wundern, daß die Partei, die dem Perikles längst nicht wohl gewollt hatte, jetzt mit leichter Mühe allgemeinen Anhang fand, da sie ihn als den Urheber alles Elends verschrie.

Erst murrte man über denselben im Stillen, endlich griff man seine Freunde an. Einer verklagte Aspasia auf Leben und Tod, weil sie die Weiber Athens zu schlechten Sitten verführe. Diese Aspasia war eigentlich ein leichtfertiges, aber kluges und für die damalige Zeit gebildetes Weib aus Milet, jetzt des Perikles Gemahlinn, ein Umstand, der den Feinden des ausgezeichneten Mannes vielfache Gelegenheit gab, seinen sittlichen Charakter zu verlästern. Perikles konnte sie nicht anders, als durch eine rührende Rede retten, bei welcher er die dringendsten Bitten, ja sogar die Thränen nicht sparte. Dann kam der große Phidias an die Reihe: der unschuldige Künstler mußte es büßen, daß er ein Freund des Perikles war. Man klagte ihn an, als habe er von dem berechneten Golde an der Statue der Athene etwas unterschlagen. Weislich hatte er auf Perikles Rath alles Gold an der Bildsäule so angebracht, daß es wieder abgenommen werden konnte. Es ward nachgewogen, und seine Unschuld offenbarte sich. Aber das befreite ihn doch nicht aus dem Gefängnisse. Man machte ihn noch zum Vorwurfe, daß er auf dem Schilde der Göttinn sich und den Perikles mit abgebildet hätte, diesen im Gefechte mit einer Amazone, sich selbst als kahlköpfigen Alten mit einem aufgehobenen Qua-



dersteine. Dieser leicht verzeihliche Einfall brachte ihm nun die Verbannung zu Wege, in welcher er, trauernd über den Undank seiner Mitbürger starb.

Auch Anaxagoras, ein Lehrer der Weisheit, erfuhr diesen Undank in hohem Grade. Alt, krank und abgezehrt schmachtete er zuletzt auf dürftigem Lager, von allen seinen Freunden verlassen. Da setzte ein Feind des Perikles einen Beschluß durch, daß alle diejenigen angezeigt werden sollten, die etwas in dem alten Religionsglauben änderten, und Himmelserscheinungen natürlich erklärten. Das galt dem Anaxagoras. Sogleich machte sich Perikles auf, der wegen seiner vielen Geschäfte lange nicht an seinen alten Lehrer gedacht hatte. Er fand ihn im kläglichsten Zustande. Er erzählte demselben, was vorgefallen wäre, und bot ihm seine Hülfe zur Flucht an. Aber der alte Mann war entschlossen, Hungers zu sterben. Perikles beschwur den Weisen, sein theures Leben zu erhalten, und ihn selbst nicht eines väterlichen Freundes zu berauben, dessen Rath er immer so gern benutzt hätte. Bei diesen Worten deckte der Kranke sein hageres Gesicht auf, und sagte: „O Perikles, wer eine Lampe braucht, gießt auch Oel auf sie.“ Der Schüler fühlte den Vorwurf, und wird seine Nachlässigkeit gewiß wieder gut gemacht haben. Das wissen wir wenigstens, daß er ihm glücklich aus der Stadt half, und daß der Weise, wie der Bildner, in der Verbannung starb.

Endlich wagten sich die Ankläger an den Perikles selbst. In einem neuen Beschlusse ward festgesetzt, daß ein Ausschuß von 1500 Richtern dessen Staatsverwaltung untersuchen, und seine Ausgaben nachrechnen sollte, wobei es jedem Bürger erlaubt wurde, allerlei Klagen über Entwendungen oder Bestechungen wider ihn anzubringen. Sein eigener Sohn, den er im Taschengelde etwas kurz gehalten, hetzte da schändlich das Volk gegen den Vater auf, und verbreitete nichtswürdige Gerüchte von ihm, bis Perikles durch eine allgemeine ungestüme Forderung des Volkes abgesetzt, ja noch überdies zu einer Geldstrafe von 15 Talenten verurtheilt wurde. Die Machthaber, die nun in seine Stelle traten, glaubten beim Volke sich beliebter zu machen, wenn sie Gesandte nach Sparta schickten, um dort Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber dies feige Beginnen ward mit gerechter Krän-

kung bestraft. Die Spartaner nahmen einen Ton an, der die übermüthigste Schadenfreude verkündigte, und es blieb beim Kriege.

Den Perikles hatte noch viel anderes Unglück in diesem Jahre betroffen. Die Pest raffte ihm seine besten Freunde hin, und verödete sein Haus. Alle seine Kinder, auch jener ungerathene Sohn, starben an der Pest. Männlich bot er alles auf, was die Weisheit Beruhigendes sagen kann, und so gab er auch im Unglück ein schönes Beispiel von Geduld und Seelenstärke. Nur da er auch seinem letzten und geliebtesten Sohne, Paralus, nach griechischer Sitte den Todtenkranz aufsetzte, überwältigte ihn einen Augenblick das stärkere Gefühl, daß heiße Thränen den männlichen Augen entstürzten.

Die neuen Geschäftsführer und Feldherren hatten in der gegenwärtigen verwickelten Lage der Angelegenheiten nichts besser, vieles schlimmer gemacht. Mit lauter Stimme rief das Volk daher nach wenigen Monaten den verstoßenen Perikles wieder auf den Rednerstuhl zurück, und so nahm er denn nach einigem Sträuben seine vorige Stelle als oberster Führer im Kriege und Frieden wieder ein.

Hatten die Athener durch ihr Friedensgesuch sich beschimpft, so begingen die Spartaner jetzt eine noch weit niederträchtigere Handlung. Sie schickten eine Gesandtschaft, aus 3 Spartanern, 1 Korinther, 1 Tegeaten und 1 Argiver bestehend, nach — Persien, um diesen Nationalfeind, auf dessen Vernichtung ihr Leonidas seinen höchsten Ruhm gegründet hatte, jetzt um Hülfe gegen ihre eigenen Landesleute, gegen die Athener, anzuflehen. Aber diese erfuhren es, ließen den Gesandten nachsetzen, sie nach Athen bringen, und ohne alle weiteres Verhör hinrichten. Dadurch vergalten sie Gleiches mit Gleichem: denn die Lacedämonier hatten, vom Anfange des Krieges an, alle gefangenen Athener und athenischen Bundesgenossen und neutralen Griechen ohne weiters niedergemacht.

Im Anfange des dritten Jahres ward endlich Potidäa, dessen belagerte Bewohner schon Menschenfleisch gegessen hatten, von den Athenern durch Vertrag genommen. Dies war die letzte Begebenheit des peloponnesischen Krieges, die Perikles erlebte. Die Pest raffte auch ihn dahin. Als er röchelnd in den letzten Zügen lag, und seine Freunde traurig um sein Lager saßen, erinnerten sie einander in wehmüthi-



gen Gesprächen an die vielen Verdienste dieses einst so thätigen Mannes: jeder rühmte etwas von ihm, seine Schlachten und seine neun Trophäen wurden nicht vergessen, denn neun Siege hatte er als Anführer gewonnen. Da richtete sich der Sterbende plötzlich auf, zum Schrecken aller: denn sie hatten geglaubt, er höre längst nicht mehr. „Freunde! — sagte er leise — ihr vergesset das Beste: es hat durch meine Schuld kein Bürger je die Trauer angelegt.“ Perikles war ein Demagog und Demokrat im bessern Sinne des Wortes, er schmeichelte dem Volke nicht, war aber redlich auf dessen Wohl bedacht, das Uebel einer entarteten Volksherrschaft wußte er durch Weisheit und Kraft weniger schädlich zu machen. Er förderte außer Kunst und Wissenschaft auch Handel und Seewesen, und schmälerte durch letztere das Ansehen des alten Adels. Er führte für die ärmeren Bürger den Richtersold, das Theatergeld und die Volksversammlungsdiäten ein, um sie für Versäumniß an Arbeit und Zeit zu entschädigen. Das hatte die Folge, daß die Staatskasse zu sehr in Anspruch genommen wurde, und die geringern Bürger dem Müßiggange und den hieraus hervorgehenden Lastern sich ergaben. Die von ihm gegen die Bundesgenossen ausgeübte Willkür erregte Abneigung und Haß. Aber diese Uebelstände traten noch weniger unter Perikles hervor, und darin zeigt sich seine Größe.

§ 61.

Verlauf des Krieges.

Nach Perikles Tode richteten die bessern Bürger Athens ihre Augen vorzüglich auf Nicias, einen Mann von großen Verdiensten und gemäßigter Denkart, der aber in einer so wilden Volksversammlung, wie die atheniſche, viel zu blöde war. Ein Mensch von ungeschliffenen Sitten, eines Gerbers Sohn, Namens Cleon, der mit Geld prahlen, und gut schreien konnte, richtete durch seine Unverschämtheit mehr in der Volksversammlung aus, als alle die unendlich würdigern Männer, denen bloß der kühne Unternehmungsgeist fehlte. Cleon, um ganz und lange der Mann des Volkes zu sein, schmeichelte den Athenern unaufhörlich mit Vorspiegelungen, was sie dem Andenken ihrer Vorfahren und der Ehre ihres Namens schuldig wären, was sie schon ge-

than hätten, und was sie noch thun könnten. Und da man sich jetzt an die Verwüstung des Landes und an die enge Einkerkerung in der Stadt gewöhnt hatte, und der Vortheil des Krieges bisher noch immer auf athenischer Seite gewesen war, so wuchs die Kriegeslust dergestalt, daß man von einem Frieden nichts wissen wollte. So wurde denn der Krieg von beiden Seiten mit immer größerer Erbitterung fortgesetzt, und dies zog mancher vormals blühenden Stadt ihren Untergang zu.

Dies war unter andern das Schicksal der Stadt Platäa, einer der ersten Städte Griechenlands, deren Bewohner sich in den Perserkriegen durch ihre Tapferkeit die größten Verdienste um Griechenland, selbst um Lacedämon, erworben hatten. Diese kleine Republik wurde jetzt, als ein alter Bundesgenosse Athens, von dem Spartaner Archidamus mit dem gänzlichen Untergange bedrohet. Nur dann wollte man der Stadt schonen, wenn sie Athen seinem Schicksale überlassen, und während des Krieges neutral bleiben würde. Allein die Platäer erklärten, daß sie sich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt begraben lassen, als an ihren Bundesgenossen verrätherisch handeln wollten. Die heldenmüthigen Bürger wehrten auch wirklich anderthalb Jahr lang jeden Sturm ab, und als endlich Mangel an Lebensmitteln einriß, schlugen sich 212 der Tapfersten in einer finstern Nacht durch den Feind, und kamen durch einen Umweg glücklich in Athen an. Der Rest blieb standhaft bis in den dritten Sommer, und auch jetzt machten, wie groß auch der Mangel war, nicht die Belagerten, sondern die Belagerer den ersten Vorschlag zu einer Uebergabe durch Vertrag. Die Spartaner versprachen den Platäern, wenn sie sich freiwillig ergeben wollten, blos die Schuldigen zu bestrafen, und auch diese nicht ohne vorhergegangene Untersuchung. Darauf ergaben sie sich. Aber wie erstaunten sie, als die spartanischen Bevollmächtigten sie blos fragten, ob sie während der Belagerung den Lacedämoniern oder den Athenern einen Dienst erwiesen hätten! Vergebens stellten sie das Unsinnige dieser Frage vor, da die Schuld doch bloß in der früheren Verbündung mit Athen liegen könne: sie wurden ohne Umstände bei Seite geführt, und sämmtlich niedergehauen. Es

waren 200 Platäer und 25 Athener. Die Weiber wurden in die Sclaverei verkauft, die Stadt und ihr Gebiet ward den Thebanern übergeben. Diese machten alle Häuser, mit Ausschluß der Tempel, dem Erdboden gleich, und vertilgten so auf immer von der Erde den Wohnsitz der heldenmüthigsten Männer, aus alter Rachsucht, weil Platäa ehemals von Theben abgefallen war.

Dasselbe Schicksal hätte beinahe zu gleicher Zeit die Stadt Mitylene auf der Insel Lesbos getroffen, die vom Bunde der Athener abgegangen war, und sich auf die Seite der Lacedämonier geschlagen hatte. Aufgebracht über diese Treulosigkeit, sammelte Athen seine noch übrigen Kräfte, rüstete eine Flotte aus, belagerte die Stadt, und brachte es bald dahin, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Als in Athen die Nachricht von der Uebergabe ankam, benutzte Cleon den Unwillen der athenischen Bürger, und erwirkte den Beschluß, daß alle waffenfähigen Bürger von Mitylene zum Tode, ihre Weiber und Kinder zur Sclaverei verdammt sein sollten. Sogleich lief die Galeere aus, die dieses Bluturtheil dort vollziehen sollte. Aber am andern Morgen erwachte in dem Herzen mehrerer athenischen Bürger wieder das Gefühl der Menschlichkeit: man dachte sich das Unglück, in welches die Heftigkeit der Leidenschaft am vorigen Tage die armen Bürger von Mitylene stürzen würde, jetzt mit Widerwillen und Abscheu. Die Gesandten dieser Stadt benutzten die veränderte Gemüthsstimmung der Athener: es wurde gleich eine neue Volksversammlung veranstaltet, und so heftig auch der Gerber Cleon für den vorhin gefaßten Beschluß schrie, so gelang es gleichwohl dem menschlicheren Redner Diodotus, das Volk für die Erhaltung der Mitylenier zu gewinnen. Man widerrief den unmenschlichen Beschluß, wählte eine der schnellsten Galeeren im Hafen, rüstete sie mit der nöthigen Mannschaft, und versprach dem Schiffvolke reichliche Belohnung, wenn es die mit dem Todesurtheile fortgeschickte Galeere noch einholen würde. Wirklich zeigten sich diese Ruderer als Helden der Menschlichkeit. Tag und Nacht behielten sie die Ruder in den Händen, und legten sie auch, wenn sie aßen, nicht fort, sondern arbeiteten fast über ihre Kräfte, um jenem Schiffe beizu-

kommen. Aber dieses hatte 24 Stunden voraus, und lief daher noch einige Stunden früher in den Hafen von Mitylene ein. Schon hatte man dort die unglücklichen Bürger auf dem Markte versammelt, und die bewaffneten Athener hatten einen Kreis um sie geschlossen. Jetzt wurde ihnen das Todesurtheil vorgelesen. Die schauderhafte Stille, die durch den allgemeinen Schrecken und durch die Todesangst einige Augenblicke in der Versammlung herrschte, wurde bald durch das Angstgeschrei der Weiber und Kinder unterbrochen. Schon wurde das Zeichen zur Vollziehung des schrecklichen Urtheils gegeben, schon beugten mehrere Bürger ihr Haupt, um den Todesstreich zu empfangen — als sich auf der Höhe von Mitylene das atheniſche Schiff sehen ließ, das die weiße Flagge, das Zeichen der Gnade, aufgesteckt hatte. Sogleich wurde auf Befehl des menschenfreundlichen Anführers mit Vollstreckung des Gerichts gewartet. Alles war in freudiger Erwartung, und bald wogte von fern her das hochaufjauchzende Volk, das zum Hafen gelaufen war, und begleitete dic Schiffer und die neuen Gesandten Athens zum Richtplatze. Jetzt wurde der Begnadigungsbeschluß abgelesen, und nun lösete sich der vorige Jammer in allgemeines Freudengeschrei auf. Die Väter umarmten ihre Söhne, die Weiber schlossen ihre wiedergeschenkten Männer und Kinder in die Arme, und stürzten voll heißen Dankes zu den Füßen der Sieger nieder, die bei diesem Schauspiel selbst die freudigste Rührung empfanden, und diesen Tag der Errettung mit ihren neuen Bundesgenossen in Fröhlichkeit begingen. Ein herzerhebender Auftritt in einem Kriege, der des Schrecklichen so viel bietet! Nie wird man es bereuen, menschlich, wohl aber, grausam gehandelt zu haben. Gibt es auch eine Nachsicht, die an Schwäche und Verbrechen gränzt, so findet sich auch eine Strenge, welche gegen Liebe, Gerechtigkeit und Menschlichkeit streitet.

Nachdem der Krieg endlich bereits 9 Jahre gedauert, und die kriegführenden Mächte ziemlich erschöpft hatte, wünschte man den Frieden; und allem Anscheine nach wäre er schon einige Jahre früher geschlossen worden, hätten ihn nicht ein paar Volksführer aus selbstsüchtigen Rücksichten aufgehalten — von Seiten der Spartaner Brasidas, ein

junger Held, der seine kriegerische Laufbahn zu verlängern suchte, und von Seiten der Athener der ehrgeizige Cleon. Beider Tod hob endlich dies Hinderniß, und so ward 422 v. Chr. Friede, im 10. Jahre des Krieges, und alles wieder auf den Fuß, wie vor dem Kriege, gesetzt.

So sehr aber die beiden anführenden Staaten den Frieden gewünscht hatten, so sehr zauderten sie jetzt, die Bedingungen desselben zu erfüllen. Weder Sparta, noch Athen räumte die gegenseitig weggenommenen Städte. Ohne sich wieder den Krieg erklärt zu haben, waren sie doch wie im Krieg, ohne Zutrauen, ohne Freundschaft, in jedem Augenblicke nur bereit, einander Schaden zuzufügen. Ein solcher Friede mußte von kurzer Dauer sein.

§ 62.

Alcibiades.

Weder Spartaner, noch Athener besaßen jetzt noch etwas von ihrem alten Ruhme. Nur einzelne Männer, die sich still zurückzogen, ehrten noch Weisheit und Tugend, und wo ein großer Geist einmal Eingang beim Volke bekam, da ward er vom Ehrsuchtsschwindel hingerissen, oder gängelte das Volk zu seinem Vortheile, oder verderbte durch seine Sittenlosigkeit mehr, als er durch seinen Verstand gut machen konnte.

Ein solcher Mann war Alcibiades, der in der zweiten Hälfte des peloponnesischen Krieges seine Rolle spielte, und ohne seinen Leichtsinn ein Perikles, wo nicht ein Cimon hätte werden können. Er stammte aus einem der reichsten und vornehmsten Häuser in Athen; eine spartanische Amme und eine gymnastische Erziehung erhöheten die natürliche Kraft seiner Gesundheit so sehr, daß er weder durch die stärksten Anstrengungen, noch durch die weichlichste Lebensart angegriffen und entnervt werden konnte. Der reizendste Körperwuchs, die größte Schönheit des Gesichts, ein hinreißender Schmeichelton der Stimme, ein edler Anstand und eine Ueberlegenheit des Geistes, die jeden andern neben sich verdunkelte, dies alles machte, daß er schon als Knabe der Liebling Aller war. Ehrgeiz und Herrschsucht erwachten schon früh in seiner Brust. Als Knabe rang er einst mit einem stärkern Knaben, und war nahe daran, zur Erde ge-

worfen zu werden. Dies zu vermeiden, biß er seinen Gegner in die Hand, worauf dieser ihn los ließ, und sagte: „Geh, du beißest ja, wie ein Weib!" „Nein, wie ein Löwe," erwiderte Alcibiades.

Ein anderes mal spielte er mitten auf der Straße mit seinen Kameraden ein Würfelspiel. Die Würfel lagen, nur sein Wurf fehlte noch. Da kam ihm recht zur Unzeit ein Fuhrmann die Straße heraufgefahren. „Wart ein wenig!" schrie ihm der Knabe zu. Doch der Fuhrmann kehrte sich nicht daran, und fuhr weiter. Die andern Spieler liefen an die Seite. Schnell warf sich Alcibiades vor die Pferde quer hin, und zwang auf diese Art den Mann zum Halten. Dann sprang er wieder auf, that ruhig seinen Wurf, und nun erst durfte der Wagen vorüberfahren.

Seinen Lehrern war er sehr ergeben, und lernte alles mit der lebhaftesten Wißbegierde. Nur die Flöte wollte er nicht lernen: er meinte, sie entstelle das Gesicht, auch könnte man dabei nicht sprechen oder singen, wie bei Saiteninstrumenten. „Die Kinder der Thebaner," pflegte er zu sagen, „die nicht reden können, mögen die Flöte blasen." Er selbst verwandte allen Fleiß auf die Beredsamkeit, und hat in der Folge Ausgezeichnetes mit dieser Kunst geleistet.

Als er zum Jünglinge heranwuchs, lud man ihn wegen seiner seltenen Liebenswürdigkeit in alle Häuser ein. Er kam, ging wieder weg, und hielt an keinem Orte lange aus. Eine Zeitlang ergötzten ihn wohl die unaufhörlichen Schmeicheleien, die ihm selbst die vornehmsten Männer zollten, aber zuletzt wurden ihm auch die vornehmen Männer verächtlich. Einem einzigen Manne gelang es, ihm dauernde und innige Achtung einzuflößen, dem weisen Sokrates. Dieser vortreffliche Lehrer gewann durch seine Würde, durch seinen Eifer für Wahrheit und Tugend und durch seine uneigennützige Bemühung für die Bildung des schönen Jünglings eine solche Gewalt über ihn, daß der Schüler oft an des Lehrers Halse weinte, wenn dessen Warnungen über seine Eitelkeit und seinen Leichtsinn sein Herz getroffen und innig bewegt hatten. O wie lebhaft fühlte da der Jüngling die Erhabenheit eines rechtschaffenen und weisen Mannes über tausende der gewöhnlichen Menschen, und mit wie weit



reinerer Wonne kehrte er von der Unterhaltung dieses ausgezeichneten Lehrers nach Hause zurück, als aus den lustigsten Gesellschaften der Reichen und der Schmeichler!

Als der Krieg ausbrach, ging er mit Sokrates zu Felde, schlief mit ihm in einem Zelte, aß mit ihm, und focht an seiner Seite. So wetteiferten einmal in einem scharfen Gefechte bei Potidäa beide Freunde mit einander in der Tapferkeit. Alcibiades focht wie ein Löwe, aber er ward verwundet, und wäre ohne des Sokrates Beistand verloren gewesen. Aber dieser trat vor ihn, schützte ihn mit seinem Schilde, und hieb so herzhaft in die Feinde ein, daß alle Gegner wichen oder fielen. Nach der Schlacht, als nach griechischer Sitte die Tapfersten genannt werden sollten, und die Anführer geneigt waren, dem jungen Alcibiades wegen seines hohen Standes solche Ehre zu erweisen, war Sokrates einer der ersten, der es bezeugte, der Jüngling hätte diese Auszeichnung vorzüglich verdient. Man schenkte ihm darauf den Siegerkranz, auch eine Rüstung, und überging den ehrlichen Sokrates, der bescheiden genug war, sein eigenes Verdienst zu verschweigen. Nicht lange nachher vergalt der dankbare Schüler seinem Lehrer jene Wohlthat. In einem andern Treffen, bei dem Flecken Delium, wo die Athener eine schwere Niederlage erlitten, sah Alcibiades, der zu Pferde war, den Sokrates mit mehreren fliehen, von hitzigen Feinden verfolgt. Er sprengte hinter sie her, tödtete viele, zerstreute die übrigen, und rettete so dem Sokrates das Leben. Schönes Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler! Möchte alle Lehrer der Ernst und die Liebe eines Vaters, und alle Schüler die Hochachtung, Folgsamkeit und Dankbarkeit eines pflichtgetreuen Sohnes beseelen! Möchten alle Zöglinge nicht nur ihren Geist, sondern auch ihr Herz, ihren Willen, ihren Charakter und ihre Sitten vom trefflichen Erzieher bilden lassen! Leider können wir dieses nicht vom Alcibiades rühmen.

Ein zügelloser Uebermuth war ein Hauptzug in seinem Charakter. Einmal, da er noch zu Hause war, wünschte er einen Homer zu haben. Er ging deshalb zu einem Sprachlehrer, und bat ihn um diesen Dichter. Der Sprachlehrer sagte, er hätte keinen. Patsch! gab ihm Alcibiades eine Ohr-

feige, und ging davon. Er kam zu einem andern, der meinte, er besäße einen, den er selbst verbessert hätte. „Ei," sagte der Jüngling, „wenn du den Homer verbessern kannst, so wundert es mich, daß du es nicht weiter, als bis zum Sprachmeister gebracht hast."

Ein anderes mal wettete er in einer Gesellschaft von lustigen Brüdern, daß er dem alten Hipponikus, einem angesehenen und würdigen Manne, öffentlich eine Ohrfeige geben wollte. Er führte es richtig aus, und lief davon. Die Sache wurde schnell bekannt, ganz Athen sprach mit Unwillen davon, und Alcibiades, um seine Unart wieder gut zu machen, ging am andern Morgen nach Hipponikus Hause. Er pochte an, man ließ ihn ein. Gutmüthig bat er um Verzeihung, entblößte seinen Rücken, und erbot sich, so viele Geißelhiebe auszuhalten, als Hipponikus ihm aufzählen wollte, wobei die herzlichste Reue ihm aus den Augen zu leuchten schien. Der alte Mann verzieh ihm augenblicklich, und gewann nach wiederholten Besuchen den unwiderstehlichen Schmeichler so lieb, daß er ihm sogar seine Tochter Hipparete zur Frau gab. Aber für den Flattergeist schickte sich eine stille häusliche Gemahlinn nicht. Seine Unbeständigkeit kränkte das arme Weib so sehr, daß sie von ihm ging, und bei einem Archon auf gerichtliche Scheidung klagte. Eben kam Alcibiades über den Markt gegangen, als seine Frau vor dem Archon stand. Er trat hinzu, besah ihre Klagschrift, faßte, ohne ein Wort zu sagen, die Klägerinn um den Leib, und trug sie, zum Gelächter aller Zuschauer, über den Markt nach Hause.

Die Leute in Athen sprachen endlich über nichts, als über die Streiche, welche Alcibiades mache, und das freuete ihn eben. Er kaufte sich einen schönen Hund für den übertriebenen Preis von 70 Minen (1400 Rthlr.). Das gab wieder ein Gerede. Als einige sagten, der Hund sei fast schöner, als sein Herr, so hieb er ihm den Schwanz ab, und nun machte man wieder Bemerkungen. „Was du auch treibst!" bemerkte ein Freund gegen ihn, „alle Leute sprechen von dem Hundeschwanze." „Das wollt' ich eben," rief lachend Alcibiades.

Einmal ging er über den Markt, und fand dort einen

großen Zusammenlauf. Er fragte nach der Ursache; man sagte ihm, es wäre eben eine Geldvertheilung. Gleich schickte er nach Hause, und ließ auch Geld austheilen, wodurch der Lärm auf dem Markte noch größer wurde. Indem er so dastand, und recht herzlich über den Jubel des armen Pöbels lachte, der sich um das Geld schlug, flog ihm auf einmal eine Wachtel, die er unterwegs gekauft hatte, aus dem Mantel davon. Selbst das vermehrte den Lärm, denn er setzte eine Belohnung auf den Wiederfang. Ein Steuermann fing sie ihm wieder, und kam dafür in der Folge zu großen Ehren.

Als Alcibiades an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen anfing, that er es in äußerer Pracht allen Athenern zuvor. Er ging in einem kostbaren, purpurnen Schleppkleide einher, führte im Felde einen goldenen Schild, theilte mit unerhörter Freigebigkeit reiche Geschenke unter das Volk aus, und gab aus seinem Beutel öffentliche Schauspiele, in deren Pracht es ihm noch niemand gleich gethan hatte. Ein gewisser Taureas, der in diesem Punkte mit ihm wetteifern wollte, verdiente sich dadurch ein paar Ohrfeigen, mit denen Alcibiades, wie wir wissen, sehr freigebig war, ohne daß sich doch, wegen seiner Riesenstärke, jemand an ihm zu rächen wagte. Er schickte sieben schönbespannte Wagen zu den olympischen Spielen, welches vor ihm selbst noch kein König gethan hatte. Drei derselben erhielten den Preis, worüber er nicht wenig prunkte. Diese Eitelkeit wäre ihm noch zu verzeihen gewesen; aber daß er auch an Schwelgerei alle zu übertreffen suchte, ist schändlich und abscheulich. Bei den sittenlosen Athenern war das aber leider keine Schande mehr, und hinderte ihn nicht an der Erlangung der höchsten Ehrenstellen. Ueberhaupt war sein Charakter ein Gemisch von guten und schlechten Eigenschaften, wobei die letztern vorwiegten, und durch eine glänzende Hülle verdeckt, um so schädlicher wirkten; aber nie kann äußere Schönheit die innere ersetzen, und jene hat ohne diese keinen wahren Werth.

Sein erster politischer Versuch bestand darin, daß er im dritten Jahre nach dem geschlossenen Frieden die Städte Argos, Elis und Mantinea durch geschickte Unterhandlungen in den athenischen Bund verflocht, und dadurch den Spartanern selbst im Peloponnes großen Schaden that. Bald

wurde er zum Oberanführer der athenischen Republik erwählt, und voll Durst nach Kriegesruhm, brachte er nun eine große Unternehmung auf Sicilien in Vorschlag. Hier tyrannisirte das große und reiche Syrakus die übrigen sicilischen Städte gerade so, wie Athen seine sogenannten Bundesgenossen. Die Stadt Egesta bat die Athener um Beistand gegen ihre mächtige Nebenbuhlerinn. Was der bedächtige Nicias auch entgegenstellte, des Alcibiades Vorschlag ging durch, und es ward eine der glänzendsten Flotten ausgerüstet, die man bis dahin in Griechenland gesehen hatte. Die Anführer der Triremen legten zu der täglichen Löhnung, die jeder Matrose aus dem öffentlichen Schatze erhielt, noch ansehnliche Geschenke aus ihrer Tasche zu. Die Schwerbewaffneten, insgesammt ausgesuchte Leute, wetteiferten in der Schönheit der Bewaffnung, denn nach griechischer Sitte mußte jeder Soldat selbst für seine Rüstung sorgen. Ganz Athen sah der Einschiffung dieser trefflichen Mannschaft im Piräus zu. Nach vollbrachten feierlichen Opfern und Gebeten und Absingung des Päans (Kriegsgesanges) stach die Flotte in See. Die Anführer dieser Unternehmung waren Nicias, Alcibiades und Lamachus.

Ehe die Flotte absegelte, geschah in Athen eine auffallende Frevelthat. An einem Morgen fand man nämlich alle Hermen in den Straßen und auf den Plätzen verstümmelt, mit abgeschlagenen Köpfen. Dies machte die Bürger sehr unruhig. Einige vermutheten, die That rührte von boshaften Korinthern her, und wäre aus religiösem Aberglauben verübt; andere fürchteten eine geheime Verschwörung vieler Vornehmen in der Stadt zum Umsturze der Volksregierung; noch andere hielten es für muthwillige Streiche einer betrunkenen Gesellschaft von Nachtschwärmern, und da so etwas dem Alcibiades und seines Gleichen sehr ähnlich sah, so schöpfte man Verdacht wider ihn. Er that zwar darüber sehr entrüstet, und drang auf Untersuchung; da indessen die Flotte schon zur Abfahrt bereit lag, so wollte man den Oberanführer nicht aufhalten, und ließ ihn absegeln. Unterdessen traten die Ankläger in Athen wider ihn auf, und bewiesen sogar, daß er in jener Nacht wirklich ein Zechgelage in seinem Hause gehalten, bei welchem die Gäste im höchsten

Uebermuthe sogar die eleusinischen Geheimnisse der Demeter spöttisch nachgemacht, und so das Heiligste entweihet hätten: Alcibiades hätte den Oberpriester vorgestellt, ein anderer den Fackelträger, und die übrigen hätten andere Priesterrollen übernommen — so wäre das Heiligste von den Verwegenen als Gegenstand des Spottes behandelt. Solche Entweihungen feierlicher Handlungen verdienten nach athenischen Gesetzen den Tod. Das Volk gerieth bei diesen Klagen in eine fanatische Wuth. Man drang auf die Zurückberufung des gottlosen Alcibiades, und sandte ihm ein Schiff nach, als er eben in Sicilien erst anfangen wollte, etwas Großes zu vollbringen. Wohl bekannt mit dem Geiste des Pöbels, folgte er zwar gehorsam dem Heroldsschiffe, entsprang aber mit seinen Freunden an der italischen Küste. Als ihn jemand fragte, ob er denn seinem eigenen Vaterlande nicht traute, antwortete er: „O ja, in allen andern Dingen; doch wo es mein Leben gilt, selbst meiner Mutter nicht, denn sie könnte aus Versehen statt des weißen Steines einen schwarzen in die Urne werfen."

Bald darauf erfuhren die Athener, Alcibiades hätte sie verhöhnt, und wäre in Sparta. Man zog darauf seine Güter ein, errichtete ihm Schandsäulen, und alle Priester mußten einen schrecklichen Fluch über ihn aussprechen. Eine Priesterinn, Theano, lehnte allein den Befehl von sich ab, „denn," sprach sie, „ich bin eine Priesterinn zu segnen, nicht zu fluchen."

In kurzer Zeit war Alcibiades eben so sehr der Liebling der Spartaner, wie einst der Athener. Er schien jetzt ganz verändert, die rauhesten spartanischen Uebungen waren seine Lust; Ernst, Sparsamkeit und Nüchternheit herrschten in seinem ganzen Wesen. Er aß von der schwarzen Suppe, als wenn er nie besser gelebt hätte, mit der größten Lust, und seine Kleidung war so grob und einfach, als hätte er nie milesische Purpurmäntel gesehen. Im Herzen hatte er aber auch die Spartaner zum Besten. Indessen that er nun den Athenern doch großen Schaden: er gab den trägen und bedächtigen Spartanern Anschläge ein, die sein Vaterland an den Rand des Verderbens brachten. Er lehrte dieselben eine Flotte bauen, und unterrichtete sie im Seekriege, von dem sie früher wenig verstanden. Die Spartaner brach-

ten es im Seewesen bald so weit, daß sie einen trefflichen Admiral, Namens Gylippus, mit erlesener Mannschaft nach Sicilien sandten, dort die Athener zu bekriegen. Zugleich schickten sie ihren eigenen König, Agis mit Namen nach Decelea in Attika. Dieser Flecken, wenige Stunden, von Athen, ward unvermerkt so stark befestigt, daß eine spartanische Besatzung fast 9 Jahre ununterbrochen dort Athen beobachtet und vielfach geplagt hat.

Das spartanische Hülfsheer in Sicilien war dem Nicias ein Schrecken. Die Bürger von Syrakus, durch einen hohen Wall längs der Stadtmauer schon fast ein Jahr lang eingeschlossen, und durch innere Parteienzwiste geängstigt, dachten schon an die Uebergabe. Da flößte ihnen auf einmal die unerwartete Hülfe neuen Muth ein. Nicias sah sich jetzt viel zu schwach, und anstatt Syrakus erobern zu wollen, mußte er vielmehr darauf sinnen, wie er sich hinter seinen Wällen selbst vertheidigen könnte. In dieser Noth bat er die Athener um schleunige Unterstützung, und schickte bei dieser Gelegenheit den ersten schriftlichen Bericht, dessen die alte Kriegsgeschichte erwähnt, nach Hause. Hierauf wurde der Anführer Demosthenes mit einer zweiten Flotte abgesandt, die der ersten an Zahl und Tüchtigkeit der Mannschaft wenig wich. Aber doch wurden die Athener geschlagen zu Wasser und zu Lande, sie litten Hunger und Durst, die Sikuler gaben ihnen nichts, Krankheiten rissen ein, fast alle Sclaven entliefen, und die Soldaten mußten nun außer der schweren Rüstung noch ihr Gepäck tragen. Ueber die Hälfte der Schiffe war schon genommen, die übrigen wollte man nördlich hinaufziehen, und selbst zu Lande folgen. Es ward demnach in einer Nacht aufgebrochen. Allein in der Dunkelheit trennte sich Demosthenes von Nicias, und gerieth auf einen ihm unbekannten Weg, auf dem er mit 6000 Mann dem Feinde in die Hände fiel. Nicias versuchte sich durchzuschlagen, mußte sich aber endlich gleichfalls dem Gylippus ergeben. So kam von den beiden größten Flotten, die Athen jemals ausgesandt hatte, nicht Ein Mann, noch weniger Ein Schiff zurück. Durch einen Volksbeschluß der aufgebrachten Syrakuser wurden die beiden Anführer Nicias und Demosthenes zum Tode verurtheilt, die übrigen Gefan-

genen aber mußten erst zwei Monate unter freiem Himmel in einem großen Steinbruche jämmerlich schmachten, und wurden dann sämmtlich als Sclaven verkauft. Dem Spartaner Gylippus machte es Ehre, daß er ihnen ein besseres Urtheil zu erwirken versucht hatte.

Die Athener hörten von diesem harten Schlage erst nur ein verworrenes Gerücht, aber niemand wollte es glauben, bis endlich einige mühsam entronnene Sclaven die schreckliche Bestätigung brachten. Verzweiflung ergriff jetzt das ganze Volk. Woher wollte man ein zweites Heer, wie dieses, nehmen? Die Flotte war vernichtet. Womit wollte man noch die Herrschaft über die Inseln und Küsten behaupten? Zum Unglück unterrichtete Alcibiades die Spartaner noch im Schiffbau, und machte selbst die Insel Chios, die 60 Kriegsschiffe besaß, und das reiche Milet vom athenischen Bunde abwendig. Die mächtige Insel Lesbos und Euböa, die Kornkammer von Attika, wollten freiwillig in den peloponnesischen Bund aufgenommen werden. Pharnabazus und Tissaphernes, zwei persische Satrapen, jener von Bithynien, dieser von Karien, waren gleichfalls geschäftig, die griechischen Städte an der jonischen Küste, größtentheils den Athenern zinsbar, wieder unter die persische Herrschaft zu bringen, und schlossen sich zu dem Ende an die Peloponnesier an, gaben sogar den Spartanern Geld zur fernern Bezwingung der Athener, und die Spartaner schlossen dafür ein Bündniß mit Tissaphernes, in welchem sie dem Perserkönige den ganzen griechischen Boden, so weit er ihn ehemals besessen hatte, also auch Athen, zugestanden. Die Seele aller dieser spartanischen Umtriebe war Alcibiades. Aber eben dieses erregte bald den Neid der spartanischen Feldherren. Ueberall hieß es: Ein Athener lehrt Sparta siegen! Er war eben siegreich in Jonien, als ein heimlicher Befehl aus Sparta in seinem Heere ankam, ihn aus dem Wege zu räumen. Noch eben zur rechten Zeit entdeckte seine Schlauheit den Anschlag, und ehe sichs die Soldaten versahen, war Alcibiades weit weg von ihnen, und saß in guter Ruhe bei dem — persischen Satrapen Tissaphernes. Auch diesen umstrickte er in wenig Tagen mit seinen Schmeichelkünsten dergestalt, daß er an dessen Hofe die erste Person ward. Ihm,

der alle Gestalten annehmen konnte, war es ein Leichtes, in Pracht und Ueppigkeit mit den sinnlichen Persern zu wetteifern, und wie er in Sparta ein Spartaner geschienen hatte, so glaubte man in Asien einen gebornen Perser in ihm zu sehen. Der persische Hof hatte bisher die Spartaner unterstützt, und Tissaphernes war eben Willens, eine Flotte zu denselben stoßen zu lassen, um die Athener von Samos, welches sie gerade belagerten, zu vertreiben. Alcibiades gab ihm den schlauen Rath, weder den einen, noch den andern Theil der Griechen zu unterstützen, damit sie sich beide selbst aufrieben, und hernach den Persern eine desto leichtere Beute würden. Tissaphernes bewunderte den Verstand des Fremden, und irrte sich doch in ihm; denn es war dem Verschmitzten auch mit Persien kein Ernst, er wollte es jetzt wieder einmal mit den Athenern versuchen. Hatte er sich ja durch seine Umtriebe nur rächen und unentbehrlich machen wollen.

Er sandte daher heimlich Botschaft nach Samos, er wolle seinen Landesleuten den Beistand des Tissaphernes verschaffen, und den Spartanern aus allen Kräften entgegenarbeiten. Das war den Athenern ein erwünschter Antrag. Denn in Athen waren eben wichtige Ereignisse vorgefallen. Der Redner Pisander hatte dem Volke nichts Geringeres, als den Sturz der bisherigen Regierung und die Einführung einer Oligarchie vorgeschlagen: auf diese Weise hoffte man am ersten von den aristokratischen Spartanern den Frieden zu erlangen. Auch viele parteilose und wohlwollende Bürger waren für diese Veränderung in der Verfassung, denn sie hatten bereits genug erfahren, welche traurige Folgen die Selbstregierung des unkundigen, leidenschaftlichen, so leicht mißbrauchten und eigennützigen Volkes nach sich zöge. So urtheilt selbst Sokrates bei Plato: „Wenn über das Bauwesen der Stadt berathschlagt wird, frägt man den Baumeister; wenn übers Schiffwesen, den Schiffbauer; wenn aber über Anordnungen im Staate, so räth Jeder, der Schmidt, Schuster, Krämer, Schiffsherr, der Reiche und der Arme.“

Die ausübende Gewalt sollte nach dem neuen Plane einem Senate von 400 Bürgern übertragen werden, an de-

ren Spitze 5 Vorsitzende ständen; nur für den Nothfall sollten 5000 auserlesene Bürger die letzte Instanz ausmachen. Man schritt sogleich zur Wahl der Senatoren. Eine Anzahl zuverlässiger Bürger besetzte unvermuthet die wichtigsten Plätze der Stadt. Hierauf begaben sich die neuen Senatoren, heimlich mit Dolchen bewaffnet, und von 120 Jünglingen begleitet, in das Prytaneum, zahlten dem Rath der Fünfhundert ihre rückständige Besoldung, und ersuchten sie, ruhig nach Hause zu gehen. Dies geschah, und alles ging ohne Blutvergießen ab. Die Vierhundert wählten hierauf Vorsitzende aus ihrer Mitte, und begannen ihre Geschäfte mit den üblichen Gebeten und Opfern. Einzelne Widerspenstige, von denen eine Aufwiegelung zu fürchten war, wurden durch heimlich ausgesandte Meuchelmörder aus dem Wege geräumt. Allein eine Schwierigkeit hatten die Oligarchen übersehen — das Hauptheer der Athener, das damals in Samos lag, und aus gemeinen Bürgern, also aus dem Kern der Demokraten bestand. Diese wurden durch die Nachricht von der neuen Verfassung so aufgebracht, daß sie sich für den athenischen Staat erklärten, und schwuren, die Vierhundert als ihre Feinde zu betrachten. Sie setzten demnach gleich ihre beiden Anführer ab, ernannten an deren Stelle zwei begeisterte Freunde der Volksherrschaft, Thrasybulus und Thrasyllus, und machten Anstalt, eine neue athenische Regierung in Samos zu errichten. Dann hätte man zwei Athen gehabt, und der Bürgerkrig wäre unvermeidlich gewesen. Aber der bescheidene Thrasybulus trat hier vor den Riß. Dieser wackere Mann stellte dem Heere vor, daß man erst nichts besseres thun könnte, als den Alcibiades zurückzurufen, und ihm den unbeschränkten Oberbefehl der Flotte zu übertragen. Die Bürger genehmigten es, und freueten sich kindisch, daß Alcibiades wirklich so gut sein wollte, wiederzukommen. Thrasybulus setzte also selbst nach Asien über, und kam mit ihm zurück. Alle waren froh, zu einem Nachspiele nach Athen geführt zu werden. Allein Alcibiades wollte recht glorreich in Athen einziehen, und darum erst einige glänzende Thaten verrichten. Er stellte also vor, wie nöthig es sei, die feindliche Flotte zu hüten, die noch immer unthätig im Hafen von Milet lag. Er selbst reisete wieder zum Tissapher-

nes zurück, jetzt als athenischer Oberanführer, um von ihm etwas zum Besten seiner Landsleute zu bewirken, Geld oder Schiffe oder wenigstens Neutralität.

Noch ehe er wieder kam, lief den Athenern ein Glück entgegen. Die peloponnesische Flotte unter dem Spartaner Mindarus verließ ihren so lange gehüteten Schlupfwinkel bei Milet, um nach dem Hellespont hinaufzusteuern, als Thrasybulus ihr von Samos aus nachsetzte, sie bei Abydus einholte, mit seinen 68 Triremen ihre 86 schlug, und 21 derselben eroberte. Alcibiades hatte indessen 18 Schiffe zusammen gebracht, mit denen er erst an der karischen Küste Schatzungen eintrieb, und dann zu der Flotte im Hellespont stieß. Hier kam er Abends an, und sah schon von fern hin und her schwebende Masten. Die Spartaner haben aber nun die schwächern Athener angegriffen, überwältigt, und wollen eben mit vielen erbeuteten Schiffen einem Hafen zueilen. Sogleich steckt Alcibiades die athenische Flage auf, die Spartaner müssen von neuem schlagen, die Athener schöpfen neue Hoffnung, gewinnen ihre verlornen Schiffe wieder, und erobern noch 20 feindliche dazu. Die Spartaner werden fast ganz vernichtet, und Alcibiades Name erschallt mit Jubel im ganzen Heere der Athener.

Der Ehrgeizige konnte der reizenden Lockung nicht widerstehen, sich nach diesem Siege dem Tissaphernes zu zeigen. Mit einem prächtigen Gefolge und kostbaren Geschenken begibt er sich wie ein König zu ihm. Aber ach! der feige Perser, fürchtend, daß die Spartaner ihn beim Könige verklagen möchten, weil er gegen die Abrede ihre Feinde unterstützt hätte, bemächtigte sich des gefährlichen Gastes, und sandte ihn nach Sardes ins Gefängniß. Nun waren alle Hoffnungen der Athener wieder dahin, und die Spartaner triumphirten. Von Perserhänden war keine Loslassung zu hoffen.

Die Athener saßen in ihrem Lager bei Klazomene, trauernd über den Verlust ihres Führers, sprachen oft von ihm, und waren unwillig über die Männer, die nach ihm den Oberbefehl übernommen hatten. Da kommt auf einmal ein schöner Reiter herangesprengt, und sieh! — es ist Alci-

biades. Er war aus der Haft entsprungen, und mit seltener Verwegenheit ohne alle Vermummung durch die jonischen Provinzen gereiset — eine ausgesuchte Rache, die er dadurch an dem Tissaphernes nahm; denn er erzählte überall, der persische Satrap selbst hätte ihn frei gelassen, wofür dieser sich der Verantwortlichkeit bei dem Könige aussetzte.

Der Befreiete hörte darauf, daß der Spartaner Mindarus und der Perser Pharnabazus ihre Flotten vereinigt hätten, und oben am Propontis, rechts vom Hellesponte, bei Cycicus vor Anker lägen. Sogleich faßte er seinen Entschluß. Wir müssen nun auch zu Lande siegen! rief er, und führte die Flotte nach der Insel Proconnesus. Die Feinde wußten nicht, daß Alcibiades schon wieder bei den Athenern weile, sie fürchteten sich daher wenig vor der heransegelnden Flotte, die ohnehin so gestellt war, daß man ihre ganze Größe nicht übersehen konnte. Als sie nun nicht mehr zu entfliehen vermochten, und die vordersten Schiffe bereits den Angriff gemacht hatten, sieh! da breitete sich auf einmal die hinterwärts verborgene Kraft aus. Alcibiades erschien an der Spitze, und trieb Spartaner und Perser aus den Schiffen ans Land, verfolgte sie, wie weiland der schnellfüßige Achilles die Trojaner, und tödtete unzählige Feinde, unter denen Mindarus selbst war. Alle Schiffe und was auf ihnen war, wurde den Athenern zur Beute. Lacedämon war durch diese Schlacht gänzlich vom Meere vertrieben. Die Spartaner meldeten ihr Unglück den Ephoren auf ihre Weise in folgendem lakonischen Briefe:

„Unser Glück ist hin. Mindarius getödtet. Die Soldaten „hungern. Wir wissen nicht, was zu thun.“

Alcibiades verfolgte rasch sein Glück. Er eroberte eine Stadt nach der andern, und trieb reiche Schatzungen bei. So kam er auch in die feste Stadt Selybria am Propontis. Hier bestach er einen Theil der Bürger, daß sie ihm um Mitternacht verrätherisch das Thor öffnen sollten. Das Zeichen, daß es einzurücken Zeit wäre, sollte von der Mauer herab durch eine Fackel gegeben werden. Aber einer der Verräther wankte, die andern mußten daher das Zeichen früher geben, ehe jener den Plan vereitelte. Die Fackel zeigte sich schon, ehe die Athener alle in Ordnung waren. Alcibia-

des säumt dennoch nicht, stürzt mit etwa 30 Bewaffneten in die Stadt, und sieht sich plötzlich in derselben von allen Bürgern umringt. Er war verloren, wenn seine Geistesgegenwart ihn verließ. Aber die verließ ihn nie. Er läßt sogleich durch einen Trompeter Stillschweigen gebieten, und durch einen Herold ausrufen: „Die Athener führen gegen Selybrianer nicht die Waffen!" Dieser dreiste Zuruf machte die Bürger glauben, das ganze Heer sei schon in der Stadt; sie bequemten sich daher zu einem Vertrage, bis unterdessen der andere Theil der Truppen wirklich einrückte, und Alcibiades außer Gefahr war. Durch eine ähnliche List eroberte er Byzanz, und brachte in kurzer Zeit die ganze thrazische Küste unter athenische Gewalt.

So als Sieger mit unermeßlicher Beute beladen, hatte er in seine Vaterstadt zurückzukehren gewünscht, die ihn seit seiner Abfahrt nach Sicilien nicht gesehen. Umringt von einem prächtigen Geschwader lief sein Admiralschiff, prangend mit purpurnen Segeln, in den Hafen ein. Das Jauchzen der Krieger verkündigte schon von weitem die Ankunft des allgeliebten Feldherrn. Der Piräus war ein einziger unabsehbarer Haufe von Menschenköpfen; denn alles war herbeigeströmt, den immer siegenden Führer zuerst zu sehen. Er trat ans Land, noch ganz in seiner ehemaligen Schönheit, und tausendstimmig schallte sein Lob durch die Lüfte. Man warf ihm Kränze zu, Väter hoben ihre Kinder in die Höhe und riefen: „Da ist er! da kommt er!" Die andern Anführer beachtete man kaum, denn jedes Auge war auf Alcibiades gerichtet. Welch ein Triumph für ein ehrgeiziges Herz!

Bei der nächsten Volksversammlung betrat er die Rednerbühne. Es herrschte eine allgemeine Stille. Er schilderte seine ausgestandenen Drangsale mit Thränen, machte dem Volke nur gelinde Vorwürfe, und klagte sein böses Geschick an. Da war keiner, den der Schlaue nicht bewegte. „Ja, es ist wohl wahr — hieß es — wir haben ihm Unrecht gethan. Hätten wir ihn damals in Sicilien gelassen, so würde es uns dort nicht so ergangen sein." Man erwies ihm nun dafür alle ersinnliche Ehre; er ward mit einer goldenen Krone bekränzt, und erhielt den Oberbefehl über alle athenische Truppen zu Wasser und zu Lande. Die eingezogenen

Güter gab man ihm zurück, die Schandsäulen wurden ins Meer gestürzt, und die Priester mußten ihre Flüche wieder aufheben. Schön sagte bei dieser Gelegenheit der Oberpriester Theodorus: „Ist er unschuldig gewesen, so habe ich ihm mit meinem Fluche nicht geflucht.“ Die demokratische Verfassung war in Athen kurz vorher schon wieder eingeführt.

§ 63.

Die eleusinischen Mysterien.

Alcibiades prunkte nun nicht wenig in Athen; besonders ergriff er eine glänzende Gelegenheit, den Pöbel zur Bewunderung zu reizen, und zugleich, um die frühere Anklage, als habe er das Heilige entweihet, durch die That als verläumderisch zurückzuweisen. Das neuntägige Fest der eleusinischen Geheimnisse, welches die Athener nur alle vier Jahre mit vieler Pracht und Ehrfurcht feierten, trat eben ein. Immer hatte man sich sonst auf den 6ten Tag des Festes am meisten gefreuet, denn an diesem hielt man unter Musik und heiligen Gesängen eine lange Prozession von Athen nach Eleusis, einem Flecken, in welchem die Göttinn einen alten Tempel hatte. Der Weg dahin wurde der heilige Weg genannt. Die Bildsäule des Weingottes ward dabei mit großem Gepränge vorgetragen. Aber seit dem Kriege wagte man sich nicht mehr aus der Stadt, und unterließ die Prozession. Jetzt verordnete Alcibiades dieselbe wieder mit größtem Pompe. Er selbst deckte zu Pferde mit einer zahlreichen Mannschaft Bewaffneter den Zug, und keine umherstreifende Feindeshorde ließ sich sehen.

§ 64.

Alcibiades als Oberfeldherr.

Was erwartete man nun nicht alles von dem neuen Feldherrn! Ihm könnte nichts mißlingen, glaubte man. Er ward daher bald abermals ausgesandt, und zwar zuerst nach Andros, die abgefallene Insel wieder zu unterwerfen. Doch

hatte diese Unternehmung nicht den schnellen günstigen Erfolg, den man gehofft. Den Kriegern blieb der Sold aus, und so lange sich Andros nicht ergeben hatte, mußten leichter zu bewältigende Städte geplündert werden. Alcibiades unternahm daher inzwischen einen solchen Plünderungszug nach der asiatischen Küste, und befahl dem Unterfeldherrn, den er vor Andros zurückließ, sich in keine Schlacht einzulassen. Dieser aber, ein unverständiger Mensch, greift muthwillig eine vorbeisegelnde starke spartanische Flotte an, und wird gänzlich geschlagen. Darüber werden die Athener zu Hause aufgebracht, die Neider des Alcibiades treten mit langen Reden hervor, man erklärt den jüngst noch vergötterten Feldherrn für einen leichtsinnigen, treulosen Führer, und erwählt an seine Stelle andere, die bald darauf Bürger und Flotte und Landmacht ins Verderben stürzen.

§ 65.

Die Schlacht am Ziegenflusse. Folgen des peloponnesischen Krieges (405 v. Chr.)

Alcibiades rafft indessen von dem räuberisch umherziehenden, geschäft- und herrenlosen Gesindel, welches in Kriegszeiten die verheerten Länder überschwemmt, so viel er finden kann, zusammen, kauft Schiffe, und steuert, ein Feldherr für sich, nach dem Chersonnes hinauf. Hier bezieht er einige Schlösser, die er von dem Ueberflusse seiner Beute befestigen läßt, und führt kleine Raubkriege mit wilden thrazischen Horden. Um diese Zeit kommt eine athenische Flotte in seine Nähe, und lagert sich am Hellesponte beim Ziegenflusse (Aegospotamos), einige Meilen rechts von der Stadt Sestus. Ihr gegenüber, bei Lampsakus, lag der spartanische Feldherr Lysander, und diesen neckten die athenischen Schiffe unaufhörlich. Sie ruderten alle Morgen in Schlachtordnung gegen ihn an, und da er sich in kein Treffen einlassen wollte, so zogen sie hohnlachend zurück; die Soldaten verließen dann sorglos ihre Schiffe, und schweiften nach Nahrung auf dem Lande umher.

Alcibiades meinte es wirklich jetzt ehrlich mit den Athe-

nern, und ritt daher einmal aus seiner Festung zu den Admiralen hin, um ihnen ihre höchst fehlerhafte Stellung und ihre Gefahr begreiflich zu machen. Aber einer dieser Feldherren erwiderte ihm höhnisch: Es haben hier andere Leute zu befehlen, als du. — Meinetwegen! dachte Alcibiades und ritt wieder fort.

Und schrecklich ward er gerächt für seinen verachteten Rath. Lysander, der bisher unbeweglich geschienen hatte, rückt eines Abends mit vollen Segeln auf den Ziegenfluß los. Konon, ein Anführer der Athener, wird zuerst seiner gewahr, und macht Lärm im Lager. Aber da war weder Befehlshaber, noch Soldat, an seiner Stelle. Das Volk hatte sich weit umher zerstreuet, die Schiffe waren abgetakelt, und Konon konnte nichts thun, als mit acht Schiffen entfliehen, den einzigen, die gerettet wurden. Mit diesen ging er vor der Hand zu den Persern über, um sie seinem Vaterlande für bessere Zeiten aufzuheben. Zweihundert athenische Schiffe eroberten die Spartaner, und die ganze Mannschaft ward gefangen. Dreitausend Athener geriethen in die Hände des Siegers, der gefühllos genug war, sie sammt den Feldherren mit kaltem Blute niederhauen zu lassen. Unmenschliche Grausamkeit!

Diese fürchterliche Schlacht entschied den ganzen Krieg. Lysander trieb nun das flüchtige Gesindel schaarenweise vor sich her, und alles Volk vom platten Lande flüchtete nach Athen. Nachdem er mit der Flotte mehrere Streifzüge durch den Archipelagus gemacht, und alles vom Alcibiades eroberte Land den Spartanern wieder unterworfen hatte, rückte er selbst vor den Piräus; denn er hatte von einer großen Hungersnoth in Athen gehört. Zwar war die Tapferkeit in den Athenern noch nicht erstorben, aber innerer Zwiespalt hemmte ihre Kraft. Die Belagerer schnitten ihnen alle Zufuhr ab, und zwangen sie endlich, eine Gesandtschaft nach Sparta zu schicken, und um den Frieden zu unterhandeln. Hier hatten sich die Gesandten aller Mitglieder des peloponnesischen Bundes versammelt, um Athens Schicksal zu entscheiden. Die Korinther und Thebaner drangen auf gänzliche Vertilgung der Stadt und ihrer Bürger von dem Erdboden, und viele andere stimmten bei. Nur einige hatten eine richtige Ahnung

von der Nothwendigkeit eines politischen Gleichgewichtes in Griechenland. Die Spartaner thaten den Ausspruch, es gezieme edeln Griechen nicht, ein Volk aus ihrer eigenen Mitte, das dem Vaterlande in gemeinschaftlichen Nöthen so wichtige Dienste geleistet habe, in die Sclaverei zu versetzen. Dagegen schlug man folgende Bedingungen vor: „Alle Kriegsschiffe bis auf 12 sollten ausgeliefert, die langen Mauern und die Festungswerke des Piräus geschleift, alle Verbannten und Flüchtlinge zurückgerufen werden, und die Athener dürften von ihrer Kriegsmacht keinen andern Gebrauch machen, als den die Spartaner ihnen jedesmal vorschreiben würden, auch hätten sie ihre Regierung spartanisch einzurichten."

Da zwischen diesen Bedingungen und dem Hungertode keine Wahl übrig blieb, so nahm man sie an. Um das Leben zu retten, gaben die Athener ihre Freihet hin, und ließen den stolzen Lysander in ihre Thore einziehen. Dieser trieb alle Flöttenspieler und Sängerinnen der Stadt zusammen, und ließ unter lustiger Musik die festen Mauern — Themistokles und Perikles Werke — niederreißen, und die Schiffe im Hafen verbrennen. Mit unerhörtem Uebermuthe plünderten und mißhandelten die Peloponnesier alles, was ihnen vorkam: die Rache waltete, nicht Mitleid oder Gerechtigkeit fand Statt. Morden und Stehlen war erlaubt, Lysander selbst ließ viele Hunderte der reichsten und vornehmsten Athener auf ihrem eigenen Markte hinrichten, legte eine spartanische Besatzung in die Burg, ließ dann seine Verbündeten aus einander gehen, und der traurige Krieg hatte ein Ende. (404 v. Chr.)

Wohl ein trauriger Krieg mit schrecklichen Folgen für Griechenland! Dessen Blüthe war nun hin, es war gänzlich erschöpft, mehr noch ist aber seine sittliche Versunkenheit zu beklagen. Die heftigsten Privatleidenschaften schwangen ihre Brandfackeln über alle Staaten. Vor ihnen entwichen die Achtung gegen das Heilige, die Theilnahme am Gemeinwohl, die Vaterlandsliebe, welche keine Opfer scheuet, ja sich selbst opfert, und die Milde gegen Besiegte und Niedrige aus der Masse des Volkes; bloß die besseren, leider nur vereinzelten Männer, welche des früheren schönen Lebens, namentlich in Athen, sich erinnerten, und mit Sehnsucht die



guten alten Zeiten sich zurückwünschten, strebten noch, den aus der rechten Bahn geschleuderten Staatswagen ins Geleise zurückzubringen, und bessere sittliche Zustände wieder herbeizuführen, insbesondere glaubten sie durch Hülfe der Philosophie dieses Ziel zu erreichen. Vergebens! An der Entartung der Meisten scheiterte der gute Wille der Wenigen. Selbst das sonst so sehr geliebte Vaterland hatte für Viele seinen Reiz verloren, der Griechen unbeständiger Sinn, ihr unruhiges Herz suchte anderswo Befriedigung. Das Söldnerwesen wird jetzt immer mehr allgemein. Die verschiedenen Staaten verlieren ihre Eigenthümlichkeiten, welches zunächst höchst verderblich wurde. Das herzlose Sparta stand gegenwärtig an der Spitze Griechenlands, wer möchte von ihm Förderung höherer Zwecke erwarten? Nach Außen herrschte es drückender und gewaltsamer, als jemals Athen. Es verfiel zudem auch immer mehr im Innern. Ein Krebsschaden nagte an ihm. Die Könige waren fast auf Null herabgesunken, im Grunde waren die Ephoren jetzt Könige, eine fast unverantwortliche Behörde. Die Zahl der eigentlichen Bürger nahm ab, jene der Neubürger zu, diese wollten mit jenen gleichberechtigt sein, daher Widerstand von der einen, Zwietracht und Haß von der andern Seite. Auch die alte Einfachheit der Sitten, wodurch Sparta so groß geworden, schwand immer mehr durch die in den peloponnesischen Kriegen gewonnene Beute; selbst ein Gylippus machte sich des Unterschleifes schuldig, und Lysander öffnete durch Aufhebung des Gesetzes, wonach der Besitz edler Metalle verboten war, der Geldgier und der Bestechlichkeit Thor und Riegel, und wirkte überhaupt verderblich auf Staat und Volk ein. Den Spartanern war jetzt die schwarze Suppe nicht lecker und das Schilflager nicht mehr weich genug. Aber jedes Ding hat wie eine Schattenseite, so auch eine Lichtseite, und die Fürsehung weiß selbst aus dem Bösen Gutes hervorzubringen. So sagt Leo: „Die Historiker jammern in der Regel über alles das Unglück und Unheil, was sich aus dem peloponnesischen Kriege entwickelt habe (von Thukydides III. 82. 83. an) — faßt man es von der Seite, daß es nothwendig war, damit sich Größeres entwickeln konnte (denn ohne eine allgemeine Bildung in Griechenland, ohne

eine allgemeinere Gestaltung der Wissenschaft hätte nie ein Aristoteles auftreten, nie ein Alexander griechische Bildung in Asien und Africa verbreiten können, wo wir deren Entwickelung bei den Juden als eine nothwendige Vorläuferinn für die christliche Offenbarung, und als eine der äußern Bedingungen der raschen Verbreitung des Christenthums werden kennen lernen), so wird man sich mit dem Verderben aussöhnen, und es gut finden, daß dieses eigenthümliche städtische Kleinleben, so herrlich es war, endlich auch zu Grunde ging."

Diese Bemerkung für meine reiferen Leser. Jetzt fahren wir in der Geschichte fort.

§ 66.

Die dreiszig Tyrannen.

(404 v. Chr.)

Dem Befehle Spartas gemäß wurden in Athen die Volksversammlungen abgeschafft, und 30 Männer an das Staatsruder gestellt, die, bis auf einen einzigen, habsüchtige und blutdurstige Unholde waren. Diesen einen brachten sie daher auch bald zum Tode: er mußte Gift trinken auf offenem Markte. Eine schreckliche Regierung! Alle Anhänger der vorigen Verfassung wurden theils hingerichtet, theils zu Tausenden aus dem Lande gejagt, und ihre Güter eingezogen. Es war eine ähnliche Schreckensperiode, als Paris in den Tagen der ersten Revolution erlebt hat. Die Hinrichtungen, die Gütereinziehungen, das Auswandern dauerte während der Regierung der dreißig Tyrannen unaufhörlich fort. Die Gefängnisse füllten sich; Spione schlichen umher, und zeigten jeden Verdächtigen, d. h. jeden Braven, an, der dann ohne Prozeß eingesteckt wurde. Um das Auswandern zu verhindern, gaben die 30 Tyrannen den Befehl, daß kein Athener bei Lebensstrafe aus der Stadt gehen sollte. Edelmüthig erließen dagegen die Thebaner eine Verordnung, daß jede Stadt, jedes Haus in Böotien den Hülfsbedürftigen offen stehen sollte, und wer einem flüchtigen Athener, den man wegführen wollte, nicht zu Hülfe käme, der sollte 1 Talent Strafe erlegen; wenn sogar gegen die 30 Tyrannen Waf-

fen durch Böotien geführt würden, so sollten es alle Thebaner ruhig geschehen lassen. Dies ist der erste edle Zug in der thebanischen Geschichte, doch bald werden wir mehr dergleichen hören. Die Lacedämonier fanden das freilich nicht edel, sondern schickten den Lysander hin, die Thebaner zu züchtigen, der jedoch, zur Freude aller Guten, vor Theben seinen Tod fand.

§ 67.

Alcibiades letzte Schicksale.

Athen war nun ein Ort des Jammers geworden. Manche Häuser waren ganz verödet, viele zur Hälfte ausgestorben. Die acht Monate der Tyrannenregierung rafften mehr Bürger hin, als 10 Jahre des Krieges. Die Guten waren niedergemetzelt worden, die Schlechten saßen am Ruder. Den Einzigen, der noch hätte helfen können, ach! den hatten sie selbst verstoßen. Wie sehr bereueten sie nun abermals ihr rasches Verfahren gegen Alcibiades — wie oft seufzten sie: „Ach, wäre er Feldherr geblieben! Lysonder hätte uns nicht geschlagen, und unsere Freiheit blühte noch!“ Ja, in ihrer großen Noth war das noch aller Bürger letzte geheime Hoffnung, Alcibiades würde, wenn er von ihrem Unglücke hörte, noch einmal unverhofft erscheinen, und ihr Rächer werden. Das fürchteten die Gewalthaber auch, daher sandten sie überall geheime Mörder nach ihm aus. Er verließ deshalb seine Schlösser im Chersonnesus, und begab sich in den Schutz des persischen Satrapen Pharnabazus in Phrygien. Dieser Mann, der einst als Feind von ihm geschlagen war, freute sich sehr, ihn jetzt als Freund bei sich zu sehen, und wies ihm einen phrygischen Flecken zur Wohnung an. Hier bezog er ein abgelegenes freistehendes Haus, und lebte äußerst zurückgezogen. Auch bis zu diesem stillen Winkel drangen die Kundschafter, welche Sparta ihn zu morden ausgesandt hatte, und Lysander, der damals noch lebte, verlangte den Tod des Alcibiades vom Pharnabazus als einen Freundschaftsdienst. Dieser, feige und niederträchtig, wie alle Tyrannenknechte, dingt alsbald die Mörder, die sich in dunkler Nacht dem stillen Hause nähern, in wel-

chem der Ungewarnte sorglos ruhete. Ein banges Zittern ergreift die Elenden, keiner wagt's zuerst hineinzugehen. Sie zaudern; endlich wird die Hinterlist gewählt. Sie legen Feuer um das Haus, und das lodernde Gebälk weckt bald mit schrecklichem Geprassel den unglücklichen Mann. Alcibiades fährt auf, wickelt den linken Arm rasch in den umgeworfenen Mantel, ergreift mit der Rechten das Schwerdt, und springt durch Dampf und Flammen in das Freie hinaus. Hier fliehen die Nichtswürdigen, der Held erblickt keinen mehr: aber ach! ein aus dem Hinterhalt auf ihn geschossener Pfeil trifft seine Brust, und er sinkt todt nieder.

So endete ein Mann, der gewaltig und schnell in allem, was er that, unerreichbar im Guten, wie im Bösen war.

§ 68.

Thrasybulus.

(390 v. Chr.)

Das ist der Name eines verdienten Kriegers, den wir schon kennen. Er war jetzt auch mit verbannt, und hatte allein noch Herz, etwas gegen die Dreißig zu unternehmen. Mit wenigen Männern schloß er sich in die Festung Phyle an der böotischen Gränze ein, zog hier noch viele Flüchtlinge an sich, und erregte die Aufmerksamkeit der Tyrannen nicht eher, als bis er stark genug war, ihre ausgesandten Truppen zu überwinden. Bald darauf überrumpelte er den Piräus, und jagte die Dränger aus Athen. Sie flohen nach Eleusis, und verloren eine Schlacht, in welcher ihr verworfenes Haupt, der Athener Kritias, umkam. Thrasybulus, um Bürgerblut zu verschonen, ließ den Flüchtlingen nicht nachsetzen, und verbot seinen Soldaten durchaus, Beute zu machen. Nur die Waffen durften sie den Erschlagenen und Ueberwundenen nehmen, nur die nöthigsten Lebensmittel sich reichen lassen.

Freilich rückten nun spartanische Truppen unter Anführung ihres Königs Pausanias zum Schutze der Tyrannen heran. Thrasybulus erwartete sie mit seiner tapfern Schaar, entschlossen zum Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes. Doch auch Pausanias hatte Gefühl für die gerechte Sache, schlug den Weg einer gütlichen Unterhandlung

ein, und willigte in die Absetzung und Verbannung der dreißig Tyrannen, doch so, daß ihr Leben und Vermögen gesichert sein sollte, und gestand den Athenern das Recht zu, ihre alte Staatsverfassung wieder einzuführen.

So zog nun Thrasybulus mit seinen Kampfgenossen als Retter seiner Vaterstadt feierlich in ihre Thore ein. Der Zug ging zum Tempel der Athene, wo er der Schutzgöttinn Dankopfer darbrachte. Noch mehr verherrlichte er seinen Triumph durch eine allgemeine Amnestie, d. h. er ließ eine Verordnung ergehen, daß kein Bürger wegen des Vorgefallenen in Klage oder Strafe gezogen werden, sondern alles gänzlich vergessen sein sollte. Durch dieses Gesetz, daß er mit seinem ganzen Ansehen unterstützte, zügelte er die Rache der vormals vertriebenen Bürger, die sich nun von allen Seiten her wieder einfanden. Thrasybulus war ein wackrer Bürger. Zufrieden, seinem Vaterlande die Freiheit geschenkt zu haben, lebte er forthin als Privatmann unter seinen Mitbürgern, und nahm für seine Dienste keine andere Belohnung an, als einen doppelten Oelzweig, den ihm die Liebe des Volkes um seine Schläfe wand.

§ 69.

Sparta's Vorrang.

Jetzt war Sparta der herrschende Staat in Griechenland. Ganz Griechenland in Asien, Europa und die Inseln erkannten dies an, und jubelten über die Züchtigung Athens, das, obwohl wieder frei, kraftlos darnieder lag. Aber dieser Jubel währte nicht lange. Es war noch kein Jahr vergangen, so drückte Spartas Joch weit härter, als Athens Joch jemals gedrückt hatte. Die Reichthümer, welche die Heere aus Persien mitbrachten, und die Schwelgerei, an welche sie sich in Asien gewöhnt, tilgten die alte Nüchternheit und Einfachheit aus dem Nationalcharakter der Spartaner vollens, und da dies Volk von der Ueppigkeit ohne die Begleitung der Künste und Wissenschaften überraschet ward, so wurde es in seiner Entartung viel widerlicher, als die immer doch noch fein fühlenden Athener, deren Wunden durch einen schönen Mantel mindestens verdeckt waren.

Mit den Griechen hatten es also die Spartaner bald verdorben, aber auch mit den Persern, ihren bisherigen Helfern. Als Artaxerxes Mnemon den Perserthron bestieg, eröffnete sein Bruder Cyrus der Jüngere gegen ihn einen Bürgerkrieg, und forderte seine Freunde, die Spartaner, zur Hülfe auf. Diese schickten ihm 10,000 Mann. Gegen Lykurgs Gesetz dringt das Spartanerheer weit vor, über 400 Meilen entfernt von Hause, bis tief in Mesopotamien. Cyrus fällt in der ersten Schlacht, die Anführer der Spartaner werden schlau in das persische Lager gelockt, und alle niedergehauen, und das Heer aufgefordert, die Waffen zu strecken. Hätte nicht der Athener Xenophon am Zuge Theil genommen, — wer weiß, wie es dann den Spartanern ergangen wäre! Xenophon fachte den Muth der Soldaten an, übernahm den angebotenen Oberbefehl, und führte das Heer glücklich durch das weite Perserreich nach Hause. (400 v. Chr.)

Wie gesagt, die Perser wußten den Spartanern ihre Dienstfertigkeit wenig Dank, und die Spartaner mußten nun gegen ihre ehemaligen Freunde in Kleinasien fechten. Zwar siegten sie hier wohl unter ihrem Könige Agesilaus zuweilen, und so hatten die Griechen einen neuen Perserkrieg; dafür machten ihnen aber die Perser nun zu Hause zu schaffen, wiegelten ihre Bundesgenossen in Griechenland gegen sie auf, und Agesilaus mußte aus Asien fliehen, um daheim die Rebellen zu züchtigen. Mittlerweile schlägt der Athener Konon, der seit der Schlacht am Ziegenflusse im persischen Dienste steht, gänzlich die spartanische Flotte, und erwirbt sich dadurch bei den Persern kein geringes Ansehen.

§ 70.

Die Mauern Athens werden wieder gebauet.

(393 v. Chr.)

Der wackere Konon konnte noch immer sein Vaterland nicht vergessen, und benutzte jetzt seinen Einfluß bei den Persern, um denselben wieder aufzuhelfen. Er stellt dem Satrapen Pharnabazus vor, wie man den Spartanern keinen empfindlichern Streich versetzen könne, als wenn man die Mauern um Athen wieder aufrichte. Der Satrap gibt ihm Geld



dazu; er segelt eiligst hinüber, wird von den Athenern mit Jauchzen aufgenommen, und stellt mit Hülfe seiner ganzen Schiffsmannschaft die zerstörten Mauern in großer Geschwindigkeit wieder her. Jetzt fallen auch die asiatischen Städte und die Inseln alle wieder von Sparta ab, und begeben sich unter athenischen Schutz. Athen sammelt sich allmählig wieder eine Flotte, es hat wieder große Staatsmänner und Feldherren, und strebt mit großen Schritten abermals der Oberherrschaft entgegen.

Sparta sieht nur in einer Aussöhnung mit Persien seine Rettung. Darum unterhandelt es einen Frieden mit aller Anstrengung, und endlich schließt der Spartaner Antalcidas (387 v. Chr.) diesen Frieden wirklich ab, zur ewigen Schande des spartanischen Namens. Die Bedingungen waren nämlich, daß alle asiatischen Griechen dem persischen Scepter unterworfen sein, die europäischen Griechen aber, jeder Staat für sich, nach eigenen Gesetzen leben sollten, wofür sich der König von Persien verbürgte. So opferte Sparta aus Neid gegen Athen die Freiheit aller asiatischen Griechen den Barbaren auf, ohne eine Niederlage, ohne daß die Perser einen Fuß in Europa gesetzt hatten. Vergebens hatten nun Miltiades, Leonidas, Themistokles, Cimon so tapfer gefochten, und alles seit hundert Jahren für die Freiheit der Jonier hingeopferte Blut war umsonst geflossen. Alle griechischen Staaten und Städte waren vereinzelt, und wurden nicht mal durch ein äußerliches Band mehr zusammengehalten; Sparta hatte von ihnen jetzt die größte Macht, und strebte nun sorgfältig, daß kein anderer Staat mächtiger würde und kein Staatenbund aufkomme. Während alle andern Staaten die von ihnen abhängigen freigeben mußten, blieb Sparta im Besitze von Lakonien und Messenien, und zudem war der bewaffnete Beistand des persischen Großherrn für die Aufrechthaltung des Friedens und somit auch für das bleibende Uebergewicht der Spartaner zugesagt. Selbst Athen nahm den schimpflichen antalcidischen Frieden an. Es mußte wohl: es war schwach und arm, die Zeit seiner Blüthe war geschwunden. Lasset uns indessen noch ein Weilchen bei seinen großen Männern verweilen, von denen ich manche bis dahin gar nicht genannt, mancher nur flüchtig erwähnt habe.

„Wie könnte der behaupten, er kenne Griechenland (spricht der italienische Geschichtschreiber Cantu), der es nur bei Marathon und Chäronea gesehen, ohne in die Schulen eingedrungen zu sein, um mit Xenophon und Plato über Gott, über die Tugend mit Sokrates und Zeno, mit den Pythagoräern über die Kosmogonie, mit Gorgias über die Wohlredenheit, über die Heilkunde mit Hypokrates philosophirt zu haben, ohne von den Gärten des Epikur nach der Tonne des Diogenes, von den einfachen Mahlzeiten der Spartaner nach den Märkten von Corinth, von der Arbeitshalle des Phidias nach Milet's Werkstätten gewandert zu sein?"

Also auch hiernach müssen wir uns umsehen, wenn wir Griechenland ganz kennen lernen wollen.

§ 71.

Sokrates.

(† 400 v. Chr.)

Zu den wenigen Männern, welche bei den großen Zerrüttungen des athenischen Staates und während aller Drangsale des peloponnesischen Krieges die Fassung nicht verloren, und in dem allgemeinen Sittenverderbniß ihren Charakter rein und untadelhaft erhielten, gehörte Sokrates, ein Mann von so allgemeiner Achtung, daß das delphische Orakel ihn für den Weisesten seiner Zeit erklärte. Er war der Sohn eines Bildhauers, Sophroniskus, war selbst auch in der Jugend zu der Kunst seines Vaters angehalten, und man schätzte lange nach seinem Tode noch eine Marmorgruppe der neun Musen, die er als Jüngling verfertigt haben soll. Die Kriege seiner Vaterstadt riefen ihn darauf ins Feld, wo er sich sehr tapfer hielt; auch hat er eine Zeitlang ein bürgerliches Richteramt verwaltet. Bald aber machte er sich ganz los von allen öffentlichen Geschäften, um sich der stillen Betrachtung und der Bildung junger Leute zu widmen. Er hatte eine unbezwingliche Neigung zu schönen Jünglingen, und wo er einen solchen sah, da konnte er sich des Wunsches nicht enthalten, ihn an sich zu ziehen, und seine Seele auszubilden; denn er dachte, in einem schönen Körper müsse gleichfalls eine schöne Seele wohnen. Daher nahm er nicht

jeden zum Schüler an, sondern nur solche, die ihm gefielen, und deren Anlagen ihn zu hoffen berechtigten, daß seine Bemühungen nicht vergebens sein würden. Er nahm für seinen Unterricht kein Geld, wie die damaligen Sophisten, lehrte auch nicht etwa in einer Klasse, zu bestimmten Stunden und über besondere Wissenschaften, sondern seine noch unerreichte Kunst bestand darin, gesprächsweise auf Spaziergängen oder auf einem öffentlichen Platze seine jungen Freunde durch allerlei geschickte Fragen zum Nachdenken über sich selbst und über ihre Pflichten zu erwecken, und ihnen den Grundsatz eigen zu machen, daß unter allen Kenntnissen die Kenntniß unserer Pflichten die erste sei. Seine erstaunliche Beredsamkeit, seine Herzlichkeit und sein musterhafter Charakter verschafften ihm ein bewundernswürdiges Ansehen unter seinen Schülern: sie konnten keinen Tag ohne ihn sein, und lange nach seinem Tode war er noch ihr liebster Gedanke, ihr liebstes Gespräch.

Wie angelegen er sich die Bildung des schönen Alcibiades sein ließ, ist schon erzählt. Freilich zerriß der unbändige Ehrgeiz dieses Mannes bald alle Zügel der Weisheit. Unendlich mehr wirkte Sokrates auf den jungen Plato, einen der erhabensten Geister, die jemals gelebt haben, und auf den Xenophon, aus dem er einen edeln Mann, einen großen Feldherrn und einen beredten Weisen bildete. Xenophon war noch sehr jung, als er durch seine liebenswürdige Gestalt die Augen des Sokrates auf sich zog; sie lernten sich jedoch nicht eher kennen, als bis sich beide einst in einem sehr engen Durchgange begegneten. Sokrates hielt seinen Stab vor, und der schöne Jüngling blieb stehen. Sage mir doch, fragte ihn Sokrates, wo man Mehl kauft. — „Auf dem Markte." — Und Oel? — „Eben da." — Aber wohin geht man, um weise und gut zu werden? — Der Jüngling stutzte. Folge mir, ich will dir's sagen, fuhr Sokrates fort; und seitdem waren sie unzertrennliche Freunde. In einer Schlacht, wo Xenophon ermattet und verwundet vom Pferde geworfen wurde, trug ihn Sokrates auf seinen Schultern aus dem Getümmel.

Die meisten meiner Leser sind wohl noch nicht reif und befähigt genug, um die ganze Größe eines Mannes, wie

Sokrates, und die Tiefe seiner Weisheit fassen und fühlen zu können. Daher sage ich ihnen jetzt noch wenig davon, was und wie er lehrte. Bei reiferem Verstande werden sie Mehreres aus andern Büchern lernen. Sie merken sich nur das im Allgemeinen, daß Sokrates einer der weisesten und tugendhaftesten Heiden gewesen ist, von dessen Lehre Cicero sehr treffend sagt: „Sokrates rief zuerst die Philosophie vom Himmel herab, und führte sie in die Städte und Häuser der Menschen ein," das heißt, er wandte seine Weisheit auf die Menschen und auf menschliche Verhältnisse an, begnügte sich nicht mit dem Wissen, sondern forderte auch das Handeln. Er wies mit Schärfe und Klarheit des Geistes auf die Scheidung der Wahrheit vom Truge hin, und zeigte den Weg zur Tugend durch Selbstkenntniß und Richtung auf das höchste Wesen. Seine Begriffe von der Gottheit und vom sittlichen Wandel waren so rein, als man es nur von einem Heiden erwarten konnte. Merkwürdig ist sein Geständniß von der Unkunde des Menschen in Betreff himmlischer Dinge und von der Nothwendigkeit einer höhern Erleuchtung. Die Keime, welche er ausgestreuet, sind in mehreren philosophischen Schulen aufgegangen, welche man die sokratischen nennt. Seine Lehrweise, die s. g. sokratische Methode, bestand in der Kunst der Unterredung, durch welche er jeden zum Nachdenken über seine Pflichten brachte, indem er, mit einem bestimmten und bekannten Fall anhebend, das allgemeine entwickelte, und den Begriff, der in uns liegt, hervorbrachte.

Hören wir nun einige Züge aus des großen Mannes Leben. Antiphon, ein Sophist, warf einmal dem Sokrates seine Armseligkeit vor. „Ich sollte meinen, sagte er, die Weisheit müßte auch glücklich machen; aber du siehst doch gar nicht darnach aus. Mit solcher Diät, als du führst, möchte es kein Sclave bei einem Herrn aushalten. Du issest und trinkst das Allergemeinste, und dein Mantel da ist nicht nur ein schlechtes Ding, sondern er ist auch Sommer und Winter der nämliche. Sohlen bindest du gar nicht unter. Geld nimmst du auch nicht von deinen Schülern, und kannst dir also nichts anschaffen, was das Leben angenehm macht. Wenn du deine Schüler zu einem eben so hündischen Leben gewöhnest, so werden wir treffliche Philosophen bekommen!"

— „Laß doch sehen, antwortete Sokrates, ob ich so unglücklich bin! Die sich den Unterricht bezahlen lassen, müssen mit jedem umgehen, der sich meldet — ich, nur mit denen, die ich will. Und glaubst du, daß meine einfache Kost mich weniger gesund und stark erhalte? Weißt du nicht, daß es denen am besten schmeckt, die am wenigsten haben? Und wenn ich im Sommer und Winter gleich gekleidet gehe, und mich durch Sohlen nicht verwöhne, wobei mein Körper gegen jede Witterung abgehärtet wird, das kann dir doch nicht tadelnswerth scheinen? Dem Bauche, dem Schlafe, der Weichlichkeit nicht zu dienen, was könnte vortheilhafter sein, als dies, da man doch nicht immer dem Wohlleben zu fröhnen vermag? Wie würde bei solcher Verwöhnung der Ackersmann und der Schiffer fahren? Und wenn es nun darauf ankäme, dem Staate oder einem Freunde zu dienen, wer würde dazu geschickter sein, ein Mann, wie ich, oder einer von denen, die du glücklich nennst? Wer würde die Anstrengungen eines Feldzuges leichter ertragen? Du scheinst mir die Glückseligkeit in Ueberfluß und Wohlleben zu setzen, mein guter Antiphon! Ich aber glaube, daß nichts bedürfen göttlich ist, und am wenigsten bedürfen der Gottheit am nächsten kommen heißt."

Antiphon fuhr zu spötteln fort, und sagte: „Ja, ja, gerecht bist du gewiß, doch weise nimmermehr. Du scheinst selbst einzusehen, daß deine Weisheit nicht viel werth ist; daher nimmst du auch nichts dafür. Es gibt ja kein Mensch ein Haus, oder ein Kleid, oder was es immerhin sei, umsonst oder unter dem Werthe weg." — „O Antiphon! — erwiderte Sokrates — wir glauben, daß es schändlich sei, mit seinem Geiste Geldwucher zu treiben. Wer ein junges Genie zu seinem Freunde macht, und es lehrt, was er nur immer Gutes weiß und hat, der thut, was einem braven Bürger ziemt. Sieh, Antiphon! so wie mancher sein Vergnügen an Pferden oder Hunden oder Vögeln hat, so finde ich meine Freude an braven und lieben jungen Freunden, und wenn mir etwas Gutes einfällt, so theile ich's ihnen mit, und ich suche alles auf, was ihnen zur Tugend förderlich sein möchte. Da lesen wir zusammen die Schätze der alten Weisen, welche diese in Schriften hinterlassen haben;

und wo wir sonst noch etwas Nützliches finden, besprechen wir uns darüber, und halten es für einen großen Gewinn, uns einander recht behülflich zum Guten zu werden."

Eine Menge solcher Unterhaltungen hat uns Xenophon aus seines Lehrers Munde aufbehalten in einem griechischen Buche, welches wir glücklicher Weise noch besitzen. Vernehmen wir nun aus spätern Schriftstellern noch einige kurze Anekdoten.

Sokrates grüßte einen vornehmen Bürger auf der Straße. Dieser dankte ihm nicht, sondern ging stolz vorüber. Die jungen Freunde des Weisen, die ihn begleiteten, ärgerten sich darüber. „Nicht doch! sagte Sokrates. Ihr würdet ja nichts sagen, wenn mir einer begegnete, der häßlicher wäre, als ich. Was ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch nicht so höflich ist, wie ich?"

Ein anderes mal gab ein verwegener Mensch ihm sogar einen Stoß mit dem Fuße. Seine Begleiter befremdete es, daß er auch das so gleichgültig ertrug. — „Was soll ich denn mit dem Menschen machen?" fragte Sokrates. — Ihn verklagen! schrien sie. — „So? Wer würde wohl einen Esel verklagen, der ihn mit dem Hufe gestoßen hätte?"

Eben so vernahm er auch einst mit der größten Gleichgültigkeit, daß jemand schlecht von ihm gesprochen hätte. „Mag er mich doch prügeln — sagte er — wenn ich nur nicht dabei bin'" Ein Verhalten, das des Weisen würdig ist, denn bloß — so sagt ein neuerer Schriftsteller sehr wahr — bloß unsere Empfindlichkeit oder Thorheit leget jeder Nachrede ihren Werth bei; und wenn wir diese einigermaßen in unserer Macht haben, so werden wir jenes Schreckbild kleiner Geister minder fürchterlich finden.

Dieselbe Mäßigung der Begierden beobachtete er in allen Dingen. Wenn er sich nach griechischer Sitte mit Laufen und andern Leibesübungen erhitzt hatte, und zu einem Brunnen kam, so füllte er mehrmals den Eimer, und goß ihn langsam wieder aus, theils um seiner Gesundheit willen, theils um sich in der Bezähmung nöthiger Bedürfnisse zu üben. Der weise Mann begriff sehr wohl, daß der Mensch sich selbst beherrschen, und um diese schwere Kunst zu erlernen, sich oft üben müsse; schwerlich wirst du aber den un-

erlaubten Neigungen widerstehen, wenn du den erlaubten oder gleichgültigen stets nachgibst.

Seine Frau Xantippe, ein sonst gutes, aber sehr hitziges Weib, wurde oft durch seine außerordentliche Gleichgültigkeit und seinen trocknen Spott aufs Aeußerste gebracht. Alcibiades, der bei seinen häufigen Besuchen zuweilen Augenzeuge ihres rasenden Bellens war, fragte seinen Lehrer, wie er den Lärm aushalten könnte. „Ich habe mich so daran gewöhnt, antwortete dieser, daß es auf mich nicht stärker wirkt, als das Rasseln eines Wagens."

Einst, als sie fast den ganzen Tag mit ihm gezankt hatte, stand er zuletzt lächelnd auf, und ging fort. Diese Kälte erbitterte sie so, daß sie ihm aus dem Fenster ein wohlgefülltes Waschbecken nachschickte. „Ich dachte es wohl, — sagte Sokrates zu den staunenden Nachbarn — dem Donner pflegt ja Regen zu folgen."

Es beklagte sich einmal ein Modeherr bei ihm, daß es erstaunlich kostbar sei, in Athen zu leben, und rechnete ihm vor, wie theuer der Purpur, der Wein aus Chios und andere Kostbarkeiten wären. Sokrates ging mit ihm in verschiedene Läden, wo Lebensmittel verkauft wurden. Mehl und Oliven kosteten äußerst wenig. Dann fragte er in Läden an, wo gemeiner Zeug zur Kleidung um geringe Preise zu haben war. „Sieh — sagte er dann — ich finde es ganz wohlfeil in Athen."

Alcibiades that einmal mit seinen Gütern und Landhäusern sehr groß. Sokrates führte ihn darauf zu einer Landcharte hin, auf welcher Griechenland abgebildet war. „Zeige mir doch einmal Attika hier," sagte er. Der Jüngling zeigte es. „Und wo sind deine Landgüter?" — „Ich sehe sie hier nicht." — „Und du bist stolz auf einen Daumenbreit Erde, den man nicht werth gehalten hat, mit einem Striche anzudeuten?"

Ehe Alcibiades zum ersten mal die Rednerbühne bestieg, gestand er seinem Lehrer seine Schüchternheit, vor einem so zahlreichen Volke zu reden. Würdest du dich wohl fürchten, fragte Sokrates, einem Schuster eine Vorstellung zu machen? — „O nein!" — Oder könnte dich ein Kupfer-

schmied verlegen machen? — „Nicht im geringsten.“ — Aber vor einem Kaufmann würdest du erschrecken? — „Ich wüßte nicht, warum.“ — Nun sieh, fuhr Sokrates fort, aus solchen Leuten besteht das ganze athenische Volk. Du verachtest jeden einzelnen; warum wolltest du dich fürchten, wenn sie alle zusammen sind?

Ein Mensch beschwerte sich über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er so eben zurückgelegt hatte. Hat dir dein Sclave folgen können? fragte Sokrates. — „O ja!“ Trug er etwas? — „Ein großes Bündel.“ — Der ist wohl erst recht müde? — „Ach nein, ich habe ihn gleich wieder mit einem Auftrage weithin in die Stadt geschickt.“ — Sieh, sagte Sokrates, du hast vor deinem Sclaven Vorzüge des Glückes, er hat vor dir Vorzüge der Natur. Du bist reich und frei, aber schwach und weichlich; er ist arm und leibeigen, aber gesund und stark. Sage selbst, wer der Glücklichste ist.

Antisthenes, ein Schüler des Sokrates, suchte seinen Lehrer in der Gleichgültigkeit gegen äußere Güter noch zu übertreffen, und prunkte sogar in einem ganz zerrissenen Mantel einher. „O Antisthenes, rief ihm Sokrates einst zu, ich sehe deine Eitelkeit durch die Löcher deines Mantels gucken.“ Hier that der Weise einen tiefen Blick in das menschliche Herz: denn die Hoffart zeigt sich in den verschiedensten Gestalten, und man muß dieselbe nicht allein bei den höhern und höchsten Ständen suchen; nur die Gegenstände und Ursachen der Selbstsucht sind bei Verschiedenen verschieden.

„Die Götter, sagte Sokrates einst, bedürfen unserer Reichthümer nicht. Die einfachsten Opfer sind ihnen die angenehmsten, wenn sie nur von reinen Händen dargebracht werden. Gefielen ihnen die Gaben der Ueppigkeit, so würden sie nur von den Bösen verehrt.“

„Das Einzige — pflegte er zu sagen — was ich mit Gewißheit weiß, ist das, daß ich nichts weiß, und dieses allein unterscheidet mich von andern Philosophen. „Sie wissen auch nichts, aber sie glauben doch etwas zu wissen.“ Liebenswürdige Bescheidenheit eines der größten Weisen, die

je gelebt haben! Wenn er ein solches Geständniß macht, wer darf dann noch über sein Wissen stolz sein?

Man fragte ihn, wie man einen dauerhaften Ruf erlangen könnte. „Wenn man das ist, was man scheinen will," antwortete er.

Es ist doch ein Glück, rief einer, gleich alles haben zu können, was man sich wünscht! — „Weit glücklicher ist es, setzte Sokrates hinzu, sich nichts zu wünschen."

Archelaus, König von Macedonien, ließ viele griechische Künstler zu sich kommen, sein Schloß zu verschönern, und wirklich lockte die daselbst angebrachte Kunst und Pracht manchen Reisenden dahin. „Ich höre, sagte Sokrates darüber, daß viele Fremde nach Macedonien reisen, um den königlichen Palast zu sehen, aber ich höre nicht, daß jemand hingeht, den König zu sehen."

Man fragte ihn, ob er diesen König nicht für glücklich hielt. „Ich habe ihn nicht gesprochen," antwortete Sokrates.

Aeschines, ein hoffnungsvoller Jüngling, in der Folge ein trefflicher Philosoph und Redner, wünschte sehnlich ein Schüler des Sokrates zu werden; da er aber so viele reiche Jünglinge um ihn sah, so fürchtete er wegen seiner Armuth nicht angenommen zu werden. „Ei — sagte Sokrates, der seine Wünsche entdeckte — schätzest du dich so gering? Rechnest du das Geschenk für nichts, daß du mir mit dir selbst machst?"

Der schon genannte Antisthenes kam täglich vom Piräus, wo er wohnte, eine halbe Meile nach der Stadt gegangen, um den Sokrates zu hören. Ja, ein anderer wißbegieriger Jüngling, Euklides, der in Megara, vier Meilen von Athen, wohnte, legte diesen weiten Weg gern zurück, um nur einen Tag den Umgang des Sokrates zu genießen. Als die Athener aus Erbitterung gegen Megara die Verordnung gemacht hatten, daß kein Megarer bei Lebensstrafe sich unterstehen sollte, nach Athen zu kommen, wagte es Euklides sehr oft, sich gegen Abend in Weiberkleidern durchs Thor zu stehlen, um nur den folgenden Tag in Sokrates Gesellschaft zu sein. Ein sehr löbliches Streben, die

Wahrheit zu erkennen, die nöthige Wissenschaft zu erlernen, und sich zu dem Zwecke an weise Lehrer zu wenden, selbst mit Mühe, Gefahr und Aufopferung! Dem einsichtigen und bessern Menschen wird die Wahrheit nie gleichgültig sein.

Es konnte nicht fehlen, daß das hohe Ansehen dem Sokrates den Neid aller andern Lehrer, der Sophisten, zuzog, die ihn bald verhaßt, bald lächerlich zu machen suchten. Ein satyrischer Dichter, Aristophanes, stellte ihn einmal in einer Komödie, die wir noch übrig haben, persönlich vor, und ließ ihn die größten Albernheiten schwatzen, welches die Zuschauer ungemein belustigte, zumal da der Schauspieler, der die Rolle des Sokrates hatte, durch Maske, Kleidung und Stimme sich dem Weisen so ähnlich zu machen wußte, daß man ihn beim ersten Blick erkannte. Sokrates, der selbst unter den Zuschauern saß, lachte herzlich mit, und stand sogar auf, um den Leuten das Vergnügen der Vergleichung zu gewähren.

Allein es blieb bei diesen scherzhaften Angriffen nicht. Drei Ankläger belangten diesen edlen Mann, trotz seines sittenstrengen, wenn auch vom Tugendstolz nicht ganz freien Lebens, bald nachher in vollem Ernste vor Gericht. Einer klagte im Namen der Priester, der andere im Namen der Staatsmänner, der dritte im Namen der Sophisten *), daß er die

*) Der Name Sophist, der vom Griechischen σοφός kommt, bedeutet eigentlich einen Weisen oder einen solchen, der weise macht. Diese stolze Benennung legte sich, ganz im Gegensatze zu der Bescheidenheit des wirklich weisen Sokrates, eine Menschenklasse (in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts bei), welche in Griechenland aus der Unterweisung, besonders in der Beredsamkeit, aber auch in allen beliebigen Fächern, ein wahres Gewerbe machte. Da das Volk im genannten Lande so viel vermochte, und keiner ohne dieses steigen konnte, so war alles daran gelegen, sich Ansehen und Einfluß bei demselben zu verschaffen. Zu dieser Kunst versprachen die Sophisten Anleitung zu geben, und sie waren in der That geschickte Rechtsverdreher, die den schwächern Grund zum stärkern machten, die mehr nach dem Schein als nach der Wahrheit strebten, mehr beschwätzen als überzeugen wollten, und die alles vertheidigten oder angriffen, wie man wünschte und zahlte. Eine verächtliche Menschenklasse, die den Namen des Weisen nicht verdiente; denn dieser sucht und liebt die Wahrheit um ihrer selbst willen, bleibt den als recht und gut erkannten Grundsätzen, ohne zu

Götter des Vaterlandes verachte, und die Jugend mit seinen frevelhaften Grundsätzen verderbe.

Es würde ihm ein Leichtes gewesen sein, die Grundlosigkeit dieser Beschuldigungen klar in wenig Worten zu zeigen. Allein sein gerechter Stolz verwarf jedes Mittel, sich vor solchen Unwürdigen mühsam zu entschuldigen. Er berief sich kurz auf sein öffentliches Leben, und versicherte, daß es seit 30 Jahren sein einziges Bestreben gewesen, seine Mitbürger tugendhafter und glücklicher zu machen. „Zu dieser Beschäftigung, schloß er, hielt ich mich von Gott berufen, dessen Urtheil ich ungleich höher ehre, ihr Athener, als das eurige.“ — Schon aus diesen Worten allein muß man schließen, es sei etwas Wahres daran gewesen, daß er nicht die griechischen Götter, sondern den wahren Gott verehrte. Aber dennoch war die Anklage, als habe er auf eine Veränderung der damaligen griechischen Religion hingewirkt, selbst

---

wanken, stets getreu, und unterdrückt die Selbstsucht. Die Sophisten zerfallen in 2 Hauptstämme: der eine in Sicilien und Unteritalien, deren Stifter Gorgias, der andere in Attika, deren Haupt Protagoras war.

Gorgias kam im Jahre 427 als Gesandter der Cedeliner nach Athen, gründete dort eine Schule der Beredsamkeit, ließ sich für seinen Unterricht Geld bezahlen, und behauptete marktschreierisch, jeden in der Rede gewaltig machen zu können. In einer Schrift stellte er 3 Sätze auf, die aller Vernunft und Erfahrung widersprechen, und höchst schädlich wirken mußten: 1) das eigentlich gar nichts sei; 2) daß, wenn auch etwas sei, man es doch nicht zu erkennen vermöge; 3) daß, wenn auch etwas erkennbar sei, die Erkenntniß davon nicht mitgetheilt werden könne.

Protagoras ein Abderit, die Weisheit genannt, war eine Art von fahrenden Gelehrten, der in Griechenland umherreisete, um vornehme Jünglinge für Geld in seinen Kunststücken zu unterrichten. Aus Athen ward er als Gottesläugner verbannt, seine Schriften wurden verbrennt, und er selbst kam auf der Flucht zur See um. Seine Grundsätze und Lehren waren wirklich abderitisch. Er meinte unter anderm, nichts sei, sondern alles werde nur, und da jeder Vorstellung sich eine gleiche entgegen stellen lasse, so sei die eine so wahr, als die andere; was niemand sich vorstelle, sei auch nicht.

Solche unwürdige Lehrer mußten unwürdige Schüler bilden, und diese konnten einem Sokrates nicht gewogen sein. Noch immer nennt man verschmitzte Menschen, die eine große Fertigkeit besitzen, Scheingründe aufzustellen, Sophisten.

im Sinne jener Zeit, falsch, denn er machte die für heilig gehaltenen Gebräuche mit, (mehr verlangte der Staat auch nicht,) nur legte er ihnen eine höhere Bedeutung unter.

Aber diese stolze Sprache erbitterte die Richter, die nach griechischer Sitte eine künstliche Vertheidigungsrede mit Bitten und Thränen erwartet hatten. Sie schickten ihn vorläufig ins Gefängniß, wohin er mit der größten Seelenruhe ging. Hier brachte ihm sein Freund und Schüler Lysias, ein berühmter Redner, eine schriftliche Vertheidigung, und bat ihn, sie auswendig zu lernen, und vor den Richtern zu gebrauchen. Sokrates las die Rede, und fand sie schön und passend: „aber — sagte er — wenn du mir ein Paar sicyonische Socken, noch so weich und passend, brächtest, so würde ich sie nicht tragen, weil ich's für unmännlich hielte. So, mein Freund, kann ich auch deine Rede nicht brauchen. Will man mich tödten, so bin ich wohl zufrieden, den Beschwerden des Alters auf einmal entrückt zu werden, das mich in wenig Jahren doch aufreiben würde*). Gern verlasse ich eine Welt, in welcher mein Gedächtniß im Herzen lieber Freunde doch noch lange leben wird."

In der nächsten Versammelung der 500 Richter wurden die Stimmen gesammelt, ob er leben oder sterben sollte. Durch ein kleines Uebergewicht von nur 3 Stimmen ward er für schuldig erklärt, und da er auch diesmal durchaus nichts zu seiner Vertheidigung sagte, sondern mit so ruhiger Würde den ungerechten Urtheilsspruch anhörte, daß er der Richter seiner Richter zu sein schien, so blieb nichts mehr übrig, als daß man, nach griechischer Sitte, ihn aufforderte, sich die Todesart selbst zu wählen. „Daß ich mein Leben — sagte Sokrates — in dem steten Bemühen zugebracht habe, die Jugend des Vaterlandes zur Gerechtigkeit und Mäßigkeit zu erziehen, dafür glaube ich nicht weniger verdient zu haben, als die olympischen Sieger, die lebenslang auf öffentliche Kosten im Prytaneum erhalten werden." — Dieser Stolz schien den Richtern unerhörte Unverschämtheit: sie verurtheilten ihn, Schierlingssaft zu trinken.

---

*) Er war schon im 70sten Jahre.



Ehe Sokrates die Versammlung verließ, hielt er noch eine rührende Abschiedsrede an die Hälfte der Richter, welche ihm günstig gewesen war, und versicherte, daß er denjenigen, die ihn verurtheilt hätten, gern verzeihe, ja daß er sich freuete, zu den Geistern der edeln Männer der Vorwelt hinüberzugehen, und schloß mit den Worten: „So müsset ihr denn alle guten Muth zum Tode haben, ihr Männer und Richter! und dies eine haltet fest und ungezweifelt im Herzen, daß dem guten Manne kein Böses begegnet, weder im Leben noch im Tode; die Augen der Götter stehen unverwandt über ihn und seine Schicksale offen. Auch mir ist dies daher nicht von ungefähr widerfahren; sondern ich weiß gewiß, daß jetzt zu sterben und von dem Joche erlöset zu werden, besser für mich gewesen ist. Deswegen habe ich auch mit euch, meinen Verurtheilern und Anklägern, nicht zu zürnen. Zwar habet ihr in der Absicht mich nicht angeklagt und verurtheilt; sondern ihr gedachtet, mir zu schaden, und verdient deswegen allerdings getadelt zu werden. Darum nur bitte ich euch noch: Wenn meine Söhne heranwachsen, und sie euch nach Reichthum oder sonst etwas mehr, als nach Tugend zu streben scheinen, so züchtigt sie, und thuet ihnen wehe, wie ich euch wehe gethan habe; und wenn sie sich dünken etwas zu sein, da sie nichts sind, so scheltet sie, wie ich euch gescholten habe, darum, daß sie nicht sorgen, um was man sorgen muß, und daß sie etwas zu sein glauben, da sie keinen Werth besitzen. Wenn ihr das thut, so werdet ihr thun, was recht ist, an mir und meinen Kindern auch. Aber es ist Zeit, daß wir von hier gehen, ich, um zu sterben, ihr, um zu leben. Wer von uns zum Bessern hingehe, weiß niemand, als Gott allein." Seine Freunde zerflossen in Thränen, und viele begleiteten ihn treulich in seinen Kerker zurück, wo ihm nun Ketten angelegt wurden.

Einen Tag vor der Fällung des Todesurtheiles war gerade die Procession auf dem Schiffe des Theseus nach Delos abgesegelt, während deren Abwesenheit kein Bürger in Athen hingerichtet werden durfte. Widrige Winde hielten das Schiff länger, als gewöhnlich, auf, und dies verzögerte den Tod des Sokrates um 30 Tage, während welcher ihn seine Freunde täglich im Gefängnisse besuchten. Ihre Unter=

haltungen waren die nämlichen, als sonst, und Sokrates bemühte sich zuweilen, ihre Schwermuth durch sanften Scherz zu erheitern. „Wir hatten — erzählt einer seiner Schüler — eine seltsam gemischte Empfindung: es war tiefer Schmerz, und doch noch eine geheime, wunderbare Wollust. Wir lagen liebend um unsern Lehrer her; manchmal lachten wir, dann weinten wir wieder. Der einzige Apollodorus, nach seiner Weise, blieb gleichgültig.“ Dieser Apollodorus war es, der unter andern einmal ausrief: Was mich am meisten kränkt, ist, daß du so unschuldig sterben mußt. — „So? sagte Sokrates. „Also würde dir's lieber sein, wenn ich schuldig wäre?“

Den Tag vor seinem Tode entdeckte ihm Kriton schüchtern, er hätte eine Summe Geldes zusammengebracht, die Wächter zu bestechen, daß sie die nächste Nacht die Thür offen ließen. „O Kriton — sagte Sokrates — in welches Land könnte ich flüchten, um dem Tode zu entrinnen?“ Kriton meinte, er wäre es seinen Kindern schuldig, den Verfügungen einer ungerechten Regierung zuvorzukommen; aber Sokrates bewies ihm, daß keine Ungerechtigkeit uns berechtigen könne, den Gesetzen des Vaterlandes ungehorsam zu sein. Und so verließ ihn denn am Abend wehmüthig die treue Schaar, mit der Abrede, morgen früher, als gewöhnlich wiederzukommen.

Sie fanden die Gerichtsdiener schon bei ihm, welche seine Ketten löseten, und ihm ankündigten, daß er vor Sonnenuntergang den Giftbecher trinken müßte. Auch seine Frau war da, und trug das jüngste Kind auf ihren Armen. Ihr Wehgeschrei veranlaßte den Weisen, sie durch einen seiner Schüler wegführen zu lassen. Dann rieb er sich behaglich die Stelle an seinem Beine, wo die Kette ihn wund gedrückt hatte, und sprach manches Lehrreiche über die nahen Grenzen des Schmerzens und Vergnügens. Die Unsterblichkeit der Seele, von der er fest überzeugt war, machte den Hauptinhalt der Unterhaltung dieses Tages aus. Phädon wollte sich dadurch nicht trösten lassen; daher sagte Sokrates, indem er dessen langes Haar durch seine Finger wallen ließ: „Dies schöne Haar wirst du, mein Phädon! noch heut zur Trauer um mich abschneiden; wär' ich an deiner Stelle, ich ließe es

nicht eher wieder wachsen, als bis ich in mir den schönen Glauben an Unsterblichkeit befestigt hätte."

Gegen Abend badete er sich, um, wie er sagte, nach seinem Tode den Weibern dies lästige Geschäft zu ersparen. Um Sonnenuntergang ward der Becher gebracht. Die Freunde baten ihn, noch zu warten, aber er weigerte sich. Sage mir, wie muß ich's machen? fragte er den Diener. — „Du mußt nach dem Trinken im Zimmer auf und nieder gehen, bis dich die Mattigkeit befällt; dann legst du dich zur Ruhe nieder." — Gut! Aber darf ich von dem Tranke auch wohl den Göttern opfern? — „Nein, das muß alles getrunken werden." — Nun, so will ich wenigstens beten, daß mein Ausgang von hinnen glücklich sein möge. — Er schwieg einen Augenblick, faßte dann mit unverändertem Gesichte den Kelch, und leerte ihn ruhig. Die Freunde schluchzten laut und rangen die Hände. „O still! sagte Sokrates; ich habe ja darum diesen Morgen die Weiber weggeschickt." Als das Gift zu wirken anfing, legte er sich nieder, und sagte zum Kriton: „Wir sind dem Aeskulap einen Hahn schuldig; opfere ihn ja, und vergiß es nicht." — Dies war bei den Griechen das Dankopfer für die überstandenen Lebensmühen, und man hat den Sokrates wohl getadelt, daß er, der sonst den wahren Gott erkannte, an seinem Lebensende noch ein Götzenopfer befahl. Indessen hatte er vielleicht seinen Verstand nicht mehr, und redete irre, vielleicht wollte er durch dieses Begehren auch nur andeuten, daß der Tod die letzte Genesung sei. Kriton fragte den Sterbenden, ob er ihm noch sonst etwas aufzutragen hätte; aber der Weise verhüllte sich in seinen Mantel, und antwortete nicht mehr, die Besinnung verließ ihn. Kriton drückte ihm weinend die Augen zu.

§ 72.

Plato († 347 v. Chr.). — Xenophon († 360).

Plato ist der Name eines der trefflichsten Männer, die sich jemals in Schriften verewigt haben. Er war aus einer vornehmen athenischen Familie, und zeigte früh eine blühende Einbildungskraft und eine edle Ehrbegierde. In sei-

ner Jugend beschäftigten ihn Malerei, Musik und die verschiedenen gymnastischen Uebungen. Dann versuchte er sich in der Dichtkunst; aber da er seine Verse gegen die homerischen hielt, warf er sie ins Feuer. Hierauf schrieb er einige Trauerspiele. Während die Schauspieler sich zur Aufführung derselben anschickten, lernte er Sokrates kennen, und dieser machte ihn so schnell auf seine Kräfte und auf seinen wahren Beruf aufmerksam, daß er auch die Trauerspiele unterdrückte, und sich nun ganz der Weisheit widmete.

Er fühlte ein heftiges Bedürfniß, Nutzen zu stiften. Der peloponnesische Krieg hatte alle Grundsätze einer edeln Denkart zerstört, und die Sitten verderbt. Der Ruhm, sie wieder herzustellen, reizte seinen Ehrgeiz. Tag und Nacht beschäftigte ihn dieser große Gedanke: er sehnte sich mit Ungeduld nach einem öffentlichen Staatsamte, damit er seinen Eifer und seine Talente zeigen könnte. Aber die Unruhen in seiner Vaterstadt, die häufigen Staatsumwälzungen und der unwürdige Tod seines Lehrers verleideten ihm bald diesen Gedanken. Er beschloß, seine Kenntnisse zu vermehren, und sich dann, wie Sokrates, dem Unterrichte zu widmen. In dieser Absicht ging er auf Reisen, und besuchte Egypten, Italien und Sicilien. Hier, in dem Staate von Syrakus, den eben damals ein Tyrann, Dionysius der Aeltere, beherrschte, welcher, um ein Freund der Weisheit zu scheinen, viele Philosophen um sich versammelte, ward auch Plato an den Hof gezogen. Der griechische Weise schmeichelte sich, einen Einfluß auf diesen menschenscheuen Despoten zu gewinnen, um dadurch einem reichen und gebildeten Volke auch einen weisen Herrscher zu schenken. Allein Dionysius hielt ihm nicht Stand. Zwar schien er im Anfange den Lehren des Weisen mit Eifer zuzuhören, auch erhob er diesen auf den Gipfel der Hofgunst; allein eine Menge von Umständen zernichtete bald die schönen Hoffnungen des Plato. Einmal behauptete der weise Grieche, nichts sei so verächtlich und nichts so unglücklich, wie ein ungerechter Fürst. Du redest wie ein kindischer Alter! sagte Dionysius zornig zu ihm. Und du wie ein Tyrann! versetzte Plato. Dieses Wort hätte ihm beinahe das Leben gekostet, denn der Tyrann gab dem Befehlshaber des syrakusischen Schiffes, auf welchem Plato nach Grie-

chenland zurückreisen wollte, heimlich den Befehl, ihn entweder ins Meer zu werfen, oder als einen gemeinen Sclaven zu verhandeln. Der Schiffsherr that aus Eigennutz lieber das Letzte, und verkaufte ihn wirklich. Aber die Freunde des Weisen schossen Geld zusammen, und kauften ihn bald wieder los. Als nun Dionysius erfuhr, daß Plato wieder in Athen wäre, schrieb er ihm, weil er sich vor dem Urtheile der Athener schämte, der Weise möchte doch im Reden seiner schonen, worauf er bloß diese verächtliche Antwort bekam: „Ich habe nicht Zeit, an Dionysius zu denken."

Am Ende einer Vorstadt von Athen lag der schöne Garten, die Akademie genannt, von dem bei Gelegenheit des Cimon schon geredet worden ist. Jetzt war der weite Raum mit Mauern und schönen Gebäuden eingeschlossen, reizende bedeckte Gänge luden häufige Spaziergänger ein, und anmuthige Bäche, die unter Plantanen hinflossen, bildeten ländlich schöne Partieen. Mehreren Gottheiten waren daselbst Altäre und Bildsäulen aufgestellt; auch sah man einen kleinen Tempel, der den Musen geweiht war. Hier schlug Plato seinen Sitz auf; hier besuchten ihn edle Jünglinge, denen er, gewöhnlich lustwandelnd oder stehend, die Lehren seiner Weisheit entwickelte. Daher kommt es, daß man noch jetzt ein Gebäude, in dem gelehrte Männer zusammen kommen, oder auch eine wissenschaftliche Anstalt eine Akademie nennt.

Plato war ein großer starker Mann, von breiter Brust, hohen Schultern und ernstem, etwas langsamem Gange. In seinem Wesen herrschte Würde mit Anmuth verbunden; seine große unbehaarte Stirn, sein sanftes Auge, der bescheidene Ernst seiner Mienen und die hinreißende Sprache seiner beredten Lippen — das alles flößte auf den ersten Anblick Ehrfurcht ein. Was er lehrte, und was er geschrieben hat — ein köstlicher Schatz! – ist für viele meiner Leser meist zu hoch. Die Griechen sagten, wenn die Götter herniedersteigen, und menschlich reden wollten, so würden sie in Plat'os Sprache reden. Plato steht von allen griechischen Weisen wohl der geoffenbarten göttlichen Religion am nächsten. Er (nebst seinem Lehrer Sokrates) hat geleistet, was ein sich selbst überlassener Geist durch Nachdenken und Benutzung früherer Forschungen und Ueberlieferungen zu leisten vermag. Er lehrte das Da-

sein einer freien, weisen, gerechten und geistigen Gottheit, die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung nach diesem Leben für Gerechte und Ungerechte; daß Gott aber allmächtig und allwissend sei, wußte er nicht; eine Fürsehung in dem Sinne, wie wir Christen dieselbe glauben, zu unserm höchsten und einzigen Troste bei allen Ereignissen des Lebens, kannte er nicht; Gott läßt, nach seiner Meinung, die Welt durch Geister beherrschen, und an die Stelle eines bestimmten Gottes setzt er auch wohl die Alles durchdringende Weltseele. Die Tugend stellt er als die Uebereinstimmung (Harmonie) des ganzen innern Menschen dar. Er forschte mit Ernst, Sehnsucht und Liebe, nach der Wahrheit, und dringt, wie sein großer Lehrer, auf Selbstkenntniß, als durchaus nöthig bei dem Suchen nach Wahrheit. Seine Lehre schwang sich von dem eitlen Irdischen zum Ueberirdischen. „Aus Gott" — das ist seine Ansicht über das höchste Wesen und über die Welt — „ist jeder Geist unmittelbar entsprungen, und aus diesem höhern Dasein wohnt dem Menschen eine dunkle Erinnerung göttlicher Vollkommenheit bei. Darum ist's unmöglich, ein Geist sein, und von Gott nicht wissen."

Dennoch sind weder seine Ansichten von der Gottheit noch von der Tugend ganz rein. In seinem Werke über den Staat, den er als Ideal (höchstes Muster) aufstellt, hat er von der Ehe unwürdige, ja gemeine Begriffe, er vergönnet den Frauen nicht die ihnen gebührende Stellung, ohne welche sie weder treue Lebensgefährtinnen des Mannes, noch nützliche Erzieherinnen ihrer Kinder sein können; da sind Sclaverei, Aussetzung schwächlicher Kinder und Lüge von Seiten der Obrigkeit zur Erreichung eines guten Zweckes gestattet. Man sieht, zu der Höhe des Christenthums, welches in jedem Menschen das Ebenbild Gottes achtet und den Bruder liebt, und welche Reinheit des Frommen fordert, konnte sich auch der weiseste und beste Heide nicht emporschwingen.

Unter seinen Schülern sah man athenische und ausländische Jünglinge, selbst aus den höchsten Ständen. Aristoteles und Demosthenes, von welchen noch Rede sein wird, sind unter ihnen in der Folge am berühmtesten geworden. Sogar wißbegierige Weiber fanden sich ein.

Von seiner Bescheidenheit erzählt man folgendes schöne

Beispiel. Er reisete einst nach Olympia, um die Spiele zu sehen, und traf dort mit einigen Fremden zusammen, die ihn nicht kannten. Er gewann bald ihre Achtung und Zuneigung durch die Anmuth seines Umganges und durch seine verständigen Gespräche, in welchen er jedoch alles Affectiren und Philosophiren vermied, und nicht ein Wort von Akademie, noch von Sokrates fallen ließ, so daß die Fremden, selbst als sie auf ihr Befragen seinen Namen erfuhren, gar nicht daran dachten, daß dieser der Plato sein könnte, dessen Ruhm ganz Griechenland erfüllte. Nach geendigter Feier reiseten sie mit ihm nach Athen, wo er sie in seiner Wohnung freundlich willkommen hieß. Sie waren überaus erfreut, einen so artigen Mann kennen gelernt zu haben, und baten ihn, sie in Athen umherzuführen, und ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. „Laß uns doch zuerst — sagten sie — den berühmten Schüler des Sokrates sehen, der deinen Namen trägt, und der die vortrefflichen Schriften verfaßt hat.“ Der bin ich selbst, sagte Plato mit einem bescheidenen Lächeln, welches die Ueberraschung seiner Gäste ihm erregte.

Einige Jahre später würde es ihm nicht gelungen sein, die Bescheidenheit so weit zu treiben. Denn als er ein anderes mal wieder bei den Spielen erschien, widerfuhr ihm dieselbe Ehre, die einst Themistokles genoß. Die Zuschauer riefen bei seinem Anblick jauchzend seinen Namen, und wandten die Augen von den Kämpfern weg, um nur ihn zu sehen.

Seine Mäßigkeit, Geistesheiterkeit und die sanften Leibesübungen, die in Griechenland auch die Alten nicht unterließen, verschafften ihm ein Alter von 81 Jahren, in dem er sein geschwächtes, zerrüttetes Vaterland immer tiefer sinken sah. Er starb an seinem Geburtstage auf einer Hochzeit.

Xenophon, ein anderer würdiger Schüler des Sokrates, über dessen erstes Bekanntwerden mit dem genannten Weisen schon Rede war, hat sich als Philosoph, Schriftsteller und Feldherr ausgezeichnet. Er ward zu Athen im J. 450 v. Chr. geboren. Sokrates gewann ihn für die Wissenschaft; übrigens hatte und behielt derselbe vielen Sinn für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens. Später machte

er die Bekanntschaft mit dem jüngern Cyrus, der zu Sardes in Kleinasien verweilte. Als dieser gegen seinen Bruder Artaxerxes II. ins Feld rückte, bekam Xenophon, schon früher ein braver Soldat im peloponnesischen Kriege, eine Anführerstelle in dem Heere, mit welchem die Griechen den jüngern Cyrus unterstützten. Das Unternehmen des letztern hatte einen traurigen Ausgang. Cyrus selbst fiel 401 in der Schlacht bei Kunaxa, und auch die bedeutensten Anführer der griechischen Truppen wurden durch die Treulosigkeit des Tissaphernes entweder gefangen oder getödtet. In dieser schwierigen Lage machte sich Xenophon um seine Landsleute äußerst verdient. Er stellte sich an die Spitze der noch 10,000 Mann starken Griechen, und führte diese, obschon keine Reiterei den Zug beschützte und deckte, auf einem Wege von 500 deutschen Meilen, mit Umsicht und Weisheit glücklich in ihr Vaterland zurück.

Diesen Rückzug, bei welchem Xenophon ein so schönes Feldherrentalent entfaltete, so wie die ganze Unternehmung des Cyrus, hat er, der Führer, selbst in einem Werke „Anabasis" genannt, umständlich beschrieben. Heimkehrend zu seinem Vaterlande, erfuhr er die ungerechte Verurtheilung und unwürdige Todesart seines geliebten Lehrers Sokrates. Erbittert gegen die frevelhaften und undankbaren Athener, welche ihren besten Bürgern so schmählich vergalten, entfernte er sich von seiner Vaterstadt, trat in die Dienste des spartanischen Königs Agesilaus, welcher in Kleinasien Krieg führte, und sammelte sich später in der Schlacht bei Koronna neue Lorbeeren. Die Spartaner, deren Ernst ihn mehr ansprach, als der Leichtsinn seiner Landesleute, empfingen den Xenophon als sehr willkommenen Gast, die Athener nahmen ihm dafür das Bürgerrecht und zogen seine Güter ein. Da suchten die Fremden, ihren Schützling abermals zu entschädigen, indem sie ihn mit Wohnung und Land in Elis beschenkten, wo er sich mit Jagd, Landwirthschaft, Studien und mit der Abfassung des größten Theiles seiner Schriften beschäftigte. Diese sind sämmtlich einfach, natürlich und dabei schön abgefaßt, in einem Style, der so leicht scheint, daß Jeder glaubt, ihn ohne Mühe nachahmen zu können, und der doch so schwer zu treffen ist. Die Griechen verkannten auch seine Verdienste

als Schriftsteller nicht, sondern nannten ihn die griechische Biene und die attische Muse. Außer der Anabasis verfaßte er noch die „Denkwürdigkeiten des Sokrates," meist in Gesprächen, welche der größte griechische Weise theils mit seinen Gegnern, den Sophisten, theils mit seinen Schülern und Freunden gehalten hat, und aus welchen wir des Sokrates Lehre und That wohl besser kennen lernen und beurtheilen können, als aus den Schriften des Plato, der, bei der Fülle seines eigenthümlichen Geistes, manche von seinen eigenen Ansichten mag hineingemengt haben. Vor mehreren anderen seiner Werke verdient die von ihm geschriebene „Cyropädie" eine besondere Erwähnung. Der Zweck des Verfassers ist, in dieser Schrift seine Grundsätze über die beste Verfassung einer Regierung aufzustellen. Außer mehreren Gesprächen besitzen wir von Xenophon noch eine Geschichte der Griechen in sieben Büchern, die als eine Fortsetzung der Geschichte von Thucydides angesehen werden kann. Wenn er auch als Geschichtschreiber den Herodot an Anmuth und Neuheit nicht erreicht, und wenn ihn Thucydides an Vielseitigkeit und Gründlichkeit überflügelt, so hat doch Xenophon ebenfalls seine Verdienste, und seine edle Einfalt ist nicht gering zu schätzen. Dieser würdige Schüler des Sokrates starb 360 vor Christus.

§ 73.

Griechische Kunst.

Ich könnte an dieser Stelle wohl noch manches Schöne aus dem Leben einiger andern edeln Männer erzählen, die, wie Plato und Xenophon, würdige Schüler des Sokrates gewesen sind. Aber da mich hier der Raum sehr beschränket, so muß ich zu andern Merkwürdigkeiten Griechenlandes forteilen.

Wie hoch sich die Bildhauerkunst emporgeschwungen habe, das wissen wir schon aus der Erzählung von Phidias. Nach diesem großen Meister standen noch viele berühmte Künstler auf, durch deren Fleiß manche griechische Städte mit Bildsäulen fast ganz bedeckt wurden; denn die Griechen

sparten kein Geld und keinen Marmor, um ihre Tempel mit Götterstatuen, ihre Straßen, Hallen und Plätze mit Denkmälern der Helden, Weisen, Künstler und olympischen Sieger zu schmücken. Poliklet, Pythagoras von Rhegium, Myron, und Praxiteles sind ebenfalls berühmte Namen. Poliklet lieferte eine kolossale Statue der Juno und einen Lanzenträger. Myron war besonders ausgezeichnet als Thierbildner, am bekanntesten ist die von ihm gefertigte Kuh, worüber ein Deutscher ein artiges Sinngedicht verfaßte:

„Du Hirte, warum läufest du
So weit zurück nach mir?
Stichst mit dem Stachel auf mich zu,
Und rufest: Fort von hier!
Ich bin des Künstlers Myrons Kuh,
Und gehe nicht mit dir.“

Das berühmteste Werk des Praxiteles, der um das Jahr 360 lebte, war die Statue des Venus zu Knidus.

Auch große Maler blüheten um diese Zeit, die größten waren Zeuxis, Parrhasius und Apelles. Zeuxis war ein sehr eitler Mann. Er verschenkte zuletzt seine Gemälde, weil er glaubte, sie wären zu kostbar, als daß sie mit Gelde bezahlt werden könnten; und bei den olympischen Spielen ging er in einem Purpurmantel einher, auf dessen Saume mit goldenen Buchstaben sein Name eingestickt war. Unter seinen Werken war eine Helena besonders berühmt. Man staunte bei dem Anblicke, woher doch der Künstler das Muster einer so hohen Schönheit entlehnt haben könnte.

Die Musik vervollkommnete sich auch, wiewohl sie nie zu dem Grade von künstlicher Zusammensetzung gelangte, wie bei uns. Man spielte nie allein, sondern entweder zum Tanze oder zum Gesange. Auch die Schauspiele wurden recitativartig mit Musik begleitet.

An Dichtern fehlte es nicht, doch war zu Perikles Zeit die schöne Periode der Dichtkunst schon geschwunden, die Schauspieldichtung ausgenommen. Aber zu Anfange des gegenwärtigen Zeitraums, um die Zeit von Xerxes Zuge blühten einige treffliche Hymnendichter, beide Böotier, Korinna aus Tanagra und Pindaros aus Theben. Korinna's Schön-

heit bewirkte, daß sie in den Wettgesängen bei den olympischen pythischen Spielen oft über ihren Freund den Preis erhielt; doch erkannte sie selbst dessen Ueberlegenheit an. Pindar (geboren zu Theben um das J. 520) ist uns auch darum werther, weil wir noch Ueberbleibsel von seinen Preisgesängen haben, die er auf die Sieger in den öffentlichen Spielen verfertigt hat. Seine Sprache ist darin so heldenkühn, wie der Geist der Griechen seiner Zeit: ein hoher Schwung belebt seine Hymnen, die voll der stärksten Gedanken sind. Von solchem Sänger öffentlich besungen zu werden, hielten ganze Staaten für einen Ruhm; daher überhäuften ihn die Athener und fast alle Stämme Griechenlands mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. Einst, als er in Delphi zu den pythischen Spielen erschien, setzte ihn das versammelte Volk auf einen erhabenen Sitz, umflocht sein Haar mit Lorbeerzweigen, und nöthigte ihn zu singen. Er nahm seine Lyra, und ließ entzückende Töne hören, die von allen Seiten ein lautes Beifallsgeschrei erweckten, und die schönste Zierde des Festes waren. Sobald das große Opfer geendigt war, lud ihn der Priester Apollo's feierlich zum heiligen Mahle ein, „denn — sagte er — das Orakel hat uns befohlen, dir einen Theil von den im Tempel dargebrachten Erstlingen aufzuheben“ — eine Ehre, die vor Pindar noch keinem Laien widerfahren war.

Der Tanz, der schon zu Homers Zeit so ausgebildet war, erreichte jetzt immer höhere Grade der Vollendung, denn die Griechen liebten ihn leidenschaftlich, doch nicht das Tanzen nach unserer Art, etwa Walzer oder Hopser oder englische Tänze; dergleichen würden sie sehr abgeschmackt und sinnlos gefunden haben. Die griechischen Tänze stellten jedesmal eine bestimmte Handlung aus der Götter- oder Heldengeschichte mimisch dar, und der Ausdruck der Tänzer in Mienen, Gebärden, Stellungen, Bewegungen der Hände, der oft mit Gesang begleitet war, erschien bald kriegerisch, bald feierlich, bald wehmüthig, bald fröhlich und scherzhaft. So traten an dem großen Feste der Panathenäen in Athen bewaffnete Jünglinge tanzend auf, wurden handgemein mit einander, und stellten nach dem Tacte der Flöten den Kampf Athenens mit den Titanen vor. Ausgelassene jauchzende

Tänze verherrlichten dagegen die Feier des Bacchusfestes, doch überall herrschte seelenvoller Ausdruck in den schönen Bewegungen und Verschlingungen; kein elendes Trippeln mit den Füßen allein, wie bei uns, während dessen das Gesicht eine saure Arbeit ausdrückt, noch ein unnatürliches Erhitzen machte den Tanz aus. Jede Muskel tanzte harmonisch mit, jeder Ton der Musik wirkte auf die Hände und auf die Physiognomie eine andere Bewegung. Bald tanzte der ganze Chor, bald trat ein einzelner Jüngling auf, der den Bachus, oder ein Alter, der den Silen darstellte. Wir können uns kaum eine Vorstellung von diesen religiösen Tänzen machen, weil wir gar nichts Aehnliches haben. Die schöne, weiche und leichte Bekleidung mit faltenreichen Gewändern machte alle Bewegungen leichter, alle Stellungen malerischer, und die Volksreligion gab dem Tanze eine Würde, durch welche sich die größten Staatsmänner nicht zu entehren glaubten. Ja, die Athener wählten einmal einen gewissen Phrynichus unter andern auch deswegen zum Feldherrn, weil er auf dem Theater des Bachus in der Rolle eines Helden am schönsten getanzt hatte.

In der Geschichte des Pisistratus ist Thespis als der erste genannt worden, der auf einem bretternen Gerüste ein Stück aus der Heldengeschichte dramatisch vorstellte. Er hatte die Idee unstreitig von den Chortänzern am Bacchusfeste hergenommen. Der begeisterte Sänger, der hier am Feste der Weinlese seine Rolle am besten gespielt hatte, erhielt einen Bock zum Geschenke, den er dem Weingotte opferte. Von diesem Bocke (im Griechischen Tragos) erhielt nachher das Trauerspiel den Namen Tragödie, d. h. Bocksgesang. Zur Zeit der Pisistratiden ward nun dem Bachus ein ordentliches Theater gebauet, und die Anordnung solcher religiösen Schauspiele mit Gesang und Tanz ward einem Dichter übertragen. Dieser bestimmte, welches Stück aus der Götter- oder Heldengeschichte aufgeführt werden sollte, arbeitete dasselbe aus, ließ die Sänger und Tänzer, welche mitspielen sollten, zu sich kommen, und lehrte einem jeden seine Rolle sammt allen damit verbundenen Deklamationen, Gebärden, Stellungen und Bewegungen. Er ordnete auch

die Chortänze, die musikalische Begleitung, die Kleidungen, Masken und Dekorationen an, und hatte also weit mehr zu thun, als unsere heutigen Theaterdichter. Gewöhnlich übernahm er auch selbst eine Rolle, besonders rühmt man von den tragischen Dichtern Phrynichus und Aeschylus, daß sie vortrefflich getanzt haben. Von dem Letztern, welcher gegen 100 Stücke verfertigt hat, haben wir noch 7 übrig, die zur Zeit der Perserkriege gedichtet sind, und damals Lieblingsstücke der Athener waren. Eins heißt die Sieben gegen Theben, ein anderes Agamemnon. — Phrynichus, der als Feldherr in Jonien tapfer gefochten hatte, stellte einmal die Zerstörung von Milet auf der Bühne vor. Dies Schauspiel machte einen so rührenden Eindruck, daß der Dichter zu einer Geldstrafe verdammt, und jede Darstellung einer gleichzeitigen Begebenheit verboten wurde. Nach diesem Phrynichus übernahm Aeschylus das athenische Theater, und stellte auf demselben Helden aus der Fabelwelt vor, deren eigener Charakter mit dem allgewaltigen Schicksal im Kampfe lag, und zuletzt demselben unterliegen mußte. Eine höchst poetische, erhabene Sprache herrscht in diesen wilden Dichtungen; ein Chor, der das Theater nie verläßt, nimmt an den Thaten und Worten der Zwischenspieler Theil, und läßt seine Gesänge und Tänze mit jenen einzelnen abwechseln. Diese Tänze müssen sehr künstlich gewesen sein, wie man noch an den künstlich abgemessenen Gliedern der Verse sehen kann; denn alle alten Tragödien waren in Versen geschrieben. Aeschylus war übrigens nicht bloßer Theaterheld, er hatte in allen Hauptschlachten gegen die Perser rühmlichst mitgefochten, besonders bei Salamis. Nach Cimons Rückkehr aus dem Chersonnesus ward er, wie schon erzählt ist, von dem jungen Dichter Sophokles besiegt, und verließ aus Unmuth darüber sein Vaterland auf immer. — Sophokles, zu seiner Zeit der schönste Jüngling in Athen, führte den Tanz der athenischen Jünglinge am Siegesfeste nach der Schlacht bei Salamis an. Er versorgte das athenische Theater beinahe 60 Jahre mit den trefflichsten Stücken, deren er weit über 100 schrieb. Wir haben noch 7 übrig, in denen die hohe tragische Kunst von Kennern bewundert wird. In ihnen ist alles schon weit mehr ausgebildet, als

in den Stücken des Aeschylus; auch ist der Chor auf weniger Personen zurückgeführt, und die Handlung der Zwischenspieler macht die Hauptsache aus. Sophokles starb in einem Alter von 93 Jahren, die er gleichsfalls nicht der Kunst allein, sondern auch dem Vaterlande gewidmet hatte, denn er war Feldherr und Staatsmann zugleich gewesen, und hatte bei der Unternehmung gegen Samos unter Perikles befehligt. Nach ihm kam die Tragödie an einen Schüler des Sokrates, Euripides, der schon im 18. Jahre sein erstes Stück schrieb. Er war zu Salamis geboren, gerade am Tage der Schlacht des Themistokles, von geflüchteten athenischen Eltern. Von seinen vielen Stücken haben sich noch 19 gerettet, z. B. Alceste, Orestes, Medea. Nach ihm kam die Tragödie schnell in Verfall. Aeschylus verräth die glühendste Einbildungskraft, Sophokles Ruhe, Ebenmaaß, wahren Schönheitssinn, Euripides moralisirt und philosophirt, und erreicht als Dichter keinesweges die beiden ersten. „Aeschylus — spricht ein deutscher Schriftsteller — stellt Ideale kühner, oft übermenschlicher Wesen auf, Sophokles Ideale von Würde und Schönheit, Euripides größtentheils Menschen des gewöhnlichen Lebens. Aeschylus erfüllt uns mit Staunen, Sophokles mit dem Gefühl der Größe, Euripides mit dem Gefühl des Mitleidens. Jener ist erhaben, dieser schön, der letzte rührend."

In Sicilien hatte sich unterdessen die Komödie ausgebildet, die in Athen erst zu Perikles Zeiten rechten Beifall fand, als ein neckfüchtiger Witzling, Aristophanes, den wir schon kennen, lebende Personen, selbst vom höchsten Stande, mit ihren Namen, Kleidern, Charakteren, öffentlichen und geheimen Geschichten aufs Theater brachte, und dem Gelächter des Pöbels Preis gab. Bei uns würde so etwas bestraft werden, in Athen war es erlaubt. Die dreißig Tyrannen hoben endlich diese Freiheit auf, und seitdem unterblieb der Scherz. Wir haben von den 50 Stücken, die Aristophanes geschrieben, noch 11 übrig, in denen die Sittenlosigkeit oft aufs höchste getrieben ist; gleichwohl kann dem Verfasser Welt- und Menschenkenntniß, Geist und Witz nicht abgesprochen werde; auch sagt er mit lachendem Munde häufig genug ernste und bittere Wahrheiten.

Das Theater war in Athen etwas viel wichtigeres, als bei uns. Nicht alle Tage wurden Schauspiele aufgeführt, sondern sie dienten zur Verherrlichung der höchsten Götterfeste, besonders der Dioysien, und gehörten also zu den öffentlichen Andachtsübungen. Dann dauerten sie mehrere Tage hinter einander, und fingen schon Vormittags an. Täglich wurden 4 Stücke auf einmal gegeben, und dem besten ward ein Preis zuerkannt. Hernach war das Theater auf ein Vierteljahr verschlossen. Entweder gab der Staat die Kosten her, oder ein reicher Bürger bat sich die Ehre aus, und dieser besorgte dann alles nach des Dichters Vorschrift. Zur Zeit des Perikles wurde einmal ein Trauerspiel des Sophokles mit solcher Pracht aufgeführt, daß sich die Kosten dieser einen Vorstellung so hoch, wie ein Feldzug gegen die Perser, beliefen. So wird wenigstens erzählt; jedoch möchte diese Angabe wohl einem gerechten Zweifel unterliegen. Außer Athen besaß fast jede Stadt ein Theater, nur freilich Sparta nicht, welches alle Künste verbannte. Aber selbst im Piräus hatte man eins erbauet, obschon es kaum 1 Stunde weit von Athen entfernt war.

§ 74.

Häusliches Leben der Athener.

Unter dieser Ueberschrift will ich einige ansprechende Nachrichten mittheilen, welche größtentheils ein französischer Gelehrter*) mit seltenem Fleiße aus den Schriften der Griechen gesammelt hat. — Früh Morgens mit dem Hahnengeschrei kamen die Landbewohner, alte Lieder singend, in die Stadt mit Lebensmitteln. Zu gleicher Zeit öffneten sich die Kramläden mit großem Geräusche, und die Straßen füllten sich mit Menschen. Ein Theil ging an seine gewöhnliche Berufsarbeit, andere zerstreuten sich haufenweise in die verschiedenen Gerichtshöfe, um das Richteramt zu verwalten.

*) Der Abbé Barthélemy in seinen Reisen des jüngeren Anacharsis in Griechenland, die auch ins Deutsche übersetzt sind.

Unter dem Volke wurde zweimal des Tages gespeiset, aber Leute von Stande hielten nur eine Mahlzeit, die meisten kurz vor Sonnenuntergang. Nachmittags wurde ein Schläfchen gehalten. In den Zwischenzeiten, Morgens vor Mittag und Abends vor dem Essen, wandelte man an den Ufer des Ilyssus oder rings um die Stadt, wo die Luft äusserst rein, und die Aussicht sehr reizend war. Der besuchteste Ort blieb indessen der Markt. Hier war oft Volksversammlung, hier das Prytaneum und der Gerichtshof der ersten Archonten, und ringsum war der Platz umgeben von Kramläden, Salbenbuden, Goldschmiedswerkstätten, Barbierstuben und andern Industriequartieren, wo es immer von Neugierigen, von Schwätzern, von Müßiggängern wimmelte, die ihre unersättliche Neuigkeitssucht zu befriedigen suchten, und Tag für Tag mit politischen Kannegießereien oder mit lauter Verspottung auffallend erscheinender Personen verbrachten. Hier donnerte Demosthenes; hier suchte Diogenes Menschen; hier trat Timon, der Menschenfeind auf, und redete also die Leute an: „Ihr Männer Athens, ich habe einen Feigenbaum vor meinem Hause, an welchem sich vier oder fünf Bürger aufgehängt haben; wenn Jemand ihn zu demselben Dienste gebrauchen will, so ersuche ich ihn, sich zu beeilen, denn ich will eben den Baum fällen.“ Viele Bürger, welche außerhalb der Stadt Ländereien besaßen, ritten früh hinaus, ertheilten den Sclaven ihre Befehle, und kamen oft erst spät zu Abend wieder nach der Stadt. Jagd und gymnastische Uebungen waren andere Unterhaltungen der Athener. Das Bad setzten sie keinen Tag aus, gewöhnlich badete man vor der Hauptmahlzeit. Reiche hatten Bäder in ihren Wohnungen, die Armen gingen in die öffentlichen Badehäuser, wo sie im Winter zugleich einen Zufluchtsort gegen die Kälte fanden. Nach dem Bade duftete man von Wohlgerüchen.

Die Kleidung eines Atheners war bloß ein Unterkleid ohne Aermel, welches bis an die Mitte der Waden reichte, und darüber ein weißer Mantel von feiner Wolle, welcher, wenn er schmutzig geworden, wieder gewaschen und mit Kreide geweißt wurde. Die Griechen verstanden es, denselben sehr geschickt und schön umzuwerfen, und setzten einen nicht geringen Werth in diese Kunst. Findet es doch Plutarch der

Mühe werth, an Perikles die schöne Haltung seines Ueberwurfes rühmend hervorzuheben. Die Vornehmen zogen gefärbte Kleider vor, besonders war die Scharlach-, Purpur- und Violettfarbe beliebt. Im Winter trug man große Röcke aus Sardes, voll großer Wollflocken. Geblümte Kleider waren nur für die Götter, für Schauspieler auf der Bühne und für — unehrliche Leute.

Die Athenerinnen färbten sich die Augenbraunen schwarz, und auf die Wangen legten sie Bleiweiß stark mit Roth vermischt. In die Haare flochten sie Blumen, und bestreueten den Kopf mit gelbem Puder. Ein weißes leinenes Gewand ohne Aermel und Näthe umhüllte den Leib bis auf die Fersen, war mit einem Knopfe auf der einen Schulter befestigt, und wurde durch einen breiten Gürtel unter der Brust zusammengehalten. Darüber trugen sie ein Jäckchen mit ganz kurzen Aermeln, und beim Ausgehen warfen sie noch ein Mäntelchen um die Schultern und einen Schleier um den Kopf. Die Haarflechtereien waren bei den athenischen Damen mannigfaltig, und hatten vielerlei Namen. Die Männer trugen dagegen das Haar kurz verschnitten, und vom Frisiren wußten sie nichts. Nur bei Feierlichkeiten flochten sie sich Blumenkränze ins Haar, ja verdiente Staatsmänner wurden zu diesem Behuf mit leichten goldenen Kronen beschenkt. Die Athener salbten sich bei Gastmählern, Opfern, Hochzeiten, bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten, und die Schwelger und Weiber thaten es alle Tage. Man benetzte mit Salben sogar die Betten und Möbeln. Viele nahmen zu jedem Theile des Körpers, für die Füße, Hände, Wangen, Haare, Augenbraunen und für den Hals, eine besondere Salbe. Auch Zahntincturen waren den Athenern gar nicht unbekannt. Die Kleinen versorgten sich mit hohen Schuhen, alle aber behängten sich mit Perlenketten, goldenen Ohrgehängen, brillantenen Ringen. Die Weiber kamen jedoch in Athen wenig in Betracht. Sie bewohnten einen eigenen Theil des Hauses, den kein fremder Mann betreten durfte. An den Gesellschaften und an den Mahlzeiten der Männer nahmen sie keinen Theil, sie waren immer von Sclavinnen umgeben. Die Frauen waren bloß Vorsteherinnen der Wirthschaft und Erzieherinnen der kleinen Kinder, selten Vertraute

des Mannes. Sie genossen nicht die Achtung, und erfreuten sich nicht des Einflusses, wie jetzt die Frauen in christlichen Staaten; ihre Bildung wurde vernachlässigt, und ihre Würde verkannt.

Auch gab es in Athen eine Menge unverheiratheter sittenloser Weiber, die aus dem weichlichen Kleinasien, besonders aus Milet kamen, und sehr übel auf die Sitten einwirkten.

Den Jünglingen in Athen drohete manche gefährliche Klippe, als das Spiel, die übermäßigen Wetten, z. B. bei Hahnengefechten, und der Aufwand in Pferden und Hunden. Viele verschwendeten ihr väterliches Erbgut bloß in prächtigen Gespannen, mit denen sie in den Wettrennen um den Preis buhlten, andere in köstlichen Kleidern.

Fahren war in Athen lange nicht so häufig, wie bei uns. Selbst die Vornehmsten gingen zu Fuß, und es war schon ein Beweis von seltener Weichlichkeit, wenn sich jemand in einem Wagen fahren, oder in einer Sänfte tragen ließ. Höchstens ließen schwächliche Leute einen Sclaven mit einem zusammengelegten Sessel hinter sich hergehen, um sich auf dem Markte oder sonst irgendwo setzen zu können. Die Männer führten fast immer einen Stock in der Hand, die Frauen ließen sich einen Sonnenschirm überhalten. Nachts ließ man sich von einigen Sclaven mit einer Fackel begleiten, sonst wurde man gewöhnlich ausgeplündert.

Auf den Straßen ging es übrigens in Athen sehr tumultuarisch zu. Das Volk drängte sich hin und her, Ausrufer schrien Verordnungen und Bekanntmachungen aus, Bettler hielten die Vorübergehenden an; Reiter, Kärrner, Wasserträger, Handwerker mit ihren Geräthen hinderten manchen unfein genug, und Taschenspieler, Andere, die abgerichtete Hunde tanzen ließen, stopften den Gang zuweilen dergestalt, daß man kaum durchkommen konnte. Die Hauptwache auf dem Markte wurde von Scythen versehen, die das Griechisch bis zum Lachen elend sprachen, aber tapfere Trinker waren. Der gemeine Athener soll, besonders in den bessern Zeiten der griechischen Geschichte sehr nüchtern gelebt haben.

Verwundete Krieger und durch Alter zur Arbeit untüchtige arme Bürger erhielten täglich aus der Staatskasse eine

Gabe. Jeden Neumond stellten die Reichen auch zur Ehre der Hekate an den Straßenecken Mahlzeiten für die Armen hin. Demagogen, wie Perikles und Alcibiades, luden zuweilen das ganze Volk auf eine Hekatombe zu Gaste. Doch war im heidnischen Alterthum im Ganzen für die Armen und Unglücklichen schlecht gesorgt; ein viel besseres Loos wurde denselben durch das Christenthum, dessen Geist Liebe ist, zu Theile.

Die Häuser in Athen, etwa 10,000 an der Zahl, meist unansehnlich, hatten nur zwei Stockwerke, deren oberes für die Frauen, das untere für die Männer war. Glasfenster kannten die Alten nicht: sie ließen entweder die leeren Oeffnungen ganz frei, oder zogen Vorhänge vor sie her. Die Dächer waren flach, daß man auf ihnen gehen konnte. Viele Häuser hatten hinten einen Garten, viele auch vorn einen kleinen umzäunten Hof, durch dessen mittlern Gang man an die Hausthür gelangte. Vorn zierte manches Haus eine bedeckte Säulenhalle. Prächtig, künstlich und kostbar waren meist nur die Tempel und öffentlichen Gebäude; mit einem gewissen Stolze stattete man dieses gemeinsame Eigenthum aus, wie es auch im Mittelalter der Fall war. Allmälig errichteten aber die Staatsmänner herrliche Paläste.

Innerlich waren die Häuser der Vornehmen zum Bewundern prächtig. Die Reichen verwandten auf schöne Möbel unermeßliche Summen. Ihre Zimmer waren gemalt, oder mit Tapeten und Gemälden bekleidet, der Speisesaal war mit einem prächtigen Fußteppiche belegt, und die Tische, die niedrigen Speisesophas (Triklinien), auf denen je drei Personen liegen konnten, auch die Bettstelle, waren von Cedern-, Citronen- oder Ebenholz, bei manchen gar von ächtem Golde oder Silber, oder mit Elfenbein, Schildpatt u. dgl. ausgelegt, auch mit ganz elfenbeinernen Füßen, welches alles des Abends beim Scheine der Kerzen einen prunkenden Glanz von sich warf. Die Stühle ließ man in Thessalien machen, die Bettmatratzen, mit Daunen ausgestopft, in Korinth, die Kopfkissen in Karthago. Das Oberbett war eine Purpurdecke, die allein wohl einige tausend Thaler kostete. Die Thüren waren mit Vorhängen von den feinsten Zeugen verhängt, und die Tapeten aus Babylon stellten

Perser in Schleppkleidern, Geier und fabelhafte Thiere vor. (Wie sieht es dagegen im jetzigen Athen aus? Lamartine beschreibt es in folgender Weise: „Heutzutage ist der Anblick ernst, düster, schwarz, öde und wüste; ein Stein auf dem Herzen; nichts Lebendiges, nichts Grünes, kein Leben, kein Reiz; eine erschöpfte Natur, die Gott allein beseelen könnte; die Freiheit würde hier nicht hinreichen; für den Dichter und für den Maler steht auf diesen kahlen Bergen, auf diesen steilen Caps mit ihren Tempelruinen, auf diesen sumpfigen, steinigen Haiden, die nichts mehr als klingende Namen haben, geschrieben: „Es ist vorbei!" Ein apokalyptisches Land, das von irgend einem göttlichen Fluche, von irgend einem großen Prophetenwort getroffen scheint; ein Jerusalem der Nationen, in welchem es nicht einmal mehr ein Grab gibt. Das ist der Eindruck von Athen und allen Gestaden Attikas, der Eindruck der Inseln und des Peloponneses." Wie sich doch die Zeiten ändern!)

In der Regel waren die Mahlzeiten der alten Athener nicht schwelgerisch, aber an den Tafeln der Reichen herrschte auch große Pracht, doch trieb man die Schwelgerei lange nicht so weit, wie in Sicilien und Unteritalien und späterhin zu Rom. Silberne und goldene Geschirre, oft mit Edelsteinen besetzt, prangten auf der Tafel und dem Schenktische, und die Menge und Verschiedenheit der Gerichte verräth eine weit raffinirtere Kochkunst, als bei uns selbst in den vornehmsten Häusern gewöhnlich ist. Vom Seebläuling aß man nur den Vordertheil, vom Seewolfe und Meeraale nur den Kopf, vom Thunfische die Brust, von der Roche den Rücken, und das Uebrige überließ man den Sclaven. Sardellen aus siedendem Oele sollen vortrefflich geschmeckt haben. Ueberhaupt benutzten die Athener das schöne reine Baumöl, weswegen Attika noch heut zu Tage berühmt ist, fast zu allen ihren Speisen; man trug auch ganze Oliven in Salzlake auf, die zum Appetit reizten. Krebse, Muscheln, Seespinnen, Kugelfische und Austern gehörten schon damals zu den Leckereien, und eingesalzene Fische lieferte das schwarze Meer in großer Menge. Aepfel ließ man aus Euböa kommen, Datteln aus Phönizien, Quitten aus Korinth, berühmte Mandeln aus Naxos. Die Gartenfrüchte waren in Attika

von ganz besonderer Süßigkeit, und die Feigen, die hier wuchsen, wurden getrocknet sogar nach Persien für die Tafel der Großherrn gesandt. Das Pfropfen der Bäume war schon bekannt. Man eröffnete die Mahlzeit mit Muscheln und Eiern, dann folgten Würste, Schweinsfüße, eine Leber von einem wilden Schweine, ein Lammskopf, ein Kälberragout, Vögel in heißer Brühe. Der zweite Gang lieferte Wildpret und leckere Fische, zum Schluß kamen Früchte. Kuchen und Pasteten hatte man von allen Arten. Viele Fische erschienen mit ausgenommenen Gräten, und dafür gestopft mit allerlei köstlichem Füllsel. Weine hatte man vielerlei, doch war der Chier der köstlichste, und die Kunst, ihn zu verfälschen, war den griechischen Weinhändlern auch schon geläufig.

Die Griechen saßen nicht zu Tische, sondern lagen, wie noch jetzt die Morgenländer, auf Polstern, und die Tafeln waren niedrig. Jeder Gast hatte einen Sclaven zur Bedienung hinter sich, den er manchmal mit einer Portion zu einem abwesenden Freunde schickte — eine Freiheit, die kein Wirth übel nahm. Bei lustigen Gelagen wählte man durch Loos einen König des Schmauses, der alles leitete, spaßige Trinkgesetze vorschrieb, auch wohl einem zu sparsamen Trinker den Wein über den Kopf goß. Die Libationen (Ausgießungen) für die Götter und das Händewaschen wurden auch nicht unterlassen. Fröhliche Gesänge waren die Würze des Mahles, oft ging die Lyra herum, und jeder Gast mußte ein Liedchen vortragen. Flötenspieler, Tänzerinnen, Gesellschaftsspiele, witzige Aufgaben, u. s. w. erhöheten manchmal die Lustigkeit. Auch Gaukler ließ man kommen, welche auf den Händen gingen, und die Beine nach oben richteten, oder Feuer spien, u. s. w.

Damit die Reichen niemals die Langeweile hätten, in ihrem Hause allein zu essen (denn ihre Frauen und Kinder durften ja nicht mit essen), so hielt sich jeder eine Gesellschaft beständiger Tischgenossen, die sich zur gehörigen Zeit einstellen, und den Wirth unterhalten mußten. Man nannte diese Menschen Parasiten, Schmarotzer. Da sich nur arme Wichte zu diesem Geschäfte hergaben, so dienten sie oft dem Wirthe und dessen Freunden zum Ziele ihrer Spöttereien oder witzigen Einfälle, die sie jedoch in Rücksicht auf den

köstlichen Freitisch mit tiefster Demuth ertrugen; denn ihr größtes Studium war, sich die hohen Gönner durch Schmeicheleien und durch tauseud kleine Aufmerksamkeiten geneigt zu erhalten.

Unter den vielen Sclaven, die ein reicher Athener hatte, bekleidete jeder ein eigenes Amt. Einer besorgte den Aufputz der Tafel, ein anderer die Gefäße, Leuchter, u. s. w. Einer kaufte ein, ein anderer war Koch, dieser Kuchenbäcker, jener Vorschneider, der Kellermeister, ein anderer Mundschenk, wieder ein anderer unterrichtete die Kinder des Hauses. Keiner durfte an den Staatsverhandlungen Theil nehmen. Auf dem Lande betrieben sie Viehzucht, Ackerbau, Jagd und Fischfang. Man sah sehr auf hübsche Sclaven, auch wurden schon die Mohren dazu gebraucht, und theuer bezahlt. Beim Ausgehen ließen die Vornehmen gern ein paar wohlgekleidete Sclaven, und die Weiber Sclavinnen hinter sich hergehen. Ein Nachtreter dieser Art war für 2 Minen (40 Thlr.) zu haben, wogegen ein Sclave, der ein Handwerk oder eine Kunst verstand, 5 bis 6 Minen kostete. Fünfzig Sclaven in einem Hause waren eben nicht ungewöhnlich, Reiche hielten deren noch mehrere, selbst ärmere Bürger pflegten einen zu haben; den ärmsten verrichteten Weib und Kinder die häuslichen Dienste. Das Verhältniß der Freien zu den Sclaven war in Attika wie 1 zu 3. Aus einer Zählung, welche kurze Zeit nach dem Tode Alexanders d. G. angestellt ward, ergibt sich, daß Attika damals etwas über eine halbe Million Bewohner enthielt, von denen 130,000 Freie und gegen 400,000 Sclaven waren. Ein trauriges, wahrlich nicht beneidenswerthes Mißverhältniß! Wenige befehlen und genießen, viele dienen und darben. Hätten doch die Griechen, die so sehr die Freiheit liebten und so eifrig für sich erkämpften, auch andern Menschen dieses edle Gut gegönnt und gelassen! Außer den gebornen Sclaven lieferte der Krieg die meisten, denn der Gefangenen Loos war gewöhnlich Sclaverei und oft Niedermetzelung.

Da der Staat jedem Manne, der sich um ihn verdient gemacht hatte, ein öffentliches Denkmal setzte, so wollte bald jeder etwas wohlhabende Bürger ein prächtiges Monument besitzen, und machte die Errichtung desselben im Testamente



seinen Erben zur Pflicht. Wie man nun alles übertrieb, so schweifte man auch hierin aus; denn es gab Monumente, die zwei Talente gekostet hatten, d. h. 2,400 Thlr. Man gab den Todten goldenen und silbernen Schmuck mit, setzte auch wohl die Asche in einer goldenen Urne bei — für die Diebe sehr erwünscht. Ein Athener soll sogar seine Hunde und Hähne mit Pracht bestattet, Gastmähler ihretwegen angestellt, und ihnen Denkmäler mit Inschriften gesetzt haben, vielleicht um alle Monumente lächerlich zu machen.

Seitdem Alcibiades mit seinen purpurnen Segeln und seinem Schilde von Elfenbein und Gold ein Beispiel von Ueppigkeit im Kriege gegeben hatte, ahmten ihm auch hierin die reichen Prasser nach. Die Betten auf den Schiffen hingen in Gurten, ja man brachte auf den Schiffen selbst warme Bäder an, und manche Feldherren führten eine Menge von Flötenspielern, Harfenschlägern und Tänzerinnen mit sich.

Viele Herren und Frauen hielten sich zum Zeitvertreibe allerlei niedliche Thiere, Hunde, Affen, sicilische Tauben, Fasanen und Pfauen. Die letzteren waren so theuer, daß man für den Preis eines Pfauen eine Statue kaufen konnte.

Unser Zeitalter müßte also doch noch viel tiefer sinken, ehe es sich in der Sittenlosigkeit mit jenem Zeitraume der Weltgeschichte, besonders nach dem peloponnesischen Kriege, messen könnte. Man wird aber fragen: Hielten es denn solche Prasser lange aus? Manche allerdings. Doch sah man auch viele, wenn sie nichts mehr besaßen, freiwillig den Giftbecher ergreifen, und Kallias, der reichste Athener seiner Zeit, behielt, nachdem er sein ungeheures Vermögen mit Parasiten verprasset hatte, zuletzt nichts übrig, als eine alte treue Sclavinn, denn alle Freunde verließen ihn, da er sie nicht mehr füttern konnte.

Welch ein wunderbares Gemisch war also dieses athenische Volk! Die strengste Tugend und das ausschweifendste Laster wohnten in denselben Mauern vereint, und alle kamen in dem äußern Scheine der Artigkeit überein, nur daß einige auch die Derbheit der Spartaner nachäfften. Der Umgangston der gebildeten Athener war so fein, so witzig und geistreich, daß die attische Feinheit noch jetzt zum Sprichworte dient, und es ist fast kein einziger Athener von Be-

deutung, von dem wir nicht noch jetzt einige witzige Antworten und einen treffenden Einfall wüßten.

§ 75.

Athenische Erziehung.

War in einem athenischen Hause ein Knabe geboren, so hängte man einen Kranz von Oelzweigen aus, und war's ein Mädchen, ein wollenes Band. Der Oelzweig sollte die Ackerbeschäftigung, und das wollene Band die weibliche Emsigkeit bedeuten. Das neugeborene Kind wurde dem Vater zu Füßen gelegt, um anzudeuten, daß ihm das Recht über Leben und Tod des Kindes zustehe. Hob er es auf, so war dies ein Zeichen, daß er es ernähren und erziehen wollte; unterließ er dieses, so wurde das arme Kleine ausgesetzt oder getödtet, jedoch fand diese Unmenschlichkeit in den bessern Zeiten selten statt. Leider ist solche Unsitte dem Heidenthume, welches die wahre Würde des Menschen verkannte, eigenthümlich, und noch gegenwärtig bei den Chinesen gebräuchlich.

Am siebenten oder zehnten Tage gab der Vater sämmtlichen Verwandten einen Opferschmaus, bei welchem das Kindlein einen Namen erhielt, nur einen einzigen, und selten so, wie der Vater hieß, denn Familiennamen hatten die Griechen gar nicht. Man wählte gern den Namen eines berühmten Vorfahren, und zur nähern Bezeichnung wurde hinzugefügt, wessen Sohn der genannte sei, z. B. Cimon, des Miltiades Sohn. Zwischen dem ersten und dritten Lebensjahre wurde der Knabe in eine der Bürgerzünfte eingeschrieben, um ihm für die Zukunft die so bedeutenden als ehrenvollen Rechte eines athenischen Bürgers zu sichern. Bei dieser feierlichen Handlung mußten die Eltern durch einen Eid erhärten, daß der Knabe der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerinn aus rechtmäßiger Ehe sei.

Schon früh begann dessen Unterricht. Ein treuer und verständiger Sclave ward ihm zum Hofmeister gegeben; dieser führte ihn in eine öffentliche Schule, wo Gymnastik und Musik nach ihren Anfangsgründen getrieben wurden. Hier

lernte er die Buchstaben kennen, und mit einem Stifte zierlich nachbilden. Das Lesen kostete viel Mühe, denn es gehörte eine eigene Musik zur Aussprache gewisser Sylben, und die alten Sprachen hatten so viel Gesangartiges, daß man den Schülern die Buchstaben mit Accenten bezeichnen mußte, um sie auf den hohen und niedern Ton, mit dem sie ausgesprochen wurden, aufmerksam zu machen.

So stand die Grammatik mit der Musik in sehr naher Verbindung, daher derselbe Lehrer die Anfangsgründe von beiden beibrachte. Um die Stimme auch durch den Gesang zu bilden, lernte der Knabe früh ein Saiteninstrument. Abwechselnd mit diesen Lektionen ging sein Hofmeister mit ihm in ein Gymnasium, um seinen Körper zu üben.

Gymnasium bedeutet eigentlich einen Ort, der zur Uebung in körperlichen Geschicklichkeiten bestimmt ist, wobei man also nicht an gelehrte Schulen denken muß. Solcher Anstalten gab es in Athen drei. Es waren weitläufige Gebäude, von einem Garten umschlossen. Zuerst trat man in einen viereckigen Hof, mit Gebäuden und Hallen umringt. An drei Seiten derselben waren große mit Sitzen versehene Säle, wo die Redner und die Philosophen ihre Schüler versammelten, und an der vierten Gemächer für die Bäder und für die übrigen Bedürfnisse des Gymnasiums angebracht. Die Hallen waren so angelegt, daß man dort im Winter sicher vor dem Nordwind und Regen, und im Sommer frei von den Sonnenstrahlen weilen konnte. Aus dem ersten Hofe kam man in einen zweiten, der gleichfalls mit Hallen eingeschlossen war. Hier übten sich die Zöglinge — siebenjährige Knaben und zwanzigjährige Jünglinge — im Ringen, Werfen, Springen, Laufen in tiefem Sande, u. s. w. Eine Magistratsperson und mehrere andere vom Areopag gewählte Männer hatten die Aufsicht über diese Uebungen, daß dabei nichts Unrechtes vorfiel, und sorgten für das Oel, mit welchem die jungen Kämpfer sich bestrichen, um ihre Glieder gelenkig zu machen, und im Ringen nicht so leicht gefaßt zu werden. Aehnliche Anstalten waren die, welche man Palästren nannte, nur daß sie für erwachsene Fechter von Gewerbe (Athleten) dienten. Daß die Athener auch für die Ausbildung, Erstarkung, Abhärtung und Geschicklichkeit

des Körpers bei der Erziehung sorgten, war weise und löblich; eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe hat mit Recht den Alten für das Muster eines Menschen gegolten, denn ist das Werkzeug, mit welchem die Seele wirken muß, schwach und untauglich, so wird die Seele, die Herrinn und Meisterinn, weniger Tüchtiges und Großes leisten können; ist diese aber selbst ungesund, so frommt ihr auch das beste Werkzeug nicht. Die körperlichen Uebungen hatten auch das Gute, daß sie als treffliche Vorübungen zum Kriege dienen konnten; wurden aber die Körperkräfte einseitig geübt, so führte dieses zur Vernachlässigung des Geistes und Herzens, zur Rohheit und Wildheit.

Die Knaben mußten jede Witterung ertragen, reiten, schwimmen, tanzen lernen; späterhin fügte man noch das Zeichnen hinzu. Wuchs der Knabe zum Jünglinge heran, so gab man ihm Lehrer in allen nützlichen Wissenschaften, wozu oft die größten Philosophen genommen, und theuer bezahlt wurden. Beredsamkeit, Sittenlehre, bürgerliches Recht, Staatskunst und Geschichte machten nun seine Studien aus. Vor allen Dingen übte er sich im Reden, weil man ohne diese Kunst im Alterthum durchaus nicht sein Glück machen konnte. Beiläufig machte er dann wohl einmal ein Pferderennen mit, und suchte den Preis zu erhalten, oder er zeigte sein Talent und seinen Anstand in öffentlichen Musik- und Tanzchören an großen Festen. Bei der ersten Bildung der Griechen bediente man sich vorzüglich der Dichter, besonders des größten Aller, des Homer. Ihn lernten die Knaben zuerst lesen, und mußten schöne Stellen aus ihm fertig hersagen. Daher die Begeisterung der Griechen, zumal der Athener, für alles Schöne, daher ihr feiner Geschmack, daher die vielen staunenswerthen Kunstwerke, die kein anderes Volk der Erde aufzuweisen hat.

Im achtzehnten Jahre ward der Jüngling zum Kriegsdienste eingeschrieben, wozu er in einer Kapelle zwischen heiligen Altären geloben mußte, tapfer die Waffen zu führen, seine Posten nicht zu verlassen, und, wenns sein müßte, fürs Vaterland zu sterben. Nach dem zwanzigsten Jahre durfte er den Volksversammlungen beiwohnen, und sich um eine Stelle im Staate bewerben.

Bücher gab es bei weitem nicht so viele, wie bei uns, die Schriften der Weisen, die Werke der Dichter, die Reden und Geschichtbücher, konnten nicht anders, als durch Abschriften vervielfältigt werden, die dann freilich sehr theuer sein mußten. Man schrieb auf lange Rollen von Papier, das aus der Papyrusstaude gemacht war, und zwar nur an der innern Seite, und heftete an dem einen Ende ein Zettelchen an, auf welchem der Titel des Buches stand. Das Lesen war also sehr beschwerlich, indem man das Papier wie ein Stück Tuch von 20 bis 30 Ellen abwickeln mußte, und ein Buch, welches jetzt bequem in die Tasche gesteckt werden kann, bestand damals aus einem Haufen Rollen, an denen ein paar Sclaven zu tragen hatten. Es mußte schon ein reicher Mann sein, der 30 bis 40 Bücher in seiner Bibliothek haben konnte. Plato bezahlte einmal 100 Minen für drei kleine Abhandlungen eines sicilischen Philosophen.

Aus diesen Gründen bildete sich die griechische Jugend lieber durch den Unterricht der Dichter und Philosophen, als aus Büchern, und unsere liebe Jugend mag gleichfalls nur früh darauf bedacht sein, daß sie nicht über dem vielen Lesen und Schreiben das Reden verlernet, eine Kunst, die jetzt nur wenige besitzen, und die von noch wenigern absichtlich geübt wird. Seitdem wir so viel lesen und schreiben, haben wir gegen die Alten an Gedächtniß, an Eigenthümlichkeit, Kraft und an Beredsamkeit unendlich verloren, wenn wir auch an Vielseitigkeit bedeutend gewonnen. Das viele Lesen macht den Menschen noch nicht gebildet und aufgeklärt, sondern das aufmerksame Lesen guter Schriften. Schlechte Bücher verderben und verkrüppeln Geist, Herz und Sitten, wie schlechte Freunde und Gesellschafter. Das übertriebene Lesen raubt die Zeit zu nützlicheren Beschäftigungen, verwirrt und verdrängt das eigene Urtheil. Ungläubige Schriftsteller suchen uns das edelste Kleinod, den Glauben, zu entwenden. Verfasser von Romanen bringen uns eine unrichtige Ansicht vom Leben bei, verweichlichen und verpesten die Sitten. Man treffe daher eine weise Wahl im Lesen. Nach dieser kleinen, aber in unserer Zeit nicht unnöthigen Abschweifung fahren wir mit der Schilderung athenischer Erziehung fort.

Also nichts von Gymnasien und Akademien, nichts von

Universitäten mit ihren Fakultäten! Solche Anstalten nach unsern Begriffen kannten die Griechen nicht. Doch hatten sie Staatsmänner, Philosophen und Aerzte. Der erste große Arzt lebte zu Plato's Zeit. Er hieß Hippokrates, war Philosoph und Naturforscher, und hatte sich theils durch fleißige Beobachtung des menschlichen Körpers, theils durch eine Menge Täfelchen gebildet, welche Genesene in den Tempeln aufgehängt, und auf welche sie ihre überstandene Krankheit und die gebrauchten Mittel aufgezeichnet hatten. Er hat ein treffliches Werk geschrieben. Das gemeine Volk behalf sich mit Hausmitteln oder abergläubischen Dingen, wie denn überhaupt der Aberglaube unter dem griechischen Pöbel, besonders unter den Weibern, entsetzlich groß war. Sie zauberten um Mitternacht, auf Gräbern und auf Scheidewegen, und hatten so vielerlei Ahnungen, als nur irgend ein altes Mütterchen bei uns haben kann. Das Ohrklingen und das Niesen hatte schon damals seine absonderlichen Bedeutungen, und die Mondviertel kamen bei allen Beschäftigungen sehr in Betracht. An Wahrsagern und Wahrsagerinnen fehlte es nicht, und die unsinnigen Vorstellungen von den Göttern glaubte und vertheidigte der Pöbel eben so hartnäckig, wie der Türk die Mährchen im Koran. Daher auch die aufgeklärten Philosophen ihre vernünftigen Gedanken über Gott vor dem Pöbel sorgfältig verbergen mußten. Ja, einige, die man wirklich als Neuerer anklagte, konnten nur durch eine schnelle Flucht ihr Leben retten, wie Anaxagoras, und andere, wie Sokrates, mußten dafür sterben. Was die athenische Bildung überhaupt betraf, so bemerken wir noch, daß die Hellenen vorzüglich ausgezeichnet waren in den Künsten, besonders in der Dichtkunst, Beredsamkeit und Bildhauerkunst; von den Wissenschaften waren es die Philosophie und Geschichte, worin sie am meisten leisteten. In der Kunst der schönen Darstellung werden sie immer Muster bleiben. Dies muß man zugeben, aber wenn Einige nur bei den alten Griechen das Schöne und Wahre finden wollen, und die großartigen Leistungen der mittlern, neuern und neuesten Zeiten ganz verkennen, so ist dieses eine Einseitigkeit, Thorheit und Ungerechtigkeit. So können z. B. die gothischen Dome des Mittelalters, obschon sie in einem andern Style

aufgeführt sind, wahrlich den Vergleich mit griechischen Tempeln aushalten. Das Schöne braucht ja nicht immer in einer Form dargestellt zu werden, es liebt vielmehr die Mannigfaltigkeit. Jedes Land und jeder Boden bringt eigenthümliche Pflanzen und Blumen hervor; die Ceder, die Eiche, die Palme, der Blüthenbaum haben alle ihre eigenen Vorzüge. In den Wissenschaften besonders hat die neuere und neueste Zeit bedeutende Fortschritte gemacht, und die allgemeine Bildung ist unter uns unvergleichlich größer, wie bei den Griechen. Denn die Unterweisung und Erziehung des weiblichen Geschlechts, der untern Stände und der Sclaven war damals durchaus vernachlässigt, und an Volksschulen, wie wir sie besitzen, ist im ganzen Alterthum nicht zu denken.

§ 76.

Länderkunde der damaligen Zeit.

Ungefähr 100 Jahre nach Cyrus war es, als der schon oft erwähnte Grieche Herodot, aus Halikarnaß an der jonischen Küste, einen großen Theil des persischen und ägyptischen Reiches durchreisete, und seine gesammelten Nachrichten nach seiner Rückkehr bei den olympischen Spielen öffentlich vorlas, unter dem allgemeinen Beifall der Griechen. Er heißt darum der Vater der Geschichte. Seine Weltgeschichte besteht aus neun Büchern, welche die Namen der 9 Musen führen. Durch das Interesse seiner Erzählungen erweckte er unter andern in der Seele eines edeln griechischen Jünglings, Namens Thucydides, ein glühendes Verlangen, eben so, wie er, durch eine Geschichte des griechischen Volkes seinen Namen berühmt zu machen. Er that es, und noch jetzt, nach 2200 Jahren, haben wir Herodot's und Thucydides griechische Geschichtbücher übrig. Kenner wissen, daß der Nachahmer sein Vorbild weit übertroffen hat. Des Thucydides Meisterwerk ist die Geschichte des peloponnesischen Krieges*).

*) Die berühmtesten Geschichtschreiber der Griechen waren die hiererwähnten Herodot (geb. 484), Thucydides (geb. 471), und Xeno-

Was Herodot von der Beschaffenheit des Landes der Aegypter aufgezeichnet hat, ist größtentheils schon erzählt worden. Jetzt wollen wir noch einige Sonderbarkeiten aus seinen 9 Musen nachtragen.

In Aegypten, sagt er, treiben die Weiber Handel, und die Männer sitzen zu Hause und weben. Die Gemeinen wohnen mit dem Vieh zusammen. Sie kneten den Teig mit den Füßen, und den Lehm mit den Händen. Jeder Mann besitzt zwei Kleider, die Weiber haben nur eins. Beim Schreiben setzen die Aegypter die Buchstaben von der Rechten zur Linken, wie die Hebräer. Das Rechnen verrichten sie mit kleinen Steinen. In ihrer Kleidung sind sie sehr reinlich: sie tragen lange leinene Gewänder, und bescheren sich Kopf und Bart; nur wenn sie trauern, lassen sie das Haar wachsen. — Bohnen werden in ganz Aegypten nicht gegessen, ja die Priester dürfen sie nicht einmal ansehen.

Der Priesterstand war sehr zahlreich und geehrt, doch gab es keine einzige Priesterinn, dergleichen die Griechen so viele hatten. Die Priester mußten täglich unzählige lästige Ceremonien vornehmen, Tages zweimal und Nachts zweimal sich waschen, u. d. m. Vor dem Rindvieh hatte jeder Aegypter heilige Ehrfurcht. Wenn man den Göttern opferte, nahm man dazu gewöhnlich einen weißen Ochsen, der aber vorher von einem Priester genau besichtigt wurde, ob er auch auf die den Göttern wohlgefällige Art gezeichnet sei. Hatte es damit seine Richtigkeit, so wurde dem Thiere der Kopf abgehauen, der Priester wälzte den Fluch des ganzen Hauses auf diesen Kopf, und nun ward er entweder auf dem Markte an Fremdlinge verkauft, denen man all das Böse von Herzen gönnte, oder, wenn sich kein unheiliger Käufer dazu meldete, in den Fluß geworfen. Der Rumpf dagegen, von dem man auch noch die Beine und den Schweif abschnitt, ward angefüllt mit Brod, Honig, Weintrauben,

---

phon, von welchem bereits Rede war; außer diesen verdienen noch Erwähnung Diodor von Sicilien und Dionysius von Halikarnaß. Wie bei den meisten Völkern die Poesie eher als die Prosa ausgebildet ward, so finden wir auch bei den Griechen früher Dichter, als Geschichtschreiber und Philosophen.

Feigen und Rauchwerk, und dann auf dem Altare den Göttern zu Ehren gebratet. Kühe wurden nicht geopfert, sondern als das Bild der Göttinn Isis göttlich verehrt. Starb einmal eine, so wurde sie mit großer Feierlichkeit in den Fluß geworfen. Gestorbene Ochsen dagegen wurden in die Erde vergraben, doch so, daß die Hörner über das Grabmal hinausragten. Nach Jahresfrist gruben alsdann gewisse Männer, die zu diesem Behufe das ganze Land durchzogen, die Knochen aus, und führten sie an einen heiligen Platz, die gemeinschaftliche Begräbnißstätte aller Ochsenknochen im Aegyptenlande.

Desto weniger Ehre widerfuhr den Schweinen. Man opferte sie zwar dem Gotte Osiris, aber zum Essen hielt man sie für unrein. Selbst die Schweinehirten wurden durch den Umgang mit diesen Thieren unehrlich, durften in keinen Tempel kommen, und keines Aegypters Tochter zur Ehe begehren, der nicht selbst ein Schweinehirt war.

Es gab gewisse Feste im Jahre, die in verschiedenen Städten durch allgemeine religiöse Zusammenkünfte gefeiert wurden. So schifften z. B. zahllose Haufen am Feste einer gewissen Göttinn nach Bubastis, um dort zu opfern. Der Nil und alle Kanäle waren mit Kähnen bedeckt, auf welchen Männer und Weiber mit hölzernen Klappern einen tollen Lärm machten, der durch das Dazwischenschreien unzähliger Stimmen noch vermehrt wurde. Am Feste der Isis kam man in der Stadt Busiris zusammen, um sich zu — prügeln. Einer andern Göttinn zu Ehren reisete man nach Sais, und stellte um die Häuser und Tempel zahllose Lampen auf, welches an dem Tage im ganzen Lande geschah, auch von denen, welche nicht nach Sais reisen konnten.

Um wieder auf den Thierdienst zurückzukommen, muß ich noch erzählen, wie hoch die Aegypter die Raubthiere verehrten. Gewisse Menschen wurden ordentlich dafür besoldet, die heiligen Schlangen, Katzen und Krokodile zu füttern, so viele sich deren nur immer sehen lassen wollten. Ein Vogel Ibis, aus dem Geschlechte der Störche, der das Land vom Ungeziefer reinigte, genoß die höchste Achtung, und wer auch nur

zufällig einen tödtete, mußte sterben. Auch das absichtliche Tödten einer Katze hatte unmittelbar die Todesstrafe zur Folge. Starb in einem Hause eine Katze von selbst, so trauerte in demselben jedermann, und schnitt sich die Augenbraunen ab; war's ein Hund, so mußte sich das ganze Haus barbiren. Die gestorbenen Katzen wurden mit großer Andacht eingepökelt, und in der Stadt Bubastis feierlichst zur Erde bestattet. Die Hunde begrub jeder in seiner Stadt in geweiheten Särgen, die Ibis aber und die Spitzmäuse — gleichfalls heilige Wesen — mußten nach der Stadt Butis gebracht, und dort beerdigt werden. In einigen Gegenden des Landes wurden auch die Krokodile und Schlangen, deren Leichname man fand, eingesalzen, und in großen Särgen begraben.

Mit den Spartanern hatten die Aegypter gemein, daß die Jugend sich überall gegen einen Alten ehrerbietig betragen, ihm ausweichen, oder wenn er saß, vor ihm aufstehen mußte. Löblicher Brauch! denn vor allem geziemt der Jugend Bescheidenheit, und wer hätte wohl gegründeteren Anspruch auf unsere Achtung, als ein erfahrener Greis, der mit Ehren seine Lebenstage zubrachte! Sich auf der Straße anreden, war eben nicht gebräuchlich: man verneigte sich bloß, und ließ die Hand ans Knie sinken. Vom vielen Reden waren sie überhaupt keine Freunde.

Auf Wahrsagereien hielten sie viel, wie überhaupt weniger gebildete Völker. Purgiren und Vomiren gehörte mit zu ihrer Diät, daher geschah es von jedem Aegypter monatlich drei Tage hinter einander. Aerzte gab es viele Tausende im Lande, und jeder behandelte nur einerlei Krankheit. Hatten sie einem zum sanften Tode verholfen, so ging das Trauern an, und zwar folgender Gestalt: Alle Weiber aus demselben Hause bestrichen sich das Gesicht und den Kopf mit Koth, durchliefen aufgeschürzt die ganze Stadt mit lautem Geschrei, und wer ihnen begegnete, oder sie hörte, und ein Freund des Verstorbenen gewesen war, heulte mit. Auch die Männer erhoben mit aufgeschürzten Kleidern ihre Klage. Dann eilten sie nach Hause, den Todten zu balsamiren. Ein Ertrunkener ward von den Priestern in den heiligen Behältnissen beigesetzt. —

Von Asien kannte Herodot die Gränzen nicht. Er meinte, weiter, als bis Indien, könnte man nicht kommen; was da noch jenseit und nach Norden hin liege, sei unbewohnbares Land. Von Europa, sagt er, hat niemand eigentlich erfahren, ob es auf der Morgen- und Mitternachtseite vom Meere umflossen sei, doch weiß man, daß es in der Länge den beiden andern Welttheilen — Asien und Afrika — gleich ist.

Von den damaligen Indiern sagt er, daß sie aus vielerlei Völkerschaften beständen, von denen einige Nomaden wären, andere an Flüssen wohnten, von rohen Fischen lebten, und Kleider von geflochtenem Schilfe trügen. Andere äßen rohes Fleisch, und schlügen die kranken Nachbarn todt, um das Fleisch noch genießen zu können, ehe es durch lange Krankheit abgezehrt wäre. Noch andere Indier — und das ist merkwürdig — wohnten nicht in Häusern, säeten nicht, tödteten nichts Lebendiges, sondern äßen Kräuter, besonders den gekochten Samen einer großen Hirsenart, der in einer Hülse läge, und von selbst aus der Erde wüchse. Man merkt wohl, daß er den türkischen Weizen meint. Von noch entferntern indischen Völkern hat er sich wunderliche Fabeln aufbinden lassen, von Ameisen, so groß, wie Hunde, die Goldsand auswühlen, und denen man das Gold mit List in der brennendsten Mittagshitze, wenn sie schliefen, entwenden müßte, u. s. w. Auch hat er von wilden Bäumen gehört, welche eine Art von Wolle trügen, die schöner, als die Schafwolle, sei, und von den Indiern zu Kleidern verwebt werde.

Von den Arabern hat er eine seltsame Nachricht erhalten, wie man den Zimmet bekomme. Wo er wachse, wisse kein Mensch, nur eine Sage gehe, das Land, in welchem Bachus erzogen, bringe ihn hervor. Gewisse Vögel holten aus der Ferne die Zimmetsplitter zum Bau ihrer Nester, die sie auf hohen Felsenklippen anklebten, und aus diesen Nestern, welche die Araber mit List herunterholten, bekämen sie den Zimmet. Ueberhaupt sei Arabien das Land der köstlichsten Spezereien, und Schafe gebe es dort, mit Schwänzen von drei Ellen Länge und eine kleine Elle breit. Damit nun nicht durch das Nachschleppen dieser schweren Last Ge-

schwüre entständen, machte der Wirth einem jeden einen kleinen hölzernen Wagen, und spannte das Schaf vor denselben, so daß es seinen eigenen Schweif hinter sich nachkarren müsse.

Aethiopien nennt er als das letzte der südwärts bewohnten Länder, und sagt, daß es viel Gold, Elfenbein und Ebenholz erzeuge, und die am längsten lebenden Menschen, die er deswegen Makrobier nennt, zu Bewohnern habe, welche groß und wohlgestaltet wären, und von gekochtem Fleische, besonders von Milch, lebten. Er hatte auch gehört, daß ein ägyptischer König durch phönizische Schiffer Afrika habe umsegeln lassen, und diese auf ihrer Fahrt die Sonne lange im Norden gehabt hätten — eine Nachricht, die der alte Herodot gar nicht glauben kann. Können wir es wohl?

Die Phönizier wagten sich mit ihren Schiffen nicht bloß um Afrika, sondern auch um die westliche Küste von Europa herum; denn sie brachten, wie sie erzählten, von den kassiterischen Inseln Zinn, und von der Küste des Nordmeers Bernstein nach Asien — ein Beweis, daß sie bis nach dem heutigen England, dann durch die Straße von Calais, und weiter rechts hinauf selbst durch den Sund in die Ostsee gekommen sein müssen. Menschen schienen sie daselbst gar nicht gefunden zu haben. Es ist nur zu bedauern, daß uns von diesen kühnen Seefahrten durchaus alle näheren Nachrichten fehlen.

In der heutigen Moldau und Wallachei wohnten damals wilde, barbarische Hirtenvölker, Thrazier genannt, und ihre Nachbarn zur Rechten, in der ganzen Strecke über dem schwarzen Meere, zwischen der Donau und dem Don, waren die rauhen Scythen. Von diesen erzählt Herodot, daß sie ihren Sclaven und Kriesgefangenen die Augen ausgestochen, und die Unglücklichen dann bloß zum Melken ihrer Pferde gebraucht hätten. Andere Scythen lebten von der Jagd, andere vom Ackerbau. Sie sagten, was nordwärts von ihnen liege, sei unbewohnt, man stoße da auf Seen, große Wüsten, dichte Wälder und steile Gebirge; auch könne man vor Schnee und Eis nicht weiter kommen. Hin und wieder wohnten noch Menschenfresser. Der Fluß Ister (unsere Donau) durchlaufe ganz Europa, und entspringe

im Lande der Celten (Spanien und England), welche nach den Kyneten die äußersten europäischen Völker gegen Abend wären.

Die Thrazier schildert Herodot als ein sehr zahlreiches, aber nicht unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte stehendes Volk. Einige derselben hatten die Gewohnheit, bei der Geburt eines Kindes zu klagen, und wenn jemand gestorben war, bei seinem Begräbnisse zu jauchzen, über die nun glücklich überstandenen Lebensmühen. Beruht diese Nachricht auf Wahrheit, so setzet solche Sitte eine Ansicht vom Leben voraus, die man bei einem so rohen Volke kaum erwarten sollte. In der That verdient das Scheiden vom Schauplatze so vieler Beschwerden, Kämpfe und Versuchungen nicht bejammert, sondern freudig begrüßt zu werden, wenn anders der Scheidende seinen Auftrag glücklich ausführte, und seine Bestimmung erreichte. In diesem Sinne nennen ja wir Christen den Todestag der Frommen deren Geburtstag. Andere thrazische Völkerschaften lebten in der Vielweiberei, und hatten die Sitte, das Lieblingsweib eines Verstorbenen an dessen Grabe zu schlachten, und mit ihm zu begraben — eine Grausamkeit, welche die zum Opfer bestimmten Weiber selbst für eine Ehre hielten, um welche sie von den andern zurückbleibenden Weibern des Verstorbenen sehr beneidet wurden. Von Religion scheinen die Thrazier nicht viel gekannt zu haben. Krieg, Raub und Jagd waren die einzigen Beschäftigungen der Männer, und Müßiggang, wenn sie ihm fröhnen konnten, galt ihnen über alles. Sie hatten eine Sage, man könne nördlich nicht weiter reisen, weil jenseits des Ister so viele Bienen wären. Herodot will das mit Recht nicht glauben, aber sonderbar genug fügt er hinzu: „Ich glaube vielmehr, es rührt von der großen Kälte her, daß die Gegenden unter dem Nordpole nicht bewohnt sind." Wie würde der alte Mann sich wundern, wenn er jetzt auf einer Landcharte sähe, welch ein Raum noch zwischen der Donau und dem Nordpole übrig ist, und wie viel blühende Länder dieser Raum in sich fasset, deren Bewohner über das Klima doch eben so sehr nicht klagen, obwohl sie den italischen und griechischen Himmel lieber hätten!

§ 77.

Thebens Gröſze.

(378—363 v. Ch.)

Es iſt nun Zeit, wieder in die Geſchichte der Griechen einzulenken, allein ich werde mich hier kurz faſſen. Es iſt gar zu unerquicklich, von nichts als Kriegen, und noch dazu Bürgerkriegen, zu erzählen. Leider konnte dies unruhige Volk nun nicht mehr zum Frieden gebracht werden, als bis es von einer fremden Macht gänzlich unterjocht ward. So ſehr auch alle Provinzen durch den verheerenden ſieben und zwanzigjährigen peloponneſiſchen Krieg erſchöpft waren, ſo ermunterte Ehrgeiz, Rachſucht und Raubgier ſie doch immer zu neuen Fehden.

Sparta war ſeit Athens Demüthigung noch immer der erſte Staat in Griechenland, und mißbrauchte dieſe Uebermacht weit mehr, als Athen ſonſt gethan hatte. Gern hätten die übrigen Griechen den Athenern die volle Oberherrſchaft wieder vergönnt, wozu jedoch bei deren jetzigen Entkräftigung keine Ausſicht war.

Jetzt kam die Reihe an Theben, große Thaten zu verrichten, und zwei Männer waren es, die dieſem verachteten Staate die Uebermacht über Athen und Sparta verſchafften. Eine ſeltſame Erſcheinung in der Weltgeſchichte! Denn ſo wie vor dieſen Männern Theben unbedeutend geweſen war, ſo ſank es auch mit deren Tode augenblicklich wieder in ſeine vorige Ohnmacht zurück, nachdem es etwa 15 Jahre die erſte Stelle in Griechenland behauptet hatte. Wir überzeugen uns hier ſo recht lebhaft, was Männer von Geiſt und Kraft vermögen, wenn ſie nur recht ernſtlich wollen. Wohl ihnen, die ihre Talente zum allgemeinen Beſten verwenden, wohl insbeſondere den Staatsmännern, die ihren eigenen Vortheil hintanſetzen, und für das Wohl des Vaterlands raſtlos bemühet ſind, aber nur erlaubte Zwecke durch erlaubte Mittel zu erzielen ſtreben!

§ 78.

Pelopidas und Epaminondas.

Diese beiden Thebaner waren aus vornehmen Familien, Pelopidas auch aus einer reichen, aber Epaminondas war nur arm. Dennoch hielten beide schon als Knaben treu zusammen, und waren unzertrennlich in ihren Spielen, Studien und Leibesübungen. Als sie herangewachsen waren, wollte Pelopidas auch seinen Reichthum mit dem ärmern Freunde theilen, aber Epaminondas lehnte das edelmüthige Anerbieten ab. Nun strebte Pelopidas dem Epaminondas in der Armuth gleich zu werden, lernte von ihm Entsagung und Abhärtung, und verschmähete stolz die Genüsse, die sein Vermögen ihm hätte gewähren können. Im peloponnesischen Kriege dienten beide Freunde als Bundesgenossen der Spartaner, und fochten in einer Schlacht gegen die Arkadier. In dieser ihrer ersten Schlacht fiel alles um sie her, selbst die Spartaner wurden zurückgeschlagen, nur diese beiden Jünglinge mit zusammengehaltenen Schilden wichen nicht vom Platze. Endlich fiel mit sieben Wunden der edle Pelopidas. Epaminondas deckte ihn unerschrocken, bis ein Lanzenstich in die Brust und ein Hieb in den Arm auch ihn niederstreckte. Zum Glück sprengte in diesem Augenblicke der König Agis mit Gefolge herbei, und rettete ihn und den Pelopidas. Der Spartanerkönig wußte nicht, daß er hier gerade die zwei Männer erhielt, die einst Sparta züchtigen sollten.

Nach geleisteten Kriegesdiensten kehrten beide Jünglinge wieder in ihr Vaterland zurück. Pelopidas beschäftigte sich jeden Tag nur in der Palästra und auf der Jagd; Epaminondas, der mehr ein Athener war, trieb zwar auch gymnastische Uebungen, doch vernachlässigte er diejenigen Künste nicht, durch welche der Geist gebildet wird. Er studirte mit ungemeinem Fleiße die Beredsamkeit, die Staatskunst, las die Werke der Dichter, Geschichtschreiber und Weisen, und nahm, ungeachtet seiner Armuth, den Pythagoräer Lysis in sein Haus, um von ihm die Grundsätze der Tugend zu lernen. Selbst die äußere Anmuth und Gefälligkeit

des Umganges machte er sich zur besondern Wissenschaft. Er hatte es weit gebracht in der Musik, und war bei einem fröhlichen Mahle wohl gelitten. Es ist wahrlich viel, daß von ihm auch nicht ein einziger unedler Zug auf die Nachwelt gekommen ist. Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Verachtung jedes irdischen Gutes hielt er als ein ächter Pythagoräer für die ersten Tugenden eines Mannes. Ihn bestechen war nicht möglich, nicht einmal gedenkbar. Einem persischen Gesandten, der mit Säcken Goldes zu ihm kam, sagte er: „Höre, Freund! wenn deines Königs Absichten meinem Vaterlande vortheilhaft sind, so befördere ich sie umsonst; sind sie es aber nicht, so hat er nicht Gold genug, mich zum Verräther an meiner Pflicht zu machen. Du hast von meinem Herzen nach dem deinigen geurtheilt; das verzeih ich dir: aber verlaß sogleich diese Stadt, damit du nicht die Bewohner verführest.“ — Als er in der Folge das Heer befehligte, erfuhr er, daß sein Waffenträger für Geld einen Gefangenen habe entwischen lassen. „Gib mir meinen Schild zurück — sagte er da zu ihm — seitdem Geld deine Hände befleckt hat, kannst du in Gefahren nicht ferner mein Begleiter sein.“

Ein thessalischer Fürst wollte ihn durch ein Geschenk von 50 Goldstücken bewegen, zu einem ungerechten Bündnisse zu rathen. Epaminondas schlug es verachtend aus, ungeachtet er gleich darauf zur Anschaffung eines Feldgeräthes 50 Drachmen von einem Freunde borgen mußte. Seine Armuth war wirklich so groß, daß er nur einen Mantel hatte. Man fragte ihn einmal, warum er seit einigen Tagen nicht ausgegangen wäre. „Mein Mantel ist eben in der Wäsche,“ antwortete er. Wegen seiner Zurückgezogenheit wurde er auch lange übersehen. Er war schon 40 Jahre alt, als seine Mitbürger ihn zuerst zu einem öffentlichen Geschäfte gebrauchten. Sich um ein Amt bewerben, litt seine Bescheidenheit nicht. Darin ist er der größte aller Griechen.



§ 79.

Die Verschwörung des Pelopidas.

(378 vor Chr.)

Theben war von Alters her, schon seit Oedipus Zeiten, der Schauplatz bürgerlicher Zwiste gewesen. Auch jetzt herrschten zwei Parteien daselbst, von denen die eine eine Volksregierung wünschte, die andere aristokratisch befehlen wollte, und sich deshalb immer heimlich an die Spartaner schloß. Diese Partei gewann endlich durch folgende unwürdige Handlung die Oberhand:

Phöbidas, ein spartanischer Anführer, zog gerade mit einem Heere durch Böotien nach Olynth hinauf, und lagerte sich bei dieser Gelegenheit einmal in der Nähe von Theben. Die aristokratische Partei sendet heimlich zu ihm, und läßt ihm sagen, wenn er etwas für sie thun wolle, jetzt sei es Zeit dazu — morgen am Ceresfeste sei die bequemste Gelegenheit, das Volk zu überrumpeln, es werde vor Schrecken an keine Gegenwehr denken, und so könne man ihm ganz leicht die Herrschaft für immer aus den Händen winden. Phöbidas erschrickt keineswegs vor dieser ungerechten Zumuthung, ja er hofft sich sogar den Dank der Spartaner zu verdienen, wenn er Theben von ihnen abhängig mache. Er überfällt daher wirklich die sorglos fröhlichen Inwohner, besetzt die Burg Kadmea mit 1500 Spartanern, und bemächtigt sich der vornehmsten Häupter der Volkspartei. Einige werden hingerichtet, und 400 verbannt man. Phöbidas zieht wieder ab, und läßt die Regierung in den Händen der Aristokraten, von denen Archias, Philippus, Leontides und Hypates die vornehmsten waren.

Diese unerwartete Ungerechtigkeit empörte ganz Griechenland; doch hoffte man immer noch, Sparta selbst würde sie nicht billigen. Wirklich ward auch Phöbidas seiner Feldherrnwürde entsetzt, und zu einer ansehnlichen Geldstrafe verdammt. Aber der König Agesilaus wußte ihn nicht nur wieder davon zu befreien, sondern war auch der Meinung, man könnte vor der Hand die Besatzung noch in Theben lassen. Aus dem vor der Hand wurden indessen

vier Jahre, binnen welchen die Thebaner sowohl von diesen fremden Gästen, als von ihren eigenen Häuptern den härtesten Druck erfuhren.

Die 400 Verbannten, unter denen auch Pelopidas war, hatten fast alle in Athen Schutz gefunden. Dadurch erfüllte dieses die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Thebaner, welche den flüchtigen Athenern zur Zeit der 30 Tyrannen eine Freistätte in ihrer Stadt vergönnt hatten. Sparta verlangte zwar durch eine besondere Gesandtschaft von den Athenern, sie sollten diese Flüchtlinge nicht bei sich dulden; allein Athen achtete auf solches Begehren nicht. Epaminondas war nicht verbannt, denn von diesem armen Philosophen fürchteten die Machthaber keine Gefahr. Er ermunterte indessen die thebanischen Jünglinge, in der Palästra häufig mit den Spartanern zu ringen, und da sie oft in solchen Uebungen den Sieg erhielten, gewöhnten sie sich, diese gefürchteten Krieger für ganz gewöhnliche Menschen anzusehen, und das war eben des Epaminondas Absicht gewesen.

Als Epaminondas die Thebaner so bearbeitet hatte, fand Pelopidas zuletzt keine Ruhe mehr; er fühlte sich berufen, der Thrasybulus seiner Vaterstadt zu werden. Auch schienen die Tyrannen sehr ernstlich seine und seiner Freunde Wiederkehr zu fürchten, denn sie sandten sogar Meuchelmörder nach Athen, unter deren Streichen jedoch nur einer der Verbannten fiel. Pelopidas verabredete endlich mit seinen Vertrauten in Theben einen Tag, an welchem er erscheinen, und die Tyrannen tödten wollte. Philidas, einer der Verschwornen in Theben, soll die beiden wollüstigen Tyrannen Archias und Philippus auf einen Nachtschmaus zu sich bitten. In Charon's Hause sollen die Verschwornen sich versammeln.

Den Tag vorher hätte ein einziger Feiger unter den Verschwornen den ganzen Plan beinahe vereitelt. Der Mann — Chlidon hieß er — hatte so ein Herzklopfen, als er aus der letzten Versammlung kam: er konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Es kann unmöglich gut gehen, dachte er, so wenige Menschen! Ich möchte nur, daß Pelopidas wieder umkehrte, und die heillose That ein anderes mal versuchte. — Er eilt, und zieht sein Pferd aus dem Stalle. Da kann

er den Zügel nicht finden. Er ruft die Frau. Der Zügel ist ausgeliehen. Er brummt, sie fährt ihn an; er flucht, sie keift. Der Pöbel läuft zusammen, der Zügel ist nun einmal fort, die Zeit ist darüber auch vergangen, das Pferd muß wieder in den Stall.

Unterdessen hatten sich die 12 Verschwornen in Athen am frühen Morgen von dort aufgemacht, und sahen schon bei Sonnenuntergang die Zinnen Thebens vor sich liegen. Als Bauern verkleidet, mit Hunden und Jägergeräthe versehen, täuschten sie die Begegnenden leicht. Um Aufsehen zu vermeiden, gingen sie durch verschiedene Thore zur Stadt hinein, und traten einzeln in Charon's Haus. Hier harren schon die Brüder, es liegen Waffen bereit; Archias und Philippus schmausen in guter Ruhe beim Philidas. Man rüstet sich zur blutigen That, da — horch! klopft es an die Hausthür. Ein Gerichtsdiener ist es, der den Charon zum ersten Tyrannen ruft. Die Verschwornen erblassen, doch kommen alle überein, Charon müsse hingehen. Er zwingt sich zur ruhigsten Fassung, und folgt dem Diener in Philidas Haus. Philidas kommt mit dem Archias heraus. „Höre, Charon — sagt Archias — mir ist so eben angesagt, Verschworne wären heut hereingekommen, und du wüßtest auch davon." „Unmöglich, sagt Charon — ich habe noch nichts davon gehört, und erfahre doch alle Stadtgeschichten. Sollte dies mir entgangen sein? Gleich lege ich mich aufs Kundschaften, an allen Thüren will ich horchen, die Nacht ist still. Die Verräther sollen heraus, wenn irgendwo solche stecken." Philidas lobt seinen Eifer, Archias wird beruhigt, und geht mit seinem Wirthe zum Gelage zurück, wo er sein Bischen Verstand bald völlig in Wein ertränkt.

Doch sieh noch eine Gefahr! Ein Eilbote von dem Oberpriester zu Athen kommt mit einem Briefe an den Tyrannen, in welchem der ganze Plan der Verschwörung offenbar ist. Der trunkene Archilas lächelt, und nickt mit dem Kopfe. Es sind Sachen von Wichtigkeit — schreiet der Bote — du sollst den Brief sogleich erbrechen. „Ei — antwortet der Tyrann — wichtige Dinge müssen bis morgen verschoben werden." — Recht, recht! schreiet Philidas — jetzt ist es Zeit zu trinken und zu jubeln; ich habe auch Tän-

zerinnen bestellt, sie werden gleich erscheinen. — „Ei, schön! auch Tänzerinnen? Ei!"

Die Tänzerinnen erschienen nur zu bald. Es waren zwei der Verschwornen, welche Weibergewänder über ihre Harnische gezogen, und Tannenreiser um die Schläfe gewunden hatten, um sich unkenntlich zu machen. Sie treten herein, machen tanzend einige Gänge durch den Saal, sehen sich um, und als sie ihre Schlachtopfer erkannt haben, stürzen sie auf Archias und Philippus los, die sie im Nu durchbohren. Die übrigen Gäste erbleichen vor Schrecken, doch Philidas beruhigt sie, und die Mörder gehen tanzend aus der Thür, wie sie gekommen sind.

Pelopidas und Kephisodorus hatten unterdessen die schwerere Arbeit übernommen, den Leontides, einen starken, beherzten Mann, in seiner Wohnung zu überfallen. Er war schon in der Ruhe. Sie pochen an, ein Sclave öffnet, und wird sogleich durchbohrt. Das Geräusch erweckt den Tyrannen selbst; er steht hastig auf, macht Licht an, und eilt mit dem Schwerte an die Thür. Hier stößt Kephisodorus auf ihn, und wird auch in eben dem Augenblick niedergeworfen. Pelopidas hat nun einen schweren Stand: die Enge der Thüre und die im Wege liegenden beiden Sterbenden hindern das Fechten. Er drängt sich dennoch wüthend auf den Tyrannen, und stößt ihn endlich zu Boden. Von hier eilt er zum letzten Dränger Hypates, welcher ihm entfliehen will, aber von hinten noch niedergehauen wird*).

So war in wenigen Minuten die Stadt von ihren ungerechten Häuptern befreiet, noch ehe die Bürger selbst wußten, was geschehen war. Zwar hatte es nicht ganz ohne Lärm abgehen können: hie und da stand ein Bürger auf, und steckte den Kopf aus dem Fenster; aber es wagte niemand sich aus dem Hause, sondern man wartete ängstlich den Anbruch des Tages ab. Selbst die 1500 Spartaner in der Burg regten sich nicht, da sie nicht wußten, was eigentlich das nächtliche Getümmel bedeute.

---

*) Nach christlichen Grundsätzen sind diese Mordthaten schändliche Verbrechen, nach heidnischen waren sie glänzende und ruhmreiche Thaten.

Die Freunde saßen indessen in Charon's Hause, nicht ohne Bangigkeit. Endlich kamen die Drei zurück, und ihre blutigen Schwerter verriethen schon, daß alles gelungen sei. Ein gedämpftes Freudengeschrei ertönte, viele Bürger wurden heimlich geweckt, am Morgen ziehen alle übrigen Verwiesenen in die Stadt. „Was ist vorgefallen?" Es füllt sich der Markt, ungewisse Gerüchte summen durch die Menge. Da erscheint ein Haufe Bewaffneter, die edelsten Männer an der Spitze, und begleitet von Priestern, die man vorher sorgfältig gewonnen hatte. Es wird ein feierliches Opfer angestellt, und nun führt Epaminondas den Pelopidas mit einer schönen Rede vor das Volk, stellt ihn als den preiswürdigen Retter des Vaterlandes dar, und macht allen die Thaten der verwichenen Nacht bekannt. Die Priester halten Friedenskränze in die Höhe, und ein allgemeines Freudengeschrei verkündigt, wie sehr das ganze Volk das Vorgefallene billige.

Aber noch war das Werk nicht vollendet, so lange die Spartaner die Burg behaupteten. Pelopidas belagert sie sogleich: die Bedrängten gehen einen Vertrag ein, und erhalten freien Abzug. Nun wird eine neue Regierung eingerichtet, an deren Spitze drei jährlich wechselnde Vorsteher standen, die man Böotarchen nannte. Es läßt sich erwarten, daß Pelopidas die erste dieser Stellen erhielt. Epaminondas wurde übergangen.

§ 80.

Krieg der Thebaner.

Im Senate zu Sparta wurde die That der Thebaner natürlich als das größte Verbrechen angesehen. Die Anführer der Besatzung, welche den Vertrag zur Uebergabe abgeschlossen hatten, wurden zuvörderst hingerichtet. Doch das war den Herrschsüchtigen noch nicht genug: Theben sollte sogleich wieder unterjocht werden. In dieser Absicht macht sich ein zahlreiches Heer auf, und erscheint in wenig Tagen in Böotien. Armer Pelopidas, wie wirst du diesen Kampf bestehen?

Eitele Furcht! Ein Volk, das für seine Freiheit fechtet, hat Riesenkraft, und unter tüchtigen Feldherren, die ihm ihren eigenen Geist einzuflößen verstehen, ist es unüberwindlich. Pelopidas suchte vor allen Dingen die Athener für sich zu gewinnen. Auf sein Anstiften beredet ein reicher Kaufmann den Sphodrias, einen lacedämonischen Hauptmann, der in der Nähe von Attika stand, den Hafen Piräus unvermuthet zu überfallen, um so die Athener zu züchtigen. Sphodrias, schwach an Verstand und von unersättlicher Geldgier, folgt der Schlinge, und macht sich lächerlich. Die Athener beschweren sich zu Sparta über den hämischen Friedensbruch, und vereinigen ihre Waffen mit den Thebanern.

Pelopidas vermied Anfangs ein allgemeines Treffen, um seine Soldaten allmählig an das Fechten mit den Spartanern zu gewöhnen, und in den kleinen Gefechten siegte er immer. Einmal stießen sie auf eine starke feindliche Schaar, die unvermuthet aus einem Hinterhalte hervorkam. O weh! — rief ein Thbaner erschrocken — wir sind dem Feinde in die Hände gefallen! — „Warum sagst du nicht, sie uns?" — rief Pelopidas. — „Auf, und angreifen!" — Wie ein Sturm fielen die Thebaner über die Feinde her, hieben fast alle nieder, und Pelopidas errichtete fröhlich auf dem Platze seine Trophäe.

§ 81.

Schlacht bei Leuktra.

(371 v. Chr.)

Wie schämten sich die tapfern Spartaner, gegen das kleine Theben so schlecht zu bestehen! Auch Athen ward neidisch auf den plötzlichen Ruhm der sonst so verachteten Böotier, und trennte sich von ihnen auf einer Friedensversammlung, zu welcher alle griechischen Städte Gesandte nach Sparta geschickt hatten. Von Seiten Thebens war Epaminondas zugegen, der hier seine erste öffentliche Rolle spielte. Man staunte, einen Böotier so herrlich reden zu hören. Die Spartaner verlangten, daß alle Städte Griechenlands frei sein sollten, und doch wollten sie die Herrschaft über die Städte

in Lakonien und Messenien nicht aufgeben. Eine unverschämte Unbilligkeit! Mit Recht also forderte nun auch Epaminondas, alle böotischen Städte sollten von Theben regiert werden. Nach langem Reden fragte König Agesilaus lakonisch: Sprich, ob die lakonischen Städte frei sein sollen! — „Wenn die böotischen es sein werden," antwortete Epaminondas lakonisch. Auf diese Worte löschte Agesilaus den einzigen Namen der Thebaner aus dem Bunde, und ein neuer Krieg war entschieden.

Nicht lange nachher erschien der Mitkönig des Agesilaus, Kleombrotus, mit 11,000 Spartanern in Böotien. Die Thebaner hatten nur 6000 Mann, aber Epaminondas, in diesem Jahre Böotarch, führte sie an, und Pelopidas diente unter ihm. Selten hat man zwei große Feldherren so einig neben einander gesehen, in neuern Zeiten höchstens Malborough und den Prinzen Eugenius, oder Blücher und Wellington.

Bei Leuktra, einem Flecken in Böotien, trafen beide Heere auf einander. Vergebens kämpften die Spartaner mit ihrer blinden Tapferkeit gegen den Muth und die Geschicklichkeit des Feindes, der mit Glück sich der schrägen Schlachtordnung des Epaminondas bediente. Kleombrotus fiel, und über ihn die Schaar seiner Treuen, die seinen Leichnam retten wollten. Dahin war Sparta's Heldenruhm! Mit dem Ruhme seiner Unüberwindlichkeit schwand die Furcht vor ihm und so auch sein Vorrang in Griechenland. Die Hälfte seiner Streiter war geopfert, jede Familie hatte einen Todten zu beweinen, und Schrecken ergriff zum ersten male die stolzen Spartanerinnen. Doch eingedenk ihres berühmten Namens verbargen sie schnell die Thränen, und stellten sich erfreut, so tapfere Söhne geboren zu haben. Sie umarmten sich auf der Straße, und dankten den Göttern in ihren Tempeln für den Tod ihrer Söhne. Die Verwandten der Zurückkehrenden aber stellten sich traurig, daß die Ihrigen nicht auch den Heldentod für's Vaterland gestorben wären, ja einige Senatoren verurtheilten alle Uebriggebliebenen sogar insgesammt zum Tode. Agesilaus endigte das Gaukelspiel mit den Worten: „Laßt das Gesetz heut schlafen, damit es morgen in seiner ganzen Stärke erwache."

In der That waren die Soldaten jetzt nur zu nöthig,

als daß man sie hätte hinrichten sollen. Denn Epaminondas und Pelopidas überschwemmten alsbald wie eine verheerende Fluth den Peloponnes. Freiwillige von allen Völkerschaften vergrößerten den Zug fast zu 70,000 Menschen, die alle begierig waren, das stolze Sparta zu züchtigen. Der Eurotas war vom Winterschnee ungewöhnlich angeschwollen, doch setzte der Thebaner ungeheuere Masse dreist über den Fluß, Epaminondas an ihrer Spitze. „O der bewundernswürdige Mensch!" rief Agesilaus, als man ihm von fern den Helden zeigte. Die Verwirrung in der unbefestigten Stadt war allgemein, jetzt sahen spartanische Weiber zum ersten male den Rauch eines feindlichen Lagers aufsteigen, und einen siegreichen Feldherrn entschlossen, ihre Stadt zu zerstören. Viele Spartaner hielten schon alles für verloren.

Zweihundert Verräther besetzten einen wichtigen Platz, den sie dem Feinde aus Gefälligkeit in die Hände spielen wollten. Agesilaus wagte einen kühnen Streich. Er eilte zu denselben, ganz allein, und sagte kalt zu ihnen: „Nicht hier, Kinder! ihr habt mich falsch verstanden: dahin, dorthin!" — Der dreiste Ton des Königs verwirrte sie alle: sie gehorchten und verließen den Platz.

Die Spartaner hüteten ihre Anhöhen standhaft, die üble Jahreszeit bewirkte auch, daß die Thebaner Mangel zu leiden anfingen, und die Athener sandten den Spartanern ein Heer zu Hülfe. Epaminondas konnte Sparta nicht nehmen, er mußte sich begnügen, den Peloponnes auszuplündern. Doch gelang es ihm, Messene zu erobern, und es wieder zu einem freien Staate zu machen, den Spartanern zum Aerger.

Epaminondas hatte bei dieser Gelegenheit seine Böotarchenwürde vier Monate über die gesetzliche Zeit behalten, um nicht mitten in seinem Glücke abzubrechen. Elende Neider verklagten ihn deshalb zu Hause, und beriefen sich auf das Gesetz. „Das Gesetz verurtheilt mich — sagte Epaminondas mit seiner gewöhnlichen Ruhe — ich verdiene den Tod. Nur verlange ich, daß man in das Protokoll setze: Die Thebaner haben den Epaminondas hingerichtet, weil er sie bei Leuktra zwang, die Lacedemonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zn treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil er das Vaterland gerettet, weil er Lacedämon

belagert hat, welches sich glücklich schätzte, seinem Untergange zu entkommen, und weil er Messene wieder aufgebauet, und mit starken Mauern verwahrt hat." Das Volk klatschte ihm lauten Beifall zu, und die Ankläger gingen von dannen. Aber bei einer neuen Aemtervertheilung ward Epaminondas zum Aufseher der Gassenfeger bestellt. Das war dafür, der große Mann nahm indeß auch diese schimpfliche Stelle gern an, und verwaltete sie treu. Er äußerte: „Wenn das Amt den Bürger ehrt, so kann auch der Bürger dem Amte Ehre geben."

§ 82.

Pelopidas Tod.

(364 v. Chr.)

Des Pelopidas letzte Thaten waren Werke der Gerechtigkeit und Menschenliebe. Auf der Thebaner Befehl zog er den Thessaliern zur Hülfe, die von dem macedonischen Könige Alexander unaufhörlich geplagt wurden. Pelopidas rückte dem macedonischen Barbaren ins Land, zwang ihn zum Frieden, und nahm zum Unterpfande dessen Brudersssohn Philipp nebst dreißig andern vornehmen Jünglingen als Geisseln mit nach Theben.

Nicht lange darauf brach jedoch Alexander auf's neue in Thessalien ein. Pelopidas ward diesmal nur als Gesandter hingeschickt. Erst nahm man ihn freundlich auf, doch ehe er sich's versah, ward er gegen alles Völkerrecht eingekerkert. Man schor ihm das Haar ab, und legte ihn in Ketten. In diesem Zustande besuchten ihn viele Macedonier und selbst des Königs Gemahlinn. Aber Pelopidas war ohne Furcht, er schrie laut über die Ungerechtigkeit, und alle forderte er zur Rache an dem Tyrannen auf, ja dem Alexander selbst ließ er sagen, es sei thöricht, ihn leben zu lassen, denn so lange Athem in ihm wäre, würde er Rache schnauben. — Warum will denn Pelopidas so gern sterben? fragte der König. „Damit der Tyrann sich noch mehr bei den Göttern verhaßt mache," ließ ihm Pelopidas erwidern.

Bald darauf erschien Epaminondas mit einem guten

Heere Thebaner vor der macedonischen Hauptstadt. Da gab der feige Alexander den Pelopidas gleich los.

Alexander erhielt zum zweiten male Frieden, und brach ihn auch zum zweiten male.

Pelopidas freute sich der herrlichen Gelegenheit, sich rächen zu können, und zog mit einem Heere den Thessaliern zu Hülfe. Alexander bittet um Frieden, aber Pelopidas hat kein Ohr für friedliche Ausgleichung, zur Schlacht treibt ihn sein rachedurstiger Sinn. Man stürzt auf einander, Pelopidas eilt, den Tyrannen persönlich aufzusuchen, und da er ihn gewahr wird, ruft er wüthend hinüber: „Hieher, du Elender! steh mir, wenn du ein Mann bist!" — Erschrocken birgt sich der Feige hinter seinen Begleitern. Pelopidas will auch diese Vormauer durchbrechen, trennt sich von den Seinigen zu weit, und fällt, zur Bestürzung aller Thebaner. Doch nein! wie Löwen fochten sie, seine Leiche den Händen der Feinde zu entreißen, erkämpften den vollständigsten Sieg, und legten alle Beute um den gefeierten Todten herum.

§ 83.

Schlacht bei Mantinea.

(363 v. Chr.)

Epaminondas diente seinem Vaterlande noch ein Jahr länger. Er blieb immer der sanfte, ruhige und bescheidene Mann. Seinen Freunden sagt er einmal, dies freue ihn am meisten, daß seine Eltern seine Siege noch erlebt hätten.

Noch einen Sieg sollte indeß Epaminondas erfechten, und dann sterben. Athen und Sparta hatten sich gegen Theben verbündet, weil dieses eine Flotte angeschafft hatte, die man ihm nicht gönnte. Epaminondas brach also zum zweiten male in den Peloponnes ein. Das feindliche Heer stand in Arkadien; er umging es, um das verlassene Sparta zu überfallen. Doch schneller, als er, eilte der achtzigjährige Agesilaus dahin, entschlossen, zur Vertheidigung der offenen Stadt das Aeusserste zu wagen. Schon war Epaminondas bis auf den Markt gedrungen, aber die Verzweiflung

der Bürger ließ ihn seine Eroberung nicht behaupten. Die Thebaner mußten die Stadt wieder verlassen.

Sie rückten darauf in Arkadien ein, und stellten sich der hier vereinigten Macht Griechenlands entgegen. Der Angriff geschieht; der Flügel, den Epaminondas selbst anführt, schlägt die Feinde zuerst in die Flucht. Er verfolgt sie mit allzu kühner Hitze, und sieht sich endlich rings von einem Haufen Spartaner eingeschlossen. Lange hält er kämpfend den drohenden Tod von sich ab, und streckt eine Menge von Feinden mit eigener Hand zu Boden. Da trifft ihn endlich ein feindlicher Wurfspieß, dessen eiserne Spitze in seiner Brust stecken bleibt. Er fällt zu Boden, seine Streiter wollen seinen Körper nicht in Feindeshänden lassen, und haben endlich den traurigen Trost, ihn in sein Zelt zu tragen; doch war noch Leben in ihm.

Hier zerflossen seine Freunde in Thränen, und stellten sich klagend um sein Lager her. Die Aerzte erklärten, er würde sterben, sobald man das Eisen aus der Wunde zöge. Er sprach noch einiges; am meisten fürchtete er, sein Schild möchte in den Händen der Feinde geblieben sein. Man zeigte ihm denselben, und er küßte ihn als das Werkzeug seines Ruhmes. Nun schien er über den Ausgang der Schlacht unruhig. Man sagte ihm, die Thebaner hätten gesiegt. „Gut — stöhnte er — dann hab' ich genug gelebt. Laß doch Daiphant und Jollidas herkommen." Man sagte ihm, daß diese trefflichen Hauptleute auch erschlagen wären. „O dann rathet den Thebanern, Frieden zu machen." — Nun ließ er sich das Eisen herausziehen, und als einer seiner Freunde in der Trostlosigkeit des Schmerzens ausrief: Du stirbst, Epaminondas! o daß du wenigstens Kinder zurückließest! — so erwiderte er mit dem letzten Athemzuge: „Ich hinterlasse ja zwei unsterbliche Töchter, die Siege bei Leuktra und Mantinea."

So starb der große Mann. Sein Tod endigte den Krieg, und sämmtliche Heere gingen aus einander. Kurz war die Glanzperiode Thebens, aber sie ließ doch wichtige Folgen für Griechenland zurück. Sparta verlor seine Macht, seinen Einfluß und seinen Glanz, den es bis dahin im Ganzen behauptet hatte. — Die Scheu vor der Religion und

vor Verletzung des Tempelgutes nahm ab, indem Epaminondas, der mehr auf seine pythagoräische Weisheit als auf das Heidenthum des Volkes hielt, die Arkadier bei ihrem Tempelraube in Olympia beschützte. Dadurch war nun ein Beispiel gegeben, daß man sich der Tempelschätze bedienen könne, um Miethstruppen zu besolden und Kriege zu führen, und dieses Beispiel wurde in den s. g. heiligen Kriegen wirklich nachgeahmt. So kamen die lange verwahrten Schätze in die Hände der Menge, und boten neue Mittel zu Genüßen. Dadurch bekam auch der freilich falsche Volksglaube einen heftigen Stoß, was nicht ohne Rückwirkung auf die Sittlichkeit bleiben konnte, und so fiel die eine Säule des Volkes nach der andern. Endlich wurde durch die Erhebung Thebens, Thessalien, Macedonien, überhaupt der Norden Griechenland mehr genähert, und in dessen Staatsleben und Schicksale hereingezogen.

Dieser letzte innere Krieg hatte die Kräfte Griechenlands so erschöpft, daß es den Persern jetzt ein Leichtes gewesen wäre, sämmtliche Republiken zu unterjochen.

§ 84.

Philipp von Macedonien.

(Seit 360 v. Chr.)

Aber nicht der Perser, sondern der Macedonier **Philipp**, sollte Griechenland um seine Freiheit bringen, eben jener Philipp, den Pelopidas als Geißel nach Theben geführt hatte. Der schöne und launige Prinz war dort bald der Liebling des Volkes geworden, hatte sich mit der griechischen Wissenschaft und Kriegskunst vertraut gemacht, und viel von Epaminondas gelernt, doch nicht Tugend. Er mußte die ausgemergelten, sittenlosen Griechen verachten, und hatte doch nicht die Kraft, selbst sittlich zu leben.

Als Epaminondas todt war, verließ Philipp Theben, um zu Hause die Vormundschaft über den fünfjährigen Erben des kürzlich verstorbenen Königs **Perdikkas** anzutreten. Er war 22 Jahr alt, als er sein Vaterland wiedersah. Anstatt die Regierung länger für seinen Mündel zu verwal-

ten, setzte er sich selbst auf den Thron, und seine gefälligen Sitten, sein wohlwollendes Wesen, seine trefflichen Einrichtungen machten ihn bei seinem Volke schnell beliebt. Vor allem wandte er sein Augenmerk auf die Errichtung eines Heeres. Seine Soldaten wurden nach griechischer Weise eingeübt, aber viel Neues in der Kriegskunst erfand er selbst, und hauchte seinen Truppen einen ganz neuen Geist ein. Seit einigen Jahren hatten die Illyrier von den Macedoniern Tribut erhoben, aber Philipp hatte ihnen jetzt einen andern Tribut zugedacht: er rückte denselben mit der neuen Heerschaar ins Land. Wie staunten die Illyrier! Das waren die alten Macedonier nicht mehr, die sonst von ihnen geschlagen wurden. Sie flohen, und forderten nie wieder Tribut.

Die reichsten Seestädte Macedoniens, Olinth, Pydna, Amphipolis und andere, waren in den Händen der Griechen. Philipp gewann die eine nach der andern, theils durch Gewalt, theils durch Bestechung. Zu gleicher Zeit ließ er die Bergwerke in Thrazien so emsig bearbeiten, daß sie ihm jährlich 1000 Talente eingebracht haben sollen. Von diesem Gelde machte er einen klugen Gebrauch. Außer dem, daß er seine Soldaten königlich belohnte, wanderte mancher Beutel Geld heimlich nach Theben und Athen; denn in beiden Städten unterhielt er bestochene Redner, die ihm unschätzbare Dienste leisteten. Da er nämlich so klein anfing, ließ er sich vorzüglich angelegen sein, die Aufmerksamkeit der Griechen von seinen ersten Unternehmungen abzulenken. Wenn daher ein vaterlandsliebender Redner in Athen das Volk vor der nahen Gefahr von Norden her warnte, so traten gleich einige bestochene Gegner auf, die das Volk beruhigten, als ob es mit einem so neuen Aufkömmlinge gar nichts zu bedeuten hätte. Auch in der Folge blieb er diesem Bestechunssysteme treu, und eroberte damit manche Stadt, denn so hoch — pflegte er zu sagen — wäre keine Mauer, daß nicht ein mit Gold bepackter Esel über sie steigen könnte.

Wir müssen in Philipp einen der staatsklügsten Fürsten bewundern, die je regiert haben, aber lieben können wir ihn nicht, denn er war bei aller Geistesüberlegenheit ein falscher, treuloser und ausschweifender Mann. Doch wollen

wir lieber Gutes, als Schlechtes von ihm erzählen; auch einzelne Proben von Ersterem kommen in seiner Geschichte vor. Ein Gefangener, der als Sclave verkauft werden sollte, überhäuft den Philipp mit bittern Vorwürfen. „Setzt ihn in Freiheit — sprach der König — ich wußte nicht, daß dieser zu meinen Freunden gehört.“ — Man wollte ihn bewegen, Jemanden zu strafen, der Böses wider ihn geredet. Er aber bemerkte: „Erst wollen wir sehen, ob wir ihm dazu Veranlassung gegeben haben.“ — Er hatte, eben von einem Gelage aufstehend, ein Weib schuldig gesprochen. Diese rief aus: „Ich berufe mich auf den nüchternen Philipp.“ Da untersuchte er nochmals die Sache und fällte ein gerechtes Urtheil. — Einer andern Frau hatte er mit den Worten: „ich habe keine Zeit,“ Gehör verweigert, und sie durfte wagen, zu entgegnen: „Dann höre auf, König zu sein.“ Demosthenes, Gesandter von Athen, trug dem Macedonier den Gruud seiner Sendung, in sehr verletzender Weise vor; der König entließ ihn mit der Frage, ob er denn nichts thun könne, was Athen angenehm wäre. Der Unverschämte erwiderte: „Ja, daß du dich aufhängst.“ Die Anwesenden wurden entrüstet und wollten den Rücksichtslosen bestrafen. Philipp aber sprach: „Laßet diesen Possenreißer in Frieden,“ und wendete sich an die übrigen Gesandten mit folgenden Worten: „Sagt euern Mitbürgern, daß derjenige, welcher sich so roh benimmt, tief unter dem steht, der verzeiht bei der Macht zu bestrafen.“

§ 85.

Die Schlacht bei Chäronea.

(337 v. Chr.)

Philipp, der sich aus dem Nichts eine Macht erschaffen hatte, war dem sämmtlich verbündeten Griechenlande nach 22 Jahren so furchtbar geworden, daß Phocion, ein vaterlandsliebender Athener, seinen Landsleuten auf das dringendste zum Frieden rieth. Aber die Verblendeten hörten ihn nicht. Demosthenes, ein gegen Philipp erbitterter Volksredner, wiegelte Athen auf. Philipp erschien mit einem Heere, die

Athener stellten sich ihm in Böotien entgegen, und bei dem Flecken Chäronea kam es zu einer fürchterlichen Schlacht. Demosthenes war einer der ersten, die den Schild schimpflich wegwarfen, und davon liefen. Philipp ward dennoch zurückgeschlagen: er sieht seine Reihen durchbrochen, die Athener richten auf dem Schlachtfelde die Trophäe auf, und zerstreuen sich fröhlich hiehin und dorthin. Philipp erstaunt. „Diese Leute wissen zu siegen — ruft er aus — aber nicht den Sieg zu benutzen.“ Er bringt seine Glieder schnell in Ordnung, kehrt wieder um, greift die Griechen, die eher des Himmels Einfall vermuthet hätten, noch einmal an, und schlägt sie so völlig, daß er sich durch diese einzige Schlacht zum Herrn von ganz Griechenland machte.

Athen lag kaum eine Tagreise von Chäronea; man glaubte also, Philipp würde sogleich dahin vorrücken. Allein dieser wählte den sicherern Weg, er wollte die Griechen nicht durch Uebermuth erbittern. Er bot ihnen Frieden an, und schrieb eine Versammlung nach Korinth aus, wohin alle Republiken, Sparta ausgenommen, Gesandte schickten. Hier forderte er sämmtliche Griechen auf, — nicht, sich ihm zu unterwerfen, sondern einen Feldzug gegen Persien zu unternehmen, die bei Marathon, Salamis und Platäa gefallenen Griechen zu rächen, und ließ sich für diesen Zug zum Oberfeldherrn ernennen. Die Griechen konnten nichts dagegen einwenden, sie freueten sich vielmehr, daß der neue Herr so gelinde war. Aber er war ein Fuchs! denn ein Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen Griechenlands — welch ein kleiner Sprung blieb dem nur noch zur völligen Herrschaft übrig! Die Ernennung Philipps zum unumschränkten Feldherrn aller Griechen gegen die Perser war nur ein Mäntelchen für den Untergang der griechischen Freiheit.

Doch das Schicksal hemmte hier den Lauf seiner großen Unternehmungen. Er wurde während der Zurüstungen zu jenem Zuge zu Hause ermordet. Die Griechen triumphirten kindisch über diese Nachricht. Die Thoren wußten nicht, daß auf die Ruthen Geißeln folgen würden. In kurzem erschien Philipps großer Sohn in Griechenland, der nicht als Freund, sondern als Gebieter sprach.

Hier endet die Glanzperiode der griechischen Geschichte. Das Sittenverderbniß war immer größer geworden, die Leidenschaften herrschten, vorzüglich die Selbstsucht, die Zwietracht der Parteien, nur das eigene, nicht des Vaterlands Wohl war jedes einzelnen Streben, Genußsucht verdrängte bessere Gefühle und verzehrte die alte Kraft. Kein Wunder, daß ein so morscher Baum ohne feste Wurzel nicht mehr Blüthen trieb und Früchte trug, sondern bald fallen mußte!

Vernehmen wir am Schlusse der Geschichte des freien Griechenlands die sehr wahren und beherzigenswerthen Worten eines der größten Kenner des Alterthums*), um vor Irrthümern und Vorurtheilen in Betreff griechischer Zustände bewahrt zu bleiben:

„Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, das manches besser war, als in unseren Staaten, besser, als in dem bis zum Abscheu verderbten römischen Reiche, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande; aber vieles war auch schlechter, als das unserige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale (vollkommene Muster) im Alterthum; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig in einer Verstimmung des Gemüthes gegründet oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eingebildeten eigenen Größe hält. Es gibt Rückseiten, weniger schön, als die gewöhnlich herausgekehrten; betrachtet das Innere des hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen, zu welchen Athen ohne allen Zweifel gerechnet werden muß, ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Volkes eingedrungen finden. Wenn ihre freien Staatsformen und die kleinen unabhängigen Massen, in welche die Völker zersplittert waren, das Leben tief und mannigfach aufregten, wurden sie zugleich Anlaß unzähliger Leidenschaften, Verwirrungen und Bosheiten; und rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemüths

*) Böckh.

eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüthe der Freiheit unglücklicher, als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Untergangs in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden. Die Bildung größerer Staatsmassen in Monarchien, worin den Leidenschaften Einzelner ein geringerer Spielraum vergönnt, eine größere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht, und mehr Sicherheit von Außen und Ruhe von Innen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechts."

Gehen wir nun in den Verfall der griechischen Sitten kurz vor Alexander näher ein.

Die höchste Blüthe der Griechen in Wissenschaft, Kunst und im Leben fällt in die Zeit zwischen den Perserkriegen und Alexander; und nachdem sie den höchsten Gipfel erreicht, sanken sie auch bald wieder herab: ihre Macht führte zur Hoffart und zum Uebermuth, ihr Reichthum zur Ueppigkeit und zu Ausschweifungen. Selbst die Staatsmänner, die mit einem guten Beispiele hätten vorleuchten sollen, betrugen sich wenig ehrenhaft. So verband sich einst der atheniſche Feldherr Timotheus in einer Volksversammlung durch einen Eid, er wolle den Iphikrates anklagen, daß dieser aus der Bürgerschaft ausgestoßen würde. Und was that dieser Timotheus? Er vermählte kurz darauf seine Tochter mit dem Sohne des Iphikrates, aus eigennützigen Absichten. Demosthenes warf dem Timotheus einst öffentlich seinen Eidbruch vor, und wollte ihn nicht zum Eide lassen, weil derselbe jeden Eid leisten werde, wenn er dadurch nur gewinnen könne. Und solche ehrlose Männer blieben dennoch an der Spitze des Staates, das Volk verabscheute sie nicht. Wie tief mußte der Sinn für Sittlichkeit bei ihm gesunken sein! Auch die Religion wirkte nicht mehr auf dasselbe. Man plünderte den heiligsten Tempel Griechenlands, und verwendete den Raub zu Führung des Krieges und zur Fröhnung der Sinnenlust. War auch die Religion falsch, so forderte sie doch Achtung oder mindestens Furcht vor höhern

Wesen, und war noch einigermaßen ein Damm gegen die Lasterhaftigkeit gewesen; jetzt setzten die Sophisten alle Wahrheit in Zweifel, und gaben statt der Weisheit, wornach die bessern Geister Griechenlands gestrebt hatten, bloße Weltklugheit und Schlauheit. So fiel die letzte Schranke der Sittlichkeit.

In dieser Zeit begegnen wir auch einer großen Grausamkeit und Unmenschlichkeit. Wie könnte es anders sein, wenn der Mensch sich nur selbst sucht? Die Hoffart und Genußsucht kennen keine Liebe. Solons milderer Sinn gegen die Sclaven war nun ganz entschwunden. Der unbedeutendsten Sache wegen folterte man diese Unglücklichen, um Geständnisse zu erpressen, oft aus bloßem Argwohn. Wer sollte solche Rohheiten von den überfeinen Griechen, besonders von den Athenern, erwarten? doch, wer Menschen kennt, den wird diese Erscheinung nicht befremden. Oft genug ist ein rohes Inneres durch eine glatte Außenseite verdeckt, und auch umgekehrt. Nichts war überhaupt feiner, bescheidener, als die attische Ausdrucksweise in den Schriften jener Zeit, und dennoch waren Demosthenes und Aeschines, die größten griechischen Redner, nichts weniger, als artig gegen einander, und beschimpften sich gegenseitig, wie Damen der Halle. Mußte sich doch der angesehene Demosthenes vom angesehenen atheniſchen Bürger Meidias im Theater Ohrfeigen und Faustschläge gefallen lassen. — Die Einfachheit und Schlichtheit eines Epaminondas, Sokrates und Diogenes erregten mehr Bewunderung, als Nachahmung. Die Staatsmänner strebten jetzt nach Pracht und Genußsucht. „In jener frühern Zeit — sagt Demosthenes — war es anders als jetzt. Damals war Alles, was dem Staate angehörte, reich und glänzend, unter den einzelnen Bürgern aber zeichnete sich äußerlich keiner vor dem andern aus. Noch jetzt kann jeder von euch sich durch eigenen Anblick überzeugen, daß die Wohnungen eines Themistokles, eines Miltiades und aller übrigen Männer der Vorzeit durchaus nicht schöner und ansehnlicher waren, als die ihrer Mitbürger. Dagegen sind die zu ihrer Zeit errichteten öffentlichen Gebäude und Denkmale so großartig und prachtvoll, daß sie ewig unübertrefflich bleiben werden; ich meine die Propyläen, die Arsenale, die Säulengänge, die

Hafenbauten des Piräus und andere öffentliche Werke unserer Stadt. Jetzt aber gibt es Staatsmänner, deren Privatwohnungen viele öffentlichen Gebäude an Pracht überbieten, und welche so große Landgüter zusammengekauft haben, daß die Felder von euch allen, die ihr hier als Richter versammelt seid, an Ausdehnung denselben nicht gleichkommen. Was dagegen jetzt von Staatswegen gebauet wird, das ist so unbedeutend und ärmlich, daß man sich schämen muß, davon zu reden." — Mit dieser Prachtliebe standen wie immer, Schwelgerei, Weichlichkeit, und Genußsucht aller Art in Verbindung. Die Belege zu dieser Behauptung liefern die Reden, die sich aus den gerichtlichen Verhandlungen jener Zeit erhalten haben. Die Genußsucht führte zum Streben nach den Mitteln, um jene befriedigen zu können, zur Habsucht und Bestechlichkeit, die wirklich um diese Zeit sehr großartig betrieben wurde. So wies man z. B. dem Demosthenes vor Gerichte nach, daß derselbe, um seinem Gegner zu schaden, einem armen Manne dritthalb hundert Gulden unseres Geldes geboten habe, wenn dieser seiner Frau öffentlich etwas Schändliches andichten wolle, und das Doppelte, wenn er solches noch durch einen Eid zu erhärten geneigt sei. Der ehrliche Bürgersmann verschont uns noch in etwa mit den gewissenlosen Menschen jener Zeit, denn er erwiderte, er sei zwar arm, aber Demosthenes irre sich, wenn derselbe glaube, daß ihm jedes Mittel, zu Gelde zu kommen, recht sei; denn so etwas, wie dieser ihm zumuthe, werde er nimmermehr thun. — Truppen und ihre Anführer raubten und brandschatzten, und waren zuweilen dazu genöthigt, weil sie nicht selten längere Zeit keinen Sold erhielten. Daher wurden die Staatsmänner jetzt reicher, wie die vaterlandsliebenden Männer zur Zeit der Perserkriege, oder wie Cimon und Perikles, die ihr eigenes Vermögen opferten. So verschaffte sich Epikrates durch seine Gesandschaft an den persischen Hof ein Vermögen von sechshundert Talenten oder anderthalb Millionen Gulden, nach dem jetzigen Geldwerth sieben Millionen Thaler. Dann zeigt sich auch neben dem höchsten Reichthum wieder die größte Armuth. Der Handel war gesunken, eben so Fleiß und Gewerbthätigkeit. Am einträglichsten waren gegenwärtig zu Athen die Staatsgeschäfte, so

wie die Kunststücke der Sophisten, Schmeichler, der Advokaten und aller Menschen, die Gegenstände der Genußsucht lieferten.

Ein so geartetes Volk kann seine Freiheit nicht länger bewahren, es hat diese an seine Leidenschaften verkauft, es ist reif zum Falle und zur wohlverdienten Strafe, welche die allwaltende Fürsehung auch stets, früher oder später, verhängt*).

Es kann nicht geläugnet werden, daß die griechische Bildung alle dem natürlichen Menschen eigenen Kräfte weckte, anregte, entfaltete, und daß sie überaus wohlthätig zur Entwickelung und zum Fortschritt der Menschheit gewirkt hat. Sie sollte daher auch dem hinsiechenden Morgenlande neue Lebenskräfte und Geistesfrische ertheilen. Das konnte nur geschehen, wenn erst das despotische Reich gefallen war, das die Asiaten in Fesseln hielt. Die Athener und Spartaner machten sich durch innere Zwiste und Entartung unfähig, diese Aufgabe zu lösen. Deshalb mußten sie erst unter die Herrschaft eines andern, kräftigen und unentnervten Volkes gerathen, das von ihnen die Bildung erlernte, ohne, wenigstens fürs Erste, seine Kraft einzubüßen, und dann den Morgenländern dieses schöne Gut brachte. Das war die Aufgabe, welche Philipp und besonders Alexander, die Macedonier, lösten.

§ 86.

Alexander.

(Geb. 356 v. Chr.)

So hieß Philipps großer Sohn. Der Vater erhielt die Nachricht von dessen Geburt an einem glücklichen Tage, als er eben Potidäa eroberte, als sein Feldherr Parmenio die Illyrier bezwungen, und sein Rennpferd in den olympischen Spielen den Preis erhalten hatte. So viele frohe Nachrichten auf einmal berauschten ihn ganz, und er schritt nun, wie wir wissen, von Siegen zu Siegen fort. Unterdessen

*) Vergl. F. C. Schlossers Weltgeschichte. Frankfurt a. M. 1844. 2. B. 4. Aufl.

wuchs sein Söhnlein zu Hause blühend heran, und stählte durch anhaltende Leibesübungen seinen Körper. Als Alexander in die Jahre trat, wo die Knaben Hofmeister zu bekommen pflegten, übernahm der berühmte Aristoteles, Plato's Schüler, von dem wir noch treffliche Schriften übrig haben, seine Erziehung. Philipp hatte ihn darum schon 13 Jahre früher in diesem verbindlichen Briefe ersucht: „Ein Sohn ist uns geboren. Wir danken den Göttern, die ihn uns zu einer Zeit geschenkt haben, wo ein Aristoteles lebt. Wir hoffen, du werdest einen Fürsten aus ihm bilden, seines Vaters und Macedoniens würdig." Als Oberhofmeister ward ein Verwandter der Königinn, Leonidas, bestellt, und leider fügte man noch einen dritten Lehrer hinzu, Lysimachus, der den Knaben durch unerhörte Schmeicheleien von Grund aus verderbte. Den Aristoteles liebte Alexander anfangs so sehr, daß er oft äußerte: „Meinem Vater verdanke ich nur, daß ich lebe, meinem Lehrer, daß ich gut lebe." Aber die Anspornungen des Lysimachus und Alexanders eigenes kriegerisches Genie machten den Ehrgeizigen bald gleichgültig gegen den ernsten Lehrer der nüchternen Weisheit und der bescheidenen Tugend, und sein Auge war früh auf die glänzenden Thaten gerichtet, die sein Vater damals in Griechenland vollführte. „Mein Vater wird mir nichts mehr übrig lassen!" hörte man ihn oft schmerzlich ausrufen. Jemand, der seine ungeheuere Schnelligkeit im Laufen bewunderte, fragte ihn, ob er sich nicht in Olympia sehen lassen wollte. „Ja, wenn ich mit Königen um die Wette laufen könnte!" versetzte der Stolze. Selbst die Gesänge des alten Homer erhitzten die Ruhmsucht dieses Knaben, und die Thaten der trojanischen Helden schienen ihm das Höchste menschlicher Größe. Daher lag eine Abschrift des Homer beständig unter seinem Kopfkissen. Als einmal persische Gesandte nach Macedonien kamen, fragte er sie mit solcher Klugheit aus, daß sie einen alten Feldherrn zu hören glaubten, und nicht ohne Besorgniß an die Zeiten dachten, wo dieser Knabe Mann und König sein würde.

Einmal wurde seinem Vater ein wildes thessalisches Pferd für den ungeheuern Preis von 13 Talenten angeboten. [illegible] besten Reiter versuchten ihre Kunst an ihm, allein

es ließ keinen aufsitzen, und Philipp befahl endlich das Thier wegzuführen, da es kein Mensch brauchen könnte. Alexander ärgerte sich darüber, und bat seinen Vater, ihm das Pferd anzuvertrauen. Er ergriff es beim Zügel, führte es gegen die Sonne, da er bemerkt hatte, daß es sich vor seinem eigenen Schatten scheute, streichelte es lange, ließ dann unvermerkt seinen Mantel fallen, und schwang sich plötzlich hinauf. Alsbald flog das Thier mit ihm blitzschnell davon, und alle Zuschauer zitterten für den Tollkühnen. Aber Alexander klammerte sich fest an, so klein er auch war, und ließ das Pferd ungehindert laufen, daß es müde ward. Als die Leute endlich sahen, daß er wieder umlenkte, und bald links, bald rechts das Roß nach Willkür tummelte, da erstaunten sie alle, und Philipp rief mit Freudenthränen, indem er ihn umarmte: „Lieber Sohn, suche dir ein anderes Königreich, Macedonien ist für dich zu klein.“ Dieses Pferd war von jetzt an der Liebling des jungen Helden. Es ließ keinen auf sich sitzen, als den Alexander, und hieß Bucephalus.

Im achtzehnten Jahre kämpfte Alexander in der Schlacht bei Chäronea mit, und im ein und zwanzigsten war er König von Macedonien. Gleich zog er nach Korinth, um sich daselbst von den griechischen Staaten eben so, wie sein Vater vorher, zum Oberfeldherrn gegen die Perser wählen zu lassen. Die einzigen Spartaner schickten keine Gesandten zu dieser Versammlung, und Alexander that, als merkte er's nicht. Denn er wollte nicht gegen die Griechen, nicht gegen die berühmten Nachkommen der homerischen Helden fechten: mit ihnen und an ihrer Spitze das weite reiche Asien, ja das fabelhafte Indien zu erobern, schien ihm ein weit größerer Gedanke.

Aber es kam in den ersten Jahren noch nicht zur Ausführung dieses großartigen Planes. Die Illyrier empörten sich auf's neue. Dies veranlaßte einen langen Zug bis jenseit des Ister, auf welchem der junge König alle Beschwerden des Krieges gleich dem gemeinsten Soldaten trug, wodurch er seine Truppen für immer gewann. Da hieß es in Griechenland, er sei todt. Die Athener jubelten schon, weil sie nun ihre Freiheit nicht mehr für gefährdet hielten, und

die Thebaner hieben sogar die macedonische Besatzung nieder. Aber ehe diese sich's versahen, erschien Alexander gerüstet vor Thebens Thoren. In einem blutigen Gefechte wurden 6000 Thebaner erschlagen, die Stadt ward erobert, und bis auf das kleine Haus des Dichters Pindar zerstört, und von den Bürgern wurden 30,000 als Sclaven verkauft, und nur die Gastfreunde seines Vaters, und jene, welche nicht für die Empörung gestimmt hatten, fanden Schonung. Doch bereuete Alexander selbst seine Hitze bald nachher, und war gegen die Athener desto gelinder. Dies verdankten sie ihrem alten Ruhme, denn Alexander wollte die Schande nicht auf sich laden, ein so kunstreiches Volk vertilgt zu haben. Vielmehr sollten athenische Künstler ihn verewigen. Einer mußte ihn malen, ein anderer in Gemmen, ein dritter in Metall ihn darstellen. Schade, daß er keinen begabten Dichter finden konnte, seine Thaten zu besingen! Der trefflichste Maler in Athen war damals Appelles.

Alexander, der in allem erfahren sein wollte, tadelte einmal die unrichtige Zeichnung seines Pferdes, und befahl, der Vergleichung wegen, sein Roß selbst herbeizuführen. Es kam, und wieherte sogleich das gemalte freudig an. „Sieh da — sagte der Maler — dein Roß versteht sich besser auf die Kunst, als du!" Als ein anderes mal der junge König mit viel Anmaßung und wenig Kenntniß von Gemälden schwätzte, stieß ihn Apelles an, und sagte leise: „Höre doch bald auf, Alexander! Sieh nur, wie dort schon die Jungen lachen, welche die Farben reiben." Von einem Apelles nahm er so etwas hin.

Ehe er seinen Zug gegen Persien antrat, wollte er doch den delphischen Gott fragen, aber da war gerade das Orakel geschlossen. Er zwang die Priesterinn mit Gewalt, in den Tempel zu gehen. Nach langem Sträuben rief diese endlich aus! „O Sohn, du bist unwiderstehlich!" Sogleich ließ er sie los, indem er freudig sagte, daß er kein weiteres Orakel begehre, und hörte sich forthin nicht ungern Göttersohn nennen.

§ 87.

Alexander in Kleinasien.

(334 v. Chr.)

Alexander führte 35,000 Mann Macedonier und Griechen. Erst ging der Zug längs der macedonischen Küste nach dem Hellesponte. Bei der Ueberfahrt goß Alexander, wie ehemals Xerxes auf seiner Brücke, aus goldener Schale ein Trankopfer aus. Beim Anlanden war er der erste, der ans asiatische Ufer sprang. In der Ebene des ehemaligen Troja ließ Alexander sich die Grabmäler des Achilles und Patroklus zeigen. „Glücklicher Achilles! — rief er aus — daß du einen Homer zum Sänger deiner Thaten gefunden hast.“ Er beging an dieser berühmten Stätte ein großes Opferfest, und zog dann auf den nahen Fluß Granikus los.

Ein Heer, welches die zunächst wohnenden Satrapen zusammengebracht hatten, erwartete ihn am jenseitigen Ufer des Flusses. Parmenio, ein alter Feldherr, der schon unter Philipp Truppen geführt hatte, widerrieth den Uebergang im Angesicht der Feinde, aber Alexander bestand darauf. Denn „der Hellespont würde sich ja schämen — sagte er — wenn wir dies Flüßchen fürchteten.“ Wirklich stürzte sich der kühne Jüngling hinein, seine Macedonier nach. Die Schlacht begann, der Sieg ward gewonnen; aber bald wäre der allzu muthige Führer selbst ums Leben gekommen. Zwei persische Anführer sprengten auf ihn los — denn der hohe Federbusch auf spiegelblankem Helme machte ihn kenntlich — der eine versetzte ihm einen Hieb auf den Kopf, daß der Helm zersprang, und als er sich zu dem Urheber des Hiebes wandte, hob schon der zweite Perser den Arm zum Todesstreich auf. Aber in diesem Augenblicke eilte Klitus, ein braver Macedonier, herbei, und hieb dem Feinde den aufgehobenen Arm glatt vom Leibe. Alexander erlegte darauf den andern Perser, und leitete dann wieder mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart das Treffen. Großmüthig theilte er die reiche Beute des persischen Lagers mit den Griechen, und sandte auch 300 feindliche Schilde nach Athen, wo sie mit der Inschrift aufgehängt wurden: „Alexander,

Philipps Sohn, und die Griechen, außer den Spartanern, haben diese Rüstungen den Barbaren, die in Asien wohnen, abgenommen."

Nach dieser ersten Waffenthat wurde Jonien erobert. In Ephesus sah Alexander die Trümmer des berühmten Artemistempels, eines der sieben Wunder der Welt, der gerade in der Nacht, da er geboren wurde, abbrannte. Ein thörichter Mensch hatte ihn angezündet, um sich durch die Zerstörung eines großen Kunstwerkes einen Namen zu machen. Die Amphiktyonen befahlen zwar, daß Niemand den Namen des Verruchten nennen sollte, aber dies hat nichts gefruchtet: wir wissen noch heut zu Tage, daß er Herostratus geheißen hat. — Parmenio ward nach Sardes vorangeschickt, und Alexander selbst zog immer fechtend nach Phrygien hinauf. Hier hörte er in der Stadt Gordium von einem alten Wagen eines ehemaligen phrygischen Königs, der wegen eines an demselben befindlichen Knotens von Bast merkwürdig war. Weder Anfang noch Ende konnte man an dem Knoten sehen, und eine alte Sage ging, wer diesen Knoten lösete, der würde das Land erobern. Alexander durfte daher so nicht weggehen, und da das Auflösen nicht möglich war, so zerhieb er ihn mit dem Schwerte, indem er sagte, das Orakel habe nicht vorgeschrieben, wie der Knoten aufgelöset werden solle.

Durch die Pässe von Cilicien drang er bis nach der Stadt Tarsus vor, die am Flusse Cydnus lag. Das klare frische Wasser und die schattige Einfassung dieses Stromes luden ihn, da es so heiß war, zum Baden ein, aber kaum war er hineingestiegen, als die unerwartete Kälte desselben ihn fieberhaft erschütterte. Er mußte herausgetragen werden, man zitterte für sein Leben. Kein Arzt getrauete sich etwas zu verordnen, und der Unmuth des Königs vermehrte noch die Krankheit. Denn gerade jetzt erscholl die Nachricht, der Perserkönig Darius Kodomanus sei mit einem zahllosen Heere im Anzuge, und könne in wenig Tagen schon angelangt sein. In dieser Noth entschloß sich ein treuer Arzt, Philippus, ein gefährliches, aber entscheidendes Mittel zu wagen. Er versprach dem Könige, ihm einen Trank zu bereiten, und ging fort. Alexander wartete mit Ungeduld

auf das Arzneimittel, als ein eilender Bote von Parmenio aus Sardes ihm folgenden Brief brachte: „Traue dem Arzte Philippus nicht, Darius soll ihn mit vielem Golde bestochen, und ihm seine eigene Tochter zur Ehe versprochen haben.“ Alexander steckte den Brief unter sein Kopfkissen. Der Arzt trat herein mit einer so ruhigen, edeln Miene, daß Alexander alles feige Mißtrauen sogleich verbannte. Indem er mit der Linken die Schale an den Mund setzte, überreichte er mit der Rechten den Brief. Der König trank, der Arzt las. Voll Unwillens über die boshafte Verleumdung schleuderte Philipp den Brief auf die Erde, und betheuerte seine Unschuld. „Ich weiß es, ich kenne dich, sprach Alexander, darum habe ich dir ja auch getrauet. Beruhige dich, nicht mich; der Ausgang wird dich rechtfertigen.“ Wirklich brachte die Arznei gleich neues Leben in den Kranken, und nach wenigen Tagen zeigte er sich seinen Soldaten wieder, die ihn mit Jubelgeschrei empfingen, und dem treuen Arzte mit Händedrücken und Lobpreisungen dankten.

Darius war unterdessen schon in Cilicien eingedrungen, und stand bei Issus. Alexander ging ihm dahin entgegen, und schlug die Perser völlig. Er schlug sie, sage ich kurz, um nicht eine lange Beschreibung von einer grausamen Menschenschlächterei zu machen. Alexander erhielt in dieser Schlacht eine Wunde durch einen leichten Hieb in die Hüfte. Darius saß nach persischer Sitte während des Streites auf einem Thronwagen, und übertraf durch seine Leibesgröße und durch sein edles Ansehen alle Perser. Auf ihn hatten die Macedonier es besonders abgesehen, hieben Hunderte seiner Leibwache nieder, und dem armen Darius blieb endlich nichts übrig, als die Flucht. Aber der Wagen konnte wegen der rings um ihn gethürmten Leichen nicht aus der Stelle gerückt werden. Er ließ daher Mantel, Schild und Bogen auf dem Wagen zurück, und floh auf einem Pferde eiligst davon. Alexander erstaunte beim Anblick der Kostbarkeiten, die Darius mit sich geführt hatte. „Das war es, wie es scheint — sagte er verächtlich – wodurch sich Darius als König zeigte.“

Unter den Gefangenen ertönte Weibergeschrei, denn die persischen Anführer ließen immer ihr halbes Hauswesen nach-

fahren. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß auch des Darius Mutter, die schönste seiner Gemahlinnen und zwei seiner Töchter gefangen waren. Diese weinten laut, da sie hörten, der König sei todt oder gefangen. Alexander ließ sie darüber beruhigen, und am andern Morgen besuchte er sie selbst mit seinem Lieblinge Hephästion. Als beide in das Zelt traten, und die Königinn Mutter nicht wußte, welcher Alexander sei, ging sie auf den Hephästion zu, denn Alexander war weder groß, noch schön. Als Hephästion zurücktrat, und auf Alexandern zeigte, wurde sie beschämt, und bat um Verzeihung. Aber Alexander sagte höflich: „Es ist kein Versehen begangen, denn dieser ist auch Alexander.“ — Die Frauen bekamen eine Ehrenwache, und wurden so ehrerbietig behandelt, daß sie nichts, als ihre Freiheit entbehrten. Sie mußten mit dem Heere durch die weite Welt ziehen.

Die Schlacht bei Issus bereicherte die Sieger mit unermeßlicher Beute, und Alexanders Soldaten wurden so üppig, daß es in der ganzen Welt kein froheres Völkchen geben konnte. Alexander selbst wandte zuletzt auf seine Tafel täglich 10,000 Drachmen (etwa 2000 Thaler), und alle seine Befehlshaber mußten gewöhnlich mitessen, denn diese behandelte er als Freunde, nicht als Diener. Dafür wurden sie aber auch grobe Schmeichler, und der sonst so kluge Alexander fühlte das nicht, denn der Stolz, wie die übrigen Leidenschaften, verblendet den Menschen. Bachus, Theseus, Herkules waren dann nichts gegen den Helden Alexander, ja die niedrigen Speichellecker trugen kein Bedenken, ihn einen Gott zu nennen. Er selbst prunkte gern mit seinen Thaten, und da er beim Weine viel und heftig sprach, so stieg ihm schon ein wenig Wein sichtbar zu Kopfe, dann konnte man ihn durch ein Wörtchen in Wuth bringen, und der Beherrscher von so vielen Millionen verstand es nicht, sich selbst zu beherrschen. Nach einem Rausche schlief er oft einen ganzen Tag. Wenn es aber sein mußte, so litt er alle Strapatzen des Marsches, Hunger und Durst, ja manchmal hielt er an seine Freunde lange ernsthafte Reden gegen die Schwelgerei und Unmäßigkeit, worüber diese dann lachten.

§ 88.

Alexander in Phönizien.

(332 v. Chr.)

Von Issus zog Alexander gegen Phönizien. Tyrus, eine reiche Handelsstadt auf einer befestigten Insel, machte sich bereit zum hartnäckigsten Widerstande. Sieben Monate lang versuchten die Macedonier alle Belagerungskunst, und immer vergebens.

Endlich ward Tyrus vermittelst eines großen Dammes, den man von dem festen Lande durch das Meer bis an die Stadt anlegte, und vermittelst vieler Sturmmaschinen im achten Monate erobert, und mußte für seine lange Gegenwehr ein unbarmherziges Schicksal leiden. Während des Sturmlaufens selbst waren 8000 Bürger getödtet, 30,000 wurden jetzt in die Sclaverei verkauft, und die ganze schöne Stadt ward zerstört. Dies war das Ende des kleinen betriebsamen Handelsstaates, von dem wir in früheren Zeiträumen so mancherlei gehört haben. Zur Zeit unsers Heilandes gab es freilich wieder ein Tyrus, aber dieses war bei weitem nicht die berühmte Stadt der alten Phönizier.

Mit der Beute von Tyrus bereicherte Alexander seine Freunde. Hundert Centner Myrrhen erhielt allein sein ehemaliger Hofmeister Leonidas, „damit er nun nicht mehr so sparsam gegen die Götter zu sein brauchte," wie es in dem begleitenden Schreiben hieß. Dies bezog sich auf einen Umstand aus Alexanders Kinderjahren. Dieser hatte nämlich damals bei einem Opfer mit beiden Händen kostbares Rauchwerk auf den Altar geschüttet. „Behüte! — hatte Leonidas gesagt — wenn du einmal das Land eroberst, wo diese Spezereien wachsen, dann kannst du so reichlich opfern, jetzt aber mußt du sparsam sein."

Alexander feierte für die Eroberung von Tyrus ein Dankfest durch große Opfer, glänzende Umzüge mit dem ganzen Heere und durch Kampf- und Singspiele, bei denen die Sieger kostbare Preise erhielten. Doch sagt man, die Zerstörung von Tyrus habe ihn bald nachher eben so, wie seine Härte gegen Theben, gereuet. Und was konnte auch

ungerechter sein, als ein altes Volk, das ihn nie beleidigt, und das seine Freiheit mit Löwenmuth und unerschütterlicher Beharrlichkeit sieben Monden lang vertheidigt hatte, als Sclaven wegzuführen, und dadurch gänzlich auszurotten! Uebrigens war der Fall von Tyrus nicht unverdient. Die Königinn der Meere war übermüthig, die Reiche üppig geworden; ihr Götzendienst war abscheulich, und in mancher Beziehung haben die Phönizier schädlich auf andere Völker eingewirkt. Das traurige Loos von Alt-Tyrus durch Nabuchodonosor und das Endschicksal von Neu-Tyrus, das schon früh von den Bewohnern der ersten Stadt in geringer Entfernung von Alt-Tyrus erbauet war, sagte der Prophet Ezechiel vorher mit diesen Worten (26. C.). „Ich will viele Völker zu dir heraufführen, wie sich das Meer erhebet mit seinen Wellen. Sie sollen die Mauern von Tyrus zerstören und ihre Thürme abbrechen; ich will ihren Staub von ihr wegfegen, und zum glattesten Felsen sie machen. Ein Ort im Meere soll sie werden, wo man die Fischnetze trocknet; denn ich habe geredet, spricht Gott, der Herr; und den Völkern soll sie zum Raube werden. Und ihre Töchter (die ihr untergebenen Töchterstädte), die auf dem Lande liegen, sollen mit dem Schwerte getödtet werden, und sie sollen erfahren, daß ich der Herr bin."

(Sowohl Nachbuchodonosor als Alexander verheerten die Umgegend von Tyrus, und metzelten die Bevölkerung zum großen Theile nieder.)

Wunderbarer Wechsel der Dinge! Welchen Anblick gewährt denn jetzt die einst so prächtige Stadt? Lamartine erzählt: „Tyrus, heutzutage Sur von den Arabern genannt, liegt auf dem spitzigsten Vorsprung eines Vorgebirges, und scheint aus den Fluthen selbst hervorzusteigen; — von Ferne könnte man es noch für eine schöne, neue, weiße, lebendige Stadt halten, die sich im Meere bespiegelt; aber sie ist nichts als ein schöner Schatten, welcher verschwindet, sobald man näher kommt. — Einige Hundert beinah verlassene Häuser, denen der Einsturz droht, und wo die Araber Abends die großen Heerden von Schafen und schwarzen Ziegen mit hängenden Ohren, welche vor uns in der Ebene dahin ziehen, unterbringen, das ist das Tyrus von heute! Es hat keinen

Hafen mehr auf den Meeren, keine Straße mehr auf dem Lande; die Prophezeiungen sind längst an ihm in Erfüllung gegangen."

§ 89.

Alexander in Aegypten.

Wir haben lange nichts von Aegypten vernommen. Jetzt führt uns Alexander dahin; denn es gehörte ja den Persern, und was persisch war, mußte erobert werden. Gaza am Eingange ward mühsam erstürmt. Die übrigen Städte machten fast gar keine Schwierigkeit. An der westlichen Nilmündung zeichnete Alexander den Platz zu einer neuen Stadt ab, die dort auf seinen Befehl erbauet, und nach seinem Namen Alexandria benannt wurde. Noch jetzt steht auf demselben Platze eine Stadt dieses Namens, aber unendlich armseliger, als das alte griechische Alexandria, von welchem noch hie und da eine prächtige Ruine aus Schutthaufen hervorragt. Alexandria wurde die erste Handelsstadt der Welt, und vor ihrem Hafen stand der Pharus, ein Leuchtthurm, der unter die sieben Wunder der Welt gerechnet wird.

Von da reisete Alexander durch die lybische Wüste zum Tempel des Zeus Ammon, ein Zug, der dem Kambyses einst so theuer zu stehen gekommen war. Alexander aber gelangte nach vielen Mühseligkeiten hin. Das Orakel soll ihn Göttersohn genannt haben, und sein Stolz wuchs von dieser Zeit an bis zum empörendsten Uebermuthe, wiewohl noch immer Züge eines edeln Geistes durch die Thaten seiner Verkehrtheit hindurchschimmerten. Denn der Mensch geht dem Laster und dem sittlichen Verderben gewöhnlich nur schrittweise entgegen, aber mit jedem Schritte kommt er beiden näher, und wird die Rückkehr schwieriger.

In Aegypten richtete er sofort eine neue Regierung ein, wie überall, sobald er eine Provinz erobert hatte, und so versorgte er Tausende von seinen Befehlshabern mit Statthalterschaften und andern hohen Aemtern. Er besaß nun schon ein Reich, das sich durch Europa, Asien und Afrika erstreckte, und so konnte er einem gemeinen Soldaten mehr

schenken, als heut zu Tage ein Feldherr vom Könige erhält. Ein Hauptmann brachte ihm den Kopf eines erlegten Feindes, und sagte: In unserm Lande erhält man dafür einen goldenen Becher. „Doch nur einen leeren — antwortete Alexander — ich will dir solchen voll einschenken, und ihn dir zutrinken.“ So verband er Gefälligkeit mit Freigebigkeit. Ein anderes Mal sah er, wie ein Soldat einen mit königlichem Golde beladenen Esel vor sich hertrieb. Der Esel war ermüdet, und konnte kaum mehr fort. Da nahm der mitleidige Soldat ihm seine Last ab, und trug sie keuchend selbst. „Werde nicht müde — rief ihm Alexander zu — sondern trag das Gold in dein Zelt, und behalt es für dich.“ — Einer seiner Schmarotzer, der in Ungnade gefallen war, weinte darüber sehr, und bat, daß Alexander sich mit ihm versöhnen möchte. Dieser that's, und nun verlangte der Schelm ein sicheres Unterpfand der Versöhnung. Und was erhielt er? Fünf Talente! Es ist kaum zu glauben, wie weit solche Menschen die Ueppigkeit trieben. Einer ließ sich die Stiefeln mit silbernen Nägeln beschlagen, ein anderer zu seinen Kampfspielen in Asien den Sand, mit welchem die Rennbahn bestreuet wurde, auf vielen Kameelen aus Aegypten holen; viele rieben sich täglich für mehr als 100 Thaler Salben ein. Alexander selbst wollte zuweilen enthaltsamer sein: man sah ihn mit der größten Anstrengung der Löwenjagd obliegen, ja er sandte einer Königinn von Karien, die ihm ihre Einsetzung zu danken hatte, ihre Köche zurück, mit denen sie ihm ein Geschenk machen wollte, und schrieb dabei, sein Lehrer Leonidas habe ihm zwei treffliche Köche kennen gelehrt, Arbeit, um das Mittagsmahl, und Mäßigkeit beim Mittagsmahle, um das Abendmahl schmackhaft zu machen. In seinem Zelte beschäftigte er sich gern mit Schreiben, besonders an seine entfernten Freunde und an seine Mutter. Streitigkeiten einzelner Soldaten entschied er oft selbst, und bei Anklagen pflegte er ein Ohr zuzuhalten, um es, wie er sagte, für den Beklagten aufzusparen — alles Züge, die uns zeigen, daß er ein vortrefflicher Mensch gewesen sein würde, wenn sein allzu frühes Glück ihn nicht berauschet hätte.

Nun ging's nach Asien zurück. Darius ward wieder ver-

folgt, und in Assyrien erschienen Gesandte von dem unglücklichen Könige, durch welche dieser dem Alexander alle Länder, die er bisher erobert hätte, bis an den Euphrat abzutreten versprach, und ihm noch dazu 1000 Talente und eine seiner Prinzessinnen zur Gemahlinn anbot, wenn der Macedonier Frieden mit ihm machen wollte. „Ich thäte es — sagte der alte Parmenio — wenn ich Alexander wäre." — „Ich auch — sagte Alexander — wenn ich Parmenio wäre." (Er wollte hierdurch ohne Zweifel sagen, daß er sich mit solchen Anerbietungen begnügen würde, wenn er ein gewöhnlicher Mensch sei; da er aber Kraft in sich fühle, seine großartigen Plane durchzusetzen, so könne er nicht auf halbem Wege stehen bleiben.) Darius erhielt eine stolze Antwort, doch ward ihm eine ehrenvolle Behandlung versprochen, wenn er sich selbst freiwillig ausliefern würde. Noch wollte der Bedrängte eine Schlacht versuchen, vielleicht daß das Glück ihm diesmal lächelte. Er lagerte sich bei Gaugamela mit mehr als 100,000 Persern, und erwartete mit Furcht und Zittern die Ankunft seines kühnen Gegners.

Unterdessen erfuhr er von einem entlaufenen Diener der gefangenen Frauen, daß seine Gemahlinn gestorben sei. „O wehe — rief er aus — so ist also die Königinn selbst des königlichen Begräbnisses beraubt worden!" — Fürchte nichts — erwiderte der Diener — Alexander hat mehr als persische Pracht darauf verwendet, denn er ist deiner Gemahlinn immer ehrerbietig begegnet. Nachdem der Diener noch viel Rühmliches von Alexanders Großmuth angeführt hatte, rief der König mit Thränen aus: „O Götter des Vaterlandes, helfet mir den persischen Staat wieder aufrichten, damit ich dem Alexander die Wohlthaten vergelten könne, die er den Meinigen in meinem Unglücke erwiesen hat. Soll aber das Reich von mir genommen werden, so lasset keinen andern, als ihn, den Thron des Cyrus besteigen.

§ 90.

Alexander in Persien.

Bei Gaugamela (oder Arbela) in Mesopotamien war (331 v. Chr.) die letzte entscheidende Schlacht. Am Morgen vor dem Angriffe hatte Alexander einen festen Schlaf, und Parmenio mußte ihn mit Gewalt wecken. Herr! — rief der alte Feldherr — du schläfst ja, als ob wir schon gesiegt hätten. „Haben wir denn nicht gesiegt — entgegnete der Held — da wir den Feind nun endlich vor uns sehen, und ihn nicht erst durch Wüsten und Gebirge mehr aufzusuchen brauchen?" Er sprang auf, warf das sicilianische Oberkleid und den breiten Gürtel um, darüber seinen Panzer von doppelter Leinwand, setzte den blitzenden Helm von polirtem Stahl auf, und legte das stählerne mit Edelsteinen besetzte Halsband an; auch das prächtige Degengehänk flimmerte von fern. Er ergriff die Lanze, und schwang sich auf's Roß. Die Schlacht ward gewonnen, denn wie konnte Alexander verlieren? Darius mußte abermals fliehen, und Waffen und Wagen zurücklassen, und der Held ward unter allgemeinem Jauchzen zum Könige von Asien ausgerufen. Er stürmt nach Babylon, und nimmt es ein; Susa, die verlassene Königsstadt, ergibt sich gleichfalls, und überläßt ihm ihre ungeheuern Schätze. Persepolis mit einem Schlosse, das ein Triumph der Baukunst war, weicht nach langem Blutvergießen dem Sieger. Nun hatte das Plündern, das Verschenken und Jubeln gar kein Ziel und Maß. Vier Monate verweilt hier das Heer, und überläßt sich den schändlichsten Schwelgereien. Den Abend vor dem Aufbruche von hier feiert Alexander selbst mit einem üppigen Gelage. Als jemand den Einfall hat, man könnte den Untergang des größten Reiches der Erde nicht höhnender feiern, als wenn man dieses prächtige Schloß der stolzen Perserkönige in Asche legte, wie einst Xerxes in Griechenland die Tempel verbrennt habe, so springt Alexander zuerst auf, ergreift eine Fackel, alle Gäste folgen ihm, die Soldaten hinterher, und in einem Augenblicke steht der herrliche Palast in Flammen. Am andern Tage, als Alexander den Rausch verschlafen hatte,

und es noch immer brannte, reuete es ihn, und er befahl zu löschen. Aber es war zu spät: nur wenige große Ruinen ließ die Gluth übrig, und diese sind noch heutiges Tages dort zu sehen. Unwürdige Handlung berauschter Sieger, die im Glücke fremdes Mißgeschick vergessen, und es nicht bedenken, daß sie dasselbe Trauerloos bald treffen könne, welches sie andern bereiten!

Nun suchte Alexander den Darius wieder auf. In den glühenden Sandwüsten verschmachtete fast das Heer vor Durst. Einige Soldaten hatten sich einmal in Schläuchen auf Mauleseln Wasser aus weiter Ferne geholt. Dem Könige, der lechzend auf seinem Pferde hing, brachten sie einen Helm voll, aber allen seinen Reitern zu geben, so viel hatten sie nicht, und diese sahen so traurig zu. Da sprach Alexander: „Wenn ich allein trinken soll, so würden ja diese hier allen Muth verlieren," und gab das Wasser wieder weg. Die Reiter, welche die Enthaltsamkeit des Königs bewunderten, riefen, er sollte sie nur immer weiter führen. „Wir sind nicht ermattet, sagten sie, wir sind auch nicht durstig, ja wir halten uns nicht für sterblich, so lange wir einen solchen König besitzen."

Endlich näherte man sich dem Darius bis auf wenige Tagreisen, und man hörte, daß er ohne Heer sei, daß einer seiner Satrapen, der nichtswürdige Bessus, ihn gefangen genommen habe, und mit weniger Begleitung wegführe, um sich etwa selbst zum Könige von Persien aufzuwerfen. Alexander eilte mit seinen Reitern voraus. Bessus vernahm, wie nahe die Verfolger wären, und da er nicht hoffen konnte, den König in Sicherheit zu bringen, so versetzte er ihm mehrere Dolchstiche, ließ ihn hülflos auf seinem Wagen liegen, und eilte rasch weiter.

Darius lag in seinem Blute, als die ersten Reiter Alexanders ankamen. Er bat sie sterbend um einen Trunk Wassers für seine lechzende Zunge. „Freund! sagte er zu dem Soldaten, der ihm den erbetenen Trank in seinem Helme brachte — das ist das höchste meiner Leiden, daß ich dir deine Wohlthat nicht einmal vergelten kann. Aber Alexander wird sie dir vergelten, und diesem werden die Götter die Großmuth lohnen, die er meiner Mutter, meiner Ge-

mahlinn und meinen Kindern erwiesen hat. Ich reiche ihm hier durch dich meine Rechte." Der Macedonier ergriff gerührt die schon erstarrte Hand, und in dem Augenblicke hauchte Darius die edle Seele aus.

Gleich darauf kam Alexander herbeigeritten. Er war sehr bewegt bei dem Anblicke, bedeckte den Todten mit seinem Königsmantel, und ließ ihn bei dessen Vätern mit allem Pomp beisetzen. Bessus floh durch Hyrkanien über den Kaukasus am kaspischen Meere hinauf bis in das Land der Scythen und Parther. Alexander unterjochte alle diese Völker, und bekam den Bessus endlich gefangen, den er als einen Königsmörder hinrichten ließ. Und Alexander selbst? — wäre er ein Privatmann, so würden wir ihn einen Straßenräuber nennen, aber er ist ein König, und so ist er ein hochgefeierter Eroberer. Am Kaukasus bauete er ein zweites Alexandria, und bevölkerte es mit seinen unbrauchbar gewordenen Leuten und mit persischen Kolonisten.

Darauf verweilte Alexander eine Zeitlang in Baktra, und erquickte das Heer durch neue Gelage. Seit dieser Zeit verspürte man an ihm die auffallendste Veränderung. Er nahm die üppige asiatische Tracht an, und die ihn besuchten, mußten vor ihm knien, was die Macedonier nicht wenig empörte. Er vermählte sich auch mit einer Perserinn Roxane, und ließ 30,000 Perserknaben in macedonischer Kriegeskunst unterrichten. Das war den Soldaten nicht recht, sie fürchteten, Alexander werde die Perser ihnen endlich vorziehen, immer in Persien bleiben, und dann könnten sie nie ihr Vaterland wieder sehen. Je mehr sich aber der König in einen Perser verwandelte, desto mehr blieben einige seiner Freunde, z. B. Kraterus und Klitus, bei der alten macedonischen Sitte. Nur Hephästion gab der Eitelkeit des Königs willig nach, und darüber sagte Alexander selbst einmal sehr treffend: „Hephästion liebt den Alexander, Kraterus den König." (Der erste war ein falscher, der zweite ein wahrer Freund; der falsche schmeichelt uns, um uns zu gefallen und Vortheil von uns zu ziehen; der wahre thut uns zuweilen wehe, um uns wohlzuthun; jener sucht nur seinen, dieser unsern Nutzen.)

In dieser Periode fallen mehrere von Alexanders Grau-

samkeiten. Der alte siebenzigjährige Parmenio hatte in diesem Kriege schon zwei Söhne verloren, und der dritte, Philotas, machte sich durch sein übermüthiges Betragen dem noch stolzeren König so verhaßt, daß dieser ihn zuletzt gar nicht mehr ertragen konnte. Man entdeckte bald darauf eine Verschwörung; Philotas, beschuldigt, davon Mitkenntniß gehabt zu haben, ward nach gehaltenem Kriegsrathe hingerichtet. Aus Furcht, der alte Parmenio, der damals mit einem Heere in Hyrkanien stand, möchte ihn wegen dieser That zur Rede stellen, sandte Alexander Meuchelmörder zu jenem Feldherrn, die ihm einen freundschaftlichen Brief überreichten, und während er den Brief las, ihn niederstoßen mußten. Ein anderes mal lag Alexander mit seinen Freunden an einer reichbesetzten Tafel. Der Wein erhitzte die Köpfe, die Schmeichler erhoben sich ungewöhnlich laut, und nannten ihren Helden Alexander einen Gott über Bachus und Herkules. Der finstere Klitus, derselbe, welcher am Granikus Alexandern das Leben gerettet hatte, konnte dies nicht länger anhören; er sprang auf, und schrie, Alexander sei ein Mensch, wie andere, seine Krieger hätten alles für ihn gethan — er sei weit entfernt von der Göttlichkeit, ja er handele sehr unrecht, daß er seine Unterthanen so weit vom Vaterlande mit sich umherschleppe, um seinen unersättlichen Länderdurst zu stillen. Ueber diese kühnen Reden ergrimmte der König, er stand auf, glühend vor Zorn, und man brachte den trunknen Klitus schnell fort. Aber dieser war rasend genug, aufs neue schimpfend in den Saal zu kommen. Nun hielt sich Alexander nicht länger. Blindwüthend riß er einer Schildwache die Lanze aus der Hand, und rannte sie dem — Retter seines Lebens durch den Leib. Das hervorrieselnde Blut aber verbannte gleich Alexanders Wuth und Rausch; er erschrack, und als er den röchelnden Freund hinaustragen sah, verzweifelte er. Drei Tage und drei Nächte brachte er weinend auf seinem Lager zu, und rief unaufhörlich: Klitus! Klitus! Die Soldaten, die ihn so lange nicht sahen, waren besorgt um den Feldherrn; die Schmeichler naheten sich, ihn zu trösten, und die Philosophen überredeten denselben, daß Klitus Tod vom Schicksal beschlossen, und nur blindlings durch ihn vollstreckt sei. So lassen sich alle

Verbrechen entschuldigen. Um sein Gewissen vollends zu beruhigen oder zu — betäuben, wohl auch aus Herrsch- und Ruhmsucht und vielleicht nicht ohne die Absicht, seinem Reiche wichtige Handelsverbindungen zu sichern, unternahm er einen Feldzug nach Indien.

§ 91.

Alexander in Indien.

(327 v. Chr.)

Von den Heldenthaten und den ausgestandenen Leiden auf diesem Zuge erwähne ich nichts. Die indischen Stämme, welche Alexander antraf, wurden alle bezwungen. Doch was nützten Eroberungen, die er doch nicht behaupten konnte, die über 300 Meilen von Hause lagen?

Die Geschichte nennt uns einige Fürsten dieser indischen Völkerstämme als sehr vernünftige Männer. Einer derselben, Taxiles, ward aufgefordert, sich zu ergeben. Er erschien, und sprach zu Alexander: „Warum, o König, sollen wir mit Mordgewehren auf einander einhauen, wenn du nicht gekommen bist, uns das Wasser und den nothwendigsten Lebensunterhalt zu nehmen? Denn um entbehrlicher Dinge willen sollte kein verständiger Mensch sich in Krieg und Todschlag einlassen. Was meine sogenannten Glücksgüter und Besitzungen betrifft, so bin ich gern bereit, von dem, worin ich mehr habe, als du, dir mitzutheilen, und das, woran mir's fehlt, schäme ich mich nicht von dir dankbar anzunehmen.“ Alexander erröthete; er reichte dem Taxiles die Hand, schenkte ihm Kostbarkeiten, welche dessen Geschenke weit übertrafen, und ließ ihm zuletzt noch 1000 Talente auszahlen, welches die Macedonier gar nicht begreifen konnten.

Aus einer Stadt Nyssa, die Bachus erbauet haben sollte, kamen Gesandte zu ihm ins Lager. Man brachte einen Polster, und Alexander, welcher stehen blieb, nöthigte den ältesten der Gesandten, sich darauf zu setzen. Als dieser nach den Friedensbedingungen fragte, antwortete Alexander: „Sie sollen dich zu ihrem Beherrscher annehmen, und mir 100 von ihren besten Männern zu Geißeln senden.“ Ei, sagte lächelnd der Greis, ich würde besser regieren können,

wenn ich dir nicht die besten, sondern die schlimmsten senden dürfte. — Alexander freute die Antwort, und er begnügte sich mit wenigen Geißeln.

Am Flusse Hydaspes zog ihm König Porus, mit tapfern Männern, großen Streitwagen und vielen Elephanten entgegen, doch wurde er geschlagen, und mußte sich sogar gefangen geben. „Wie willst du behandelt sein?“ fragte ihn Alexander. — Königlich. — „Erbitte dir etwas.“ — In dem Worte königlich liegt alles, was ich zu bitten habe. — Alexander ehrte diesen edeln Stolz, und fügte zu dessen Gebiete die Herrschaft über das ganze eroberte Indien, welches 2000 Städte enthielt. Zwei Städte wurden von Alexander neu erbaut, Nicäa (Siegesstadt) auf dem Schlachtfelde, und Bucephala über dem Grabe des berühmten Bucephalus, der hier 30 Jahre alt an einer Erhitzung starb.

In dem alten ehrwürdigen Lande der Hindus begegnete Alexander einigen Braminen. Sie sahen ihn an, und stampften mit den Füßen auf die Erde. Die Dolmetscher brachten von ihnen diese Erklärung heraus: „Wer mehr Land haben will, als er gebraucht, ist ein großer Thor. Er kann ja doch immer nur auf wenigem stehen, und wenn er todt ist, wie wenig wird er brauchen, um unter ihm zu ruhen!“

Alexander drang immer tiefer in Indien ein, und hoffte bald den großen Ganges zu erreichen. Aber so weit wollte kein Krieger folgen; am Hyphasis war dem Helden sein Ziel gesteckt, hier weigerte sich einmüthig das ganze Heer, und wie entrüstet er sich auch stellte, wie lange er sich auch, in sein Zelt eingeschlossen, den Augen der Macedonier verbarg, so blieben sie denn doch unbeweglich. Was sollte er beginnen? Allein vorrücken? lächerlich! Dem Volke nachgeben? unmöglich! Nur sein Opferpriester konnte ihn aus dieser Verlegenheit reissen. Eines Morgens setzte sich der König zu Pferde, das Heer mußte marschfertig sein. „Ehe wir vorwärts ziehen, erforsche, Priester, den Willen der Götter!“ Der Priester opferte, und besah die Eingeweide. Schlechte Zeichen, Herr! rief er aus; die Götter wollen nicht, daß du weiter ziehest. „Schade! — rief Alexander

— doch den Göttern muß man gehorchen.“ Die Schmeichler trösteten ihn damit, daß er weiter, als Bachus, gekommen sei, und so entschloß er sich denn, umzukehren, nachdem er den Göttern am Hyphasis zwölf große Altäre gebauet, und reichlich geopfert hatte.

Er schiffte sich auf dem Flusse ein, und segelte südlich hinab, dem Weltmeere entgegen. Die Indier erstaunten über den Anblick der Flotte und den Muth der Fremdlinge. Unterweges wurden beiläufig mehrere Städte erobert. Ein kleines indisches Reich fand man schon aufgewiegelt und das Volk in Waffen. Man hörte, die Braminen, welche wahrscheinlich die Zerstörung ihrer Religion, ihres Ansehens und des eigenthümlichen indischen Wesens durch den Eroberer befürchteten, wären Schuld daran. Eine feste Stadt unter andern wollte die Macedonier durchaus nicht einlassen. Man nahm die Belagerungswerkzeuge zu Hülfe, und Alexander selbst riß einem Soldaten die Sturmleiter aus den Händen, legte sie an die Mauer, und kletterte schnell hinauf. Mit ihm stiegen seine Freunde Peucestas und Leonnatus auf die breite Mauer, und stürzten die Feinde hinunter. Aber in dem Augenblicke brach die Leiter hinter ihnen, andere konnten nicht so schnell angesetzt werden, und nun stand der kühne Mann da oben nur mit zwei Gefährten, allen Pfeilen, Wurfspießen und Steinen der Feinde ausgesetzt. Aber er besann sich nicht lange: rasch sprang er in die Stadt, stieß nieder, was sich ihm nahete, allein Keulenschläge und ein Pfeilschuß in die Brust streckten ihn endlich hin. Peucestas und Leonnatus, die Freunde, deckten ihn mit genauer Noth, bis endlich mehrere Soldaten die Mauer erstiegen, und die Feinde verjagten. Alexander ward bleich und blutig auf seinem Schilde ins Zelt getragen. Als die Macedonier mehrere Wochen lang ihren Führer nicht sahen, glaubten sie, er sei todt, und man verberge es ihnen nur. Aber als er sich wieder hinaustragen ließ, und ihnen freundlich winkte, da weinten die alten Krieger Freudenthränen, und ihr Jubelgeschrei durchdrang die Lüfte.

§ 92.

Alexanders Rückkehr nach Persien.

Als Alexander das große indische Weltmeer gesehen hatte, kehrte er wieder zu seinem Landheere zurück, und ließ nur einen Theil seiner Truppen auf der Flotte längs der Meeresküste hinaufsegeln, um in die Mündung des Euphrats einzulaufen. Der Landweg, den er selbst wählte, war die gedrosische Wüste, in welcher, wie man sagte, schon Semiramis und Cyrus ihr Heer eingebüßt hatten. Darum eben wählte Alexander sie. Er kam in ein Meer von glühendem Sand, in welchen der Wanderer Fuß bis über die Knöchel eintrat. Kein Gewächs war zu sehen, so weit das Auge reichte, kein Quellchen, die heiße Zunge zu laben. Die Wagen mußte man daher stecken lassen mit allen Gütern und Lebensmitteln, ja selbst mit den Kranken, die auf ihnen ruheten. Viele verschmachteten vor glühendem Durste, andere verhungerten, wenn sie nicht heimlich ein Lastthier schlachten konnten; mancher setzte sich nieder, ein wenig zu schlafen, und dachte, das Heer schon einzuholen, wachte aber nicht wieder auf, oder er hatte das Heer aus dem Gesicht verloren, lief nach, sank abermals in den Sand, und verschied. Alles murrte, und Alexander ging schweigend zu Fuße vor den Truppen. Fand man zuweilen einen Bach, so stürzten sich die Vordersten ganz hinein, erkälteten sich, und starben; die Folgenden konnten das getrübte Wasser dann nicht mehr trinken.

Die Hälfte der Truppen ließ in dieser schrecklichen Einöde ihr Leben, der Rest erreichte nach mehreren Monaten die Landschaft Persis. Hier vergalt ihnen Alexander ihre Beharrlichkeit mit königlichen Geschenken. Die Opfer, Spiele, Gelage, hatten kein Ende, denn der zweite Bachus war aus Indien angekommen.

§ 93.

Die Gymnosophisten.

Hier will ich nachholen, was die Geschichtschreiber von den Braminen oder Gymnosophisten erzählen, die Alexander in Indien antraf. Viele derselben hatte er tödten lassen, weil sie das Volk zur Widersetzlichkeit aufgewiegelt hatten, und zehn waren in die Gefangenschaft gerathen. Da nun diese indischen Weisen wegen ihrer kurzen und witzigen Antworten berühmt waren, so wollte Alexander von seinen Gefangenen eine Probe davon hören. Er sprach daher also zu ihnen: „Höret, ich werde jetzt einem jeden von euch eine Frage vorlegen. Antwortet mir einer unrecht, so soll er sterben, und alle andern nach ihm. Du Aeltester dort sollst Richter sein. —

„Sind der Lebendigen mehr, oder der Todten?"

Erster Bramin. Der Lebendigen, denn die Todten sind nicht mehr.

„Ernährt die Erde oder das Meer größere Thiere?"

Zweiter Br. Die Erde, denn das Meer ist ein Theil der Erde.

„Welches ist das listigste Thier?"

Dritter Br. Dasjenige, welches die Menschen noch nicht kennen.

„Warum habet ihr euren König zum Aufstand bewegt?"

Vierter Br. Weil wir wünschten, daß er lieber sterben möchte, wenn er nicht mit Ehre leben könnte.

„Was war früher, der Tag oder die Nacht?"

Fünfter Br. Der Tag war um einen Tag früher da, als die Nacht.

„Das ist sophistisch (spitzfindig)."

Fünfter Br. Wie die Frage, so die Antwort.

„Wie kann sich jemand die größte Liebe erwerben?"

Sechster Br. Wenn er der Mächtigste, und doch nicht fürchterlich ist.

„Wie kann ein Mensch zum Gotte werden?"

Siebenter Br. Wenn er etwas thut, das keinem Menschen zu thun möglich ist.

„Ist das Leben stärker, oder der Tod?"

Achter Br. Das Leben, weil es so viele Uebel aushält.

„Wie lange ist es für einen Menschen gut, daß er leben bleibe?"

Neunter Br. So lange er den Tod nicht für besser hält, als das Leben.

„Richter, wer hat am schlechtesten geantwortet?"

Richter. Immer einer schlechter, als der andere.

„Du sollst zuerst sterben für dies ungerechte Urtheil."

Richter. Wenn du dein Wort hältst, König, so kann das nicht geschehen, denn du hast gesagt, daß derjenige zuerst sterben solle, welcher die schlechteste Antwort gäbe.

Alexander lachte, ließ sie alle los, und beschenkte sie reichlich. Einer von diesen Priestern ließ sich bewegen, mit nach Europa zu gehen, wurde aber schon in Persien krank, und gab nun dem Heere ein höchst sonderbares Schauspiel. Er erklärte nämlich, daß er jetzt sterben wolle, und bat, daß man ihm einen Scheiterhaufen errichten möchte. Vergebens wandte Alexander Bitten und Vorstellungen an, der Bramine blieb fest bei dem entsetzlichen Vorsatze. Der Scheiterhaufen wurde aufgethürmt, die Macedonier traten in Reihe und Glied, und in einem feierlichen Aufzuge ward der Kranke hingetragen und hinaufgesetzt. Hier sang er mit völliger Heiterkeit indische Lieder, ja er vertheilte noch den Schmuck und die Teppiche, mit denen ihm zu Ehren der Holzstoß ausgeziert war, an die Umstehenden. Dann legte er sich zurück, und sah ohne die geringste Bewegung die Flammen über sich zusammenschlagen. Wir würden solches kaum glauben, wenn die Hindus unserer Tage nicht ähnliche Sitten hätten.

Zum Schlusse dieses Abschnitts eine kleine jüdische Erzählung aus dem Talmud, der unter vielen sonderbaren und aberwitzigen Dingen einige gute Lehren enthält, wie etwas Weizen unter einem Haufen Spreu. Was wir hier mittheilen, ist zwar nur eine Fabel oder auch Parabel, aber recht lehrreich. Auf seinem Zuge nach Indien — so erzählen die Rabbinen — gelangte Alexander an einen Strom. Dort lagerte er sich, und nahm gesalzene Fischlein in seine Hand, sie in die Fluth zu tauchen und zum Brode zu essen. Und sieh, die Fische wurden wohlschmeckend, und dufteten von Wohlgeruch. Der König wusch sein Antlitz mit des

Stromes Wasser, und sein Antlitz ward glänzend. Da rief er aus: „Wahrlich, dies ist der Strom des Paradieses!“ Und er machte sich auf, und folgte dem Laufe des Stromes, bis er gelangte zu den Pforten des Paradieses. „Erschließt mir die Pforten! — gebot er — ich bin Alexander.“ — Aber eine Stimme von Innen entgegnete: „Dies ist die Pforte des Herrn, in die nur die Gerechten eintreten.“ — Und Alexander antwortete: „Ich bin ein mächtiger Herrscher, hochgeachtet von den Menschen, Gebieter der Welt.“ Aber dieselbe Stimme sprach wiederum: „Dies ist die Pforte des Herrn, in die nur die Gerechten eintreten.“ — Da sagte Alexander: „So gebt mir mindestens ein Zeichen, daß ich hier gewesen. Und sie gaben ihm einen Todtenkopf. Diesen trug Alexander; doch bald ward ihm seine Last zu schwer, und zuletzt konnte alles Gold Indiens ihn nicht aufwiegen. Da fragte der König die Rabbinen: „Söhne des Gesetzes, was bedeutet dieser Todtenkopf, und daß er so schwer ist?“ — Und sie erwiderten ihm: „Dieser Todtenkopf ist der Mensch, und des Menschen Aug' ist unersättlich. Nimm aber ein wenig Staub, und bestreue ihn, und alsbald wird er leichter sein.“ Und sie nahmen Staub und bestreuten den Todtenkopf, und das Gold und Silber wogen über.

§ 94.

Alexander in Susa.

Der Aufenthalt Alexanders in dieser Hauptstadt war eine Reihe von glänzenden Festen und von Beweisen der großmüthigsten Freigebigkeit. Zuerst gab er ein allgemeines Hochzeitfest, denn er verheirathete sich und alle seine Freunde, auch die vornehmsten Perser mit persischen Prinzessinnen und angesehenen Frauen dieses Landes, und freute sich, alle seine Freunde zu seinen Verwandten zu erheben. Er selbst vermählte sich mit der ältesten, und den Hephästion mit der jüngsten Tochter des unglücklichen Darius, und stiftete an einem Tage eine mehr, als achtzigfache Heirath, wobei er jeder Braut eine reiche Aussteuer gab, und alle seine neuen Vettern küßte. Zugleich mußten sich alle gemeine Macedonier melden, welche persische Weiber genommen hatten. Es fan-

den sich über 15,000, und jeder erhielt ein artiges Hochzeitgeschenk. So suchte Alexander beide Nationen mit einander freundschaftlich zu verbinden, und damit kein Perser über einen Macedonier Klage führen sollte, so bezahlte er an einem Tage alle Schulden seiner Soldaten, deren Summe sich auf 20,000 Talente belief. Den tapfersten Feldherren schenkte er goldene Kronen, und die Invaliden erhielten die Erlaubniß, ins Vaterland zurückzugehen. Denn die 30,000 persischen Jünglinge, welche in der macedonischen Kriegskunst unterrichtet waren, konnten nun in die Stelle derselben einrücken.

Sollte man es glauben, daß bei einer so grenzenlosen Freigebigkeit das ganze macedonische Heer noch murrte, und sämmtlich seinen Abschied verlangte? Sie ärgerten sich, daß Alexander die Perser ihnen gleich setzte, welche sie doch weit zu überflügeln glaubten. Hier ward der König mit Recht zornig, er fuhr unter sie, und ließ 13 der ärgsten Schreier herausgreifen und niederhauen. Darauf hielt er eine nachdrückliche Rede, inwelcher er ihnen ihre Undankbarbeit vorwarf, ging dann voll bittern Unmuths fort, und schloß sich drei Tage lang in die innersten Zimmer des Palastes ein. Die Macedonier gingen in sich, und bereueten ihre Widerspenstigkeit; sie belagerten haufenweise seine Thür, riefen und flehten, er möchte ihnen nur wieder sein Angesicht zeigen. Er kam endlich heraus, sah alle auf den Knien liegen, und konnte sich der Thränen nicht enthalten. „Herr! — redete ihn darauf ein alter Oberster an — wir murrten nur darüber, daß du auch Perser zu deinen Verwandten gemacht hast, und dich von ihnen küssen lässest.“ O ihr seid ja alle meine lieben Verwandten! rief Alexander, und umarmte den Obersten, reichte auch allen Graubärten, welche herbeitraten, den Mund dar, und gab dem ganzen Heere zur Aussöhnung ein Festmal, bei welchem er mit seinen Freunden aus einem Becher trank. Hier setzte er Preise für die besten Trinker aus — schlimm genug! — und 40 Gäste tranken sich zu Tode. Dann ließ er alle Invaliden auffordern, welche nach Hause zurückkehren wollten. Es meldeten sich 10,000 Mann. Alexander gab ihnen zwei verständige Anführer mit, ließ jedem Soldaten seinen Sold bis zur Ankunft in Macedonien, und schenkte dem Einzelnen noch ein Talent Reisegeld besonders.

Von Susa begab er sich nach Ekbatana, und hier wurden die Gelage thätig fortgesetzt. Das zog endlich seinem liebsten Freunde Hephästion den Tod zu. Alexander war untröstlich, aß und trank in drei Tagen nicht, und weinte immer. Der Leichnam ward mit nach Babylon geführt, und hier auf einem Scheiterhaufen verbrennt, der 10,000 Talente kostete, und dann unternahm Alexander einen kleinen Zug gegen die Kossäer, deren er viele mit eigener Hand erlegte, zum Todtenopfer, wie er sagte, für seinen Patroklus.

§ 95.

Alexanders Tod. Folgen seiner Unternehmungen.

(324 v. Chr.)

Babylon gedachte Alexander zur Hauptstadt seines Reiches zu machen, und faßte schon neue Plane, Afrika zu umschiffen. Aber die Fürsehung wollte es anders. An einem Abende, da er sich nicht wohl befand, wohnte er doch aus Gefälligkeit einem Gastmahle bei, das einer seiner Freunde gab. Am andern Morgen hatte er ein böses Fieber, das ihn am 10ten Tage fortraffte. Noch den Tag vor seinem Tode gab er mit schwacher Stimme die gewöhnlichen Befehle. Auf die Frage, wem er nach seinem etwaigen Tode das Reich bestimmt habe, antwortete er kurz: Dem Würdigsten. Das Jammern der Krieger war unbeschreiblich. Alexander starb im 33sten Jahre seines Alters, nach einer Regierung von 12 Jahren und 8 Monaten, den 21. April 324 v. Chr. G. So schnell endet irdische Größe, so leicht erblaßt irdischer Glanz. Bei dem Tode dieses großen Königs, Feldherrn und Eroberers fallen uns unwillkürlich die so sehr wahren Worte des Dichters ein:

„Vom Altar in die Paläste
Drängt es sich zum Jubelfeste;
Mitten unter heiterm Mahl
Ruft es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tönt es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:

Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden."

Werfen wir nun einen Blick auf Alexanders Wirken und dessen Folgen. Es scheint sein Plan gewesen zu sein, den Osten und Westen der Welt, Morgenländer und Griechen mit einander zu verschmelzen; wenn auch dieser Zweck nicht ganz erreicht wurde, so wirkten durch Alexanders Eroberungen doch beide Völker auf sich gegenseitig ein. Den Morgenländern wurde griechische Kunst, Wissenschaft, Sitte und Kraft geboten, aber den Griechen, namentlich den noch unentnervten Macedoniern Reichthum und Weichlichkeit. Die letztern waren zu plötzlich in glänzende Verhältnisse versetzt, um ihr Glück ertragen zu können. — Alexanders Heer bestand aus Macedoniern und Griechen von allen Stämmen, aus Illyriern, Thraciern und Asiaten. Die Macedonier waren natürlich die Bevorzugten. Durch Freundlichkeit, Geschenke nnd Ehrenbezeugungen gewann der König die Herzen seiner Krieger. Nach der Schlacht bei Arbela empfing jeder macedonische Reiter 150 Thaler, jeder nicht macedonische 50 Thaler weniger, und jeder Soldat von dem Fußvolk 50 Thaler. Nach des Darius Tode schenkte er jedem Reiter 1400 Thaler und jedem Fußgänger 240 Thaler. Zur Entrichtung aller Schulden seines Heeres bestimmte er gegen 29 Millionen Thaler. Daß solche Summen nur durch großartiges Rauben und Plündern zusammengebracht werden konnten, bedarf kaum der Bemerkung. — Gegen die besiegten Völker betrug er sich sehr klug, Griechenland wurde theils durch rücksichtsvolle Behandlung, theils durch seine eigenen Parteien in Abhängigkeit gehalten. Die gefährlichen Fürsten und Beamten Thraciens nahm er mit sich nach Asien. Die Asiaten wurden durch Besatzungen im Zaum gehalten; die kleinasiatischen Griechen ließ er durch ihre inneren Zwiste sich selbst aufreiben. Dann setzte er auch zuversichtliche Statthalter ein. Die Satrapien-Eintheilung hielt Alexander im persischen Reiche bei, schaffte aber die drückenden Naturalabgaben, zur Freude des Volkes, ab, so wie auch einen Theil der steifen und unwürdigen Gebräuche bei den persischen Hofmahlen. Als Alexander später sich auffallend änderte, neigte er sich auch in dieser Beziehung zu

den morgenländischen Sitten, mochte aber dabei zugleich die Förderung des Handels und der Gewerbe im Auge haben, die durch eine glänzende und üppige Hofhaltung eben so gewannen, als die Sittlichkeit dadurch litt. Daß auch durch die nähere Bekanntschaft mit fremden Ländern und Völkern sammt deren Genüssen, Bedürfnissen und Producten der Handel gefördert werden mußte, liegt am Tage, und diesem schenkte der einsichtige König allerdings seine Aufmerksamkeit. Er ließ Schiffe erbauen, geschickte Schiffer aus Phönizien kommen, und sah bei seinen Gründungen von Städten und bei Colonisirungen darauf, dem Handelsverkehr die sichersten und besten Straßen zu öffnen. Deshalb haben auch in dem Zeitraum nach ihm Gewerbe und Handel im Alterthume am meisten geblüht. Die nächsten und unmittelbaren Folgen von Alexanders Unternehmungen waren also diese, daß die griechische Bildung über alle damals bekannte Länder ausgebreitet, und daß den verschiedenen Völkern dadurch eine Anregung zu neuer Entwickelung gegeben ward; dann wurde auch ein reger Verkehr zwischen denselben hervorgerufen, und dieser selbst durch die allgemein verbreitete Kunde der griechischen Sprache möglich. — Für die Vervollkommnung der Kriegskunst nach festen Regeln machte sich der große Eroberer gleichfalls sehr verdient, so wie er auch Künste und Wissenschaften schätzte und förderte. Trug er ja Homers Ilias als tägliches Lesebuch bei sich, und als Antigonides, ein Flötenspieler, ihm die Melodie eines Kriegesgesanges vortrug, sprang er begeistert auf, ergriff die Waffen, und rief den Gegenwärtigen einige Worte aus einem spartanischen Kriegesliede zu. Seine Liebe zur Bildhauerkunst und Malerei können wir schon aus der Auszeichnung entnehmen, womit er Lysippus und Apelles behandelte. Er bestimmte allein für Ausbesserung und Wiederherstellung der griechischen Tempel an 14 Millionen Thaler. Daß er aber besonders förderlich auf die Künste eingewirkt habe, kann nicht behauptet werden, denn sein Geschmack war selbst nicht rein, sonst hätte er wohl nicht einem so schmeichlerischen und zum Uebertriebenen hinneigenden Baumeister, wie **Dinokrates**, vorzugsweise sein Zutrauen geschenkt. Dieser machte unter anderm den Vorschlag, das Vorgebirge Athos zu einer Bild-

säule Alexanders umzuschaffen, welche in der einen Hand eine Stadt von 10,000 Einwohnern, in der andern eine große Schale trüge, aus welcher ein nie versiegender Fluß ins Meer strömte. Das schien dem Alexander doch zu arg, er sprach: „Laß den Athos, wie er ist; genug, daß schon ein König an ihm seinen thörichten Stolz verewigt hat." — Auch die Wissenschaft schätzte und unterstützte Alexander. Viel galt ihm sein Lehrer Aristoteles, und er förderte dessen wissenschaftliches Streben, er verschloß der indischen Weisheit nicht sein Ohr, und schenkte dem in Kunst und Wissenschaft so hoch stehenden Athen alle Rücksichten. Allein dem Platoniker Xenokrates gab er die Summe von 72,000 Thalern; aber er bedachte auch leider unwürdige Männer, wie Pyrrho und den gemeinen Schmeichler Anesikritus, und wirkte in so fern schädlich auf die Wissenschaft, als er diese ihrer Selbstständigkeit beraubte*).

Mit Alexanders Tode begann eine schreckliche Verwirrung. Die Frage, wer nun Herr der ungeheuern von ihm eroberten Länder sein sollte, beschäftigte alle seine Feldherren so eifrig, daß man darüber den Leichnam des sonst vergötterten Alexander beinahe zu begraben vergessen hätte, denn nach einigen Nachrichten soll er 30 Tage lang unbeerdigt geblieben sein. Seine Feldherren, reicher, als jetzt die reichsten Könige, behielten das Heer in ihrem Solde, warben noch neue Truppen dazu, und führten nun Kriege in Europa, Asien und Afrika. Hunderttausende von Soldaten, die von den ungeheuersten Plünderungen reichlich besoldet wurden, mordeten sich einander, äscherten Städte ein, verwüsteten Länder, und verbrennten Flotten, drei und zwanzig Jahre lang. Wohl zwölf verschiedene Kriegsheere wütheten oft gegen einander. Und das alles um einiger habsüchtigen, herrschbegierigen Menschen willen, die am Ende durch Gewalt oder Meuchelmord bis auf etwa fünf oder sechs herabschmolzen. Alexanders Gemahlinnen, seine Mutter, seine noch kleinen Kinder, sein Bruder — alle diese wurden durch Banditendolche der Herrschsucht der neuen Thronräuber aufgeopfert. Ich eile über diese blutigen drei und zwanzig Jahre

*) Vergleiche Schlossers Weltgeschichte.

weg. Griechenland und Kleinasien, selbst das kleine Judenland, waren oft die Schauplätze des Schreckens, und das ohnmächtige Athen wurde bald von diesem, bald von jenem Eroberer beschimpft und gebrandschatzt. Die wenigen Feldherren, welche zuletzt noch übrig blieben, theilten alles, was Alexander beherrscht hatte, unter sich, und nahmen den Königstitel an. Den besten Theil erhielten Seleucus und Ptolomäus Lagi. Seleucus nahm die meisten asiatischen Länder, die er Königreich Syrien nannte, bauete die Stadt Seleucia nicht weit von Issus, und seine Nachkommen auf dem Throne Syriens heißen die Seleuciden. Seleucus Sohn, Antiochus, bauete Antiochia am Orontes, die Hauptstadt Syriens, ein Paris Asiens.

Ptolomäus Lagi nahm Aegypten, Phönizien, Judäa, einen Theil Arabiens für sich, was er Königreich Aegypten nannte, verlegte seine Residenz nach Alexandria, und machte diese Stadt zu einem reichen Handelsplatze, verschönerte sie auch durch herrliche Gebäude, und legte die erste öffentliche Bibliothek an. Es fanden sich jetzt viele Männer, welche die trefflichen Schriften der Alten erklärten, von Schreibfehlern reinigten, Regeln und Systeme aus ihnen herleiteten, und viel darüber schrieben. So entstand die Gelehrsamkeit, ein Gewerbe, von dem kein Grieche etwas gewußt hatte. Griechische Sprache und Kunst wurde herrschend im ganzen Morgenlande, vielleicht die schönste Frucht, welche Alexanders Raubzüge getragen haben. — Unter den Nachfolgern des Ptolomäus, welche alle ebenfalls Ptolomäus hießen, waren nur die beiden nächsten des Scepters würdig, die übrigen waren ausschweifende, nichtswürdige Menschen, unter deren Herrschaft Aegypten wieder in den tiefsten Verfall gerieth. Ptolomäus Philadelphus ließ 280 vor Christus die heiligen Schriften der Juden von 6 Gelehrten aus jedem Stamme ins Griechische übersetzen. Diese Uebersetzung heißt die LXX. oder Septuaginta, d. h. Siebenzig.

So sehen wir also jetzt am Ende des fünften Zeitraumes der alten Geschichte nichts, als Elend, Erschöpfung und Verfall in dem gebildeten Theile der damals bekannten Erde. Die alten Stützen sind alle gefallen, man sucht neue, denen es aber an Kraft gebricht, und das Gebäude muß daher

fallen. Mit Ausnahme des griechischen Staatenwesens finden wir in allen aus dem großen Reiche Alexanders hervorgegangenen Reichen eine gänzliche Alleinherrschaft, gestützt von Kriegern, Glanz und Reichthum. Förderung des Verkehrs und der Wissenschaft ist daher Hauptstreben der Herrscher, nicht aber der Wohlfahrt der großen Masse. Der Unterschied zwischen den einzelnen Völkern verschwindet immer mehr. Die Sittlichkeit liegt ganz darnieder. Die Welt hängt am Zeitlichen und am Genuß. Das eroberte Morgenland hat große Schätze hergeben müssen, womit man dem Genusse fröhnen kann, Schätze werden um so mehr gesucht, als sie den Weg zur Macht und zum Einflusse bahnen. Die Weichlichkeit des Morgenlandes steckt auch die bis dahin einfacheren Völker an. Vielweiberei, das Verderben des Familienslebens, nimmt an den Höfen der griechischen Herrscher zu, und Wollust bringt kaum noch Schande. Die Tugend hat ihren Glanz verloren; man huldigt dem Laster, und selbst Gebildete verschmähen es nicht, in niedriger Gesinnung den Großen zu schmeicheln. Doch sind auch in diesem Zeitraume noch edlere Naturen zu finden, deren überhaupt keine Zeit gänzlich entbehrt hat, aber sie bilden leider die Ausnahme. Finsterer Aberglaube und voller Unglaube suchen das wenig Wahre der heidnischen Religion ganz zu entfernen. Alle Religionen werden mit einander vermengt. Die Griechen vergöttern jetzt sogar ihre Herrscher, wie die Perser. Die Weltweisheit zeigte das Falsche der heidnischen Religion, ohne dafür selbst Wahrheit bieten zu können, und nahm die letzte, wenn auch schwache und morsche Stütze fort. Aber indem das Heidenthum sich immer mehr seiner Auflösung nahte, indem man sich immer mehr von dessen Gehaltlosigkeit und Unvermögen, den Geist zu befriedigen, das Herz zu veredeln und dessen beste Wünsche zu erfüllen, überzeugte, wurde der wahren Offenbarung vorgearbeitet und die Sehnsucht nach Erlösung von dem Irrthume und von der Sünde immer mehr angeregt. Je tiefer die Nacht, desto größer das Verlangen nach dem Aufgange der Sonne.

Während aller dieser Verwirrungen strebt nun das kriegerische Römervolk kühn empor, das wir zuletzt im ersten Jubel seiner errungenen Freiheit verlassen haben. Die-

ses hat noch erst eine hohe Aufgabe der Fürsehung zu erfüllen, bevor der große Friedensstifter und göttliche Erlöser erscheint. Es wird die verschiedenen Völker, auch die westlichen, die bis dahin in der Geschichte nicht so sehr hervorgetreten sind, vereinigen, zwar nur mit dem Schwerte, um von dem Allerhöchsten durch ein festeres und schöneres Band an einander gefesselt zu werden, und statt der römischen Ketten eine süße Bürde auf sich zu nehmen. Die ihrer Selbstständigkeit beraubten und von allen Seiten bedrängten Nationen werden sich dann aus der Tiefe ihrer Seele sehnen nach einer Umgestaltung, und der Gott der Liebe wird ihr heißes Verlangen erfüllen, wenn die Fülle der Zeiten da ist.

Doch ehe wir die Geschichte der Römer fortsetzen, möchte ich noch etwas von einigen merkwürdigen Männern in Griechenland nachholen, und damit können wir dann das Griechenvolk vollends zu Grabe geleiten.

§ 96.

Der Redner Demosthenes.

Unter diesen Männern stelle ich zuerst den Redner Demosthenes vor, einen Mann, verächtlich als Mensch, aber von großem Verstande, und ein ewig denkwürdiges Beispiel, wie weit der Mensch es durch anhaltenden Fleiß bringen kann.

Demosthenes war der Sohn eines athenischen Degenfabrikannten. Er verlor seinen Vater früh, und um sein Erbtheil betrog ihn ein treuloser Vormund. Er war dazu ein schwächlicher und kränkelnder Knabe, und konnte deshalb weniger die gymnastischen Uebungen mitmachen. Dadurch ward er seinen Mitschülern ein Spott, und doch hat er sie nachher alle an Einfluß übertroffen.

Einmal, in einer Zwistigkeit, die Athen mit Theben hatte, sollte ein berühmter Redner, Kallistratus, über den streitigen Gegenstand eine Rede halten. Weil die Sache von Wichtigkeit war, so sprach die ganze Stadt davon. Der junge Demosthenes ließ seinem Lehrer keine Ruhe, doch auch ihn zu der Versammlung zu führen, und da dieser mit ei-

nem Gerichtsdiener bekannt war, so erhielt der Knabe einen guten Platz, wo er bequem sitzen und alles genau hören konnte. Er erstaunte über die Kraft der Beredsamkeit, und als er am Schlusse der Versammlung den allgemeinen Beifall erschallen hörte, als er sah, wie den Redner draußen das Volk jubelnd empfing, und ihn wie im Triumphe nach Hause begleitete — da stand in der Seele des Knaben der Entschluß fest, auch ein Redner zu werden, und gleich fing er seine Vorübung an. Er verklagte und vertheidigte, wie Themistokles, seine Mitschüler, und alles, was ihm im Gespräche vorkam, machte er zu Hause gleich zu einer öffentlichen Rede, oder setzte darüber etwas schriftlich auf. Dabei studirte er eifrig die Werke der besten griechischen Schriftsteller, ja den Thucydides soll er achtmal hinter einander abgeschrieben haben, um dessen herrliche Sprache sich eigen zu machen, und das sind jedesmal wohl 50 Druckbogen. Dann besuchte er täglich die Schule des Plato, und nahm in der Redekunst noch besondere Unterweisung von dem damals berühmten Redner Isäus. So wagte er endlich seine erste gerichtliche Rede, eine Anklage seines ungerechten Vormundes, und sie fiel so gut aus, daß die Richter ihm sein väterliches Erbgut zusprachen. Nun trug er kein Bedenken mehr, sobald er das gehörige Alter erreicht hatte, sich auch in der Volksversammlung hören zu lassen. Aber so sorgfältig er seine Rede auch ausgearbeitet hatte — der neue Redner ward ausgepfiffen. Das schlug ihn so nieder, daß er sich vornahm, in seinem Leben sich nicht wieder mit dem Volke zu befassen.|

Als er so sich noch immer grämend einmal im Piräus spazieren ging, begegnete ihm ein alter Mann, und sprach zu ihm: „Schämst du dich nicht, guter Freund, daß du dein schönes Talent so vernachlässigest, und von einem mißlungenen Versuche dich abschrecken lässest, da du doch ein Perikles werden könntest?" — Demosthenes mußte ihm versprechen, nächstens wieder aufzutreten, und hielt Wort. Er entwarf eine treffliche Rede, lernte sie wörtlich auswendig, und der Redner wird — wieder ausgezischt. Er glüht vor Scham, verhüllt sein Gesicht, läuft fort nach Hause, und wirft sich auf den Sessel. Seine kühne Hoffnung war gänzlich nieder-

geschlagen. Da trat ein Bekannter, der Schauspieler Satyrus, ein. Demosthenes schmählte auf das alberne Volk, das gar keinen Geschmack habe. „Du hast Recht — sagte Satyrus — sei nur so gut, mir eine Stelle aus dem Sophokles oder Euripides vorzutragen." Demosthenes deklamirte ihm sogleich eine Reihe von Versen vor. Nun wiederholte der Schauspieler dieselbe Stelle, aber mit einem so lebendigen Mienenspiele und mit solcher Melodie der Stimme, daß Demosthenes eine ganz andere Stelle zu hören glaubte, und wider seinen Willen ganz hingerissen wurde. Jetzt sah er ein, daß es ihm am äußern Vortrage noch durchaus fehle, und alsbald begann er eine neue Vorübung.

Er hatte die lächerliche Gewohnheit, beim Sprechen zuweilen die eine Schulter in die Höhe zu ziehen, und konnte, wie Alcibiades, das R nicht aussprechen; auch war sein Athem kurz, und seine Stimme schwach. Er ging deshalb an's Meeresufer, wo die Brandung am stärksten tosete, und suchte das Brausen der Wellen zu übertönen. Er nahm Kiesel in den Mund, und versuchte dabei doch deutlich zu sprechen. Er lief steile Berge hinauf, und sagte unterdeß mit starker Stimme lange Sätze her, um seinen Athem zur längern Ausdauer zu gewöhnen. Und endlich bezog er ein Zimmer unter der Erde, stand hier vor einem großen Spiegel, und übte sich in der körperlichen Darstellung, studirte eine schöne Haltung des Körpers und passende Mienen aus, und über der zuckenden Schulter hing ein scharfer Dolch, der ihn verwundete, so oft er gedankenlos die Schulter in die Höhe zog. Um dieser Uebung nicht müde zu werden, machte er sich das Ausgehen auf eine Zeitlang dadurch unmöglich, daß er sich auf einer Seite den Kopf kahl schor. So war er Monate lang an sein unterirdisches Uebungszimmer gefesselt, in welchem er auch gegen die Langeweile hätte Reden halten müssen. Als er aus seiner Höhle wieder zum Vorschein kam, belachte das Volk ihn nie wieder, sondern ließ sich von ihm hinreißen, wie es dem Redner beliebte. Man lasse daher nicht gleich den Muth sinken, wenn man eine Kunst oder Wissenschaft nicht mit leichter Mühe erlernen kann; durch Liebe zur Sache, durch Eifer und durch unausgesetzten Fleiß läßt sich fast Unglaubliches erreichen, wie wir an Demosthe-

nes erfahren. Dann ist es auch mit den Kenntnissen, wie mit dem Vermögen: was man sich selbst mühsam erworben hat, schätzt man am meisten, und es gewährt uns im Besitze um so größere Freude.

Angebornes Talent besaß Demosthenes wenig, und darum ist der Schwung seiner Reden um so wundervoller. Hatte er nicht zu Hause einen Vortrag überdacht, oder gar schriftlich entworfen, so saß er in der Versammlung ganz still, und wenn das Volk doch seine Meinung zu hören verlangte, so sagte er sie dem Redner Demades, der die Kunst, aus dem Stegreife schön zu reden, in hohem Grade besaß, und dieser hielt dann eine Rede in des Demosthenes Namen. Daher warf ihm einmal ein übelwollender Mensch vor, seine Reden röchen nach der Lampe. Da dieser Wicht wegen nächtlicher Diebereien berüchtigt war, so antwortete Demosthenes treffend: „Ich glaub's wohl, guter Freund, daß meine Lampe dir oft zur Unzeit brennen mag."

Indessen, welche segensreiche Erfolge hat Demosthenes mit seiner gewaltigen Zunge hervorgebracht? Keine, nur Unheil für sein Vaterland. Denn er war es hauptsächlich, der bis auf den letzten Augenblick das Volk zum Kriege gegen Philipp und späterhin gegen Alexander aufhetzte, und alle besseren Rathschläge gemäßigter Vaterlandsfreunde vereitelte. Den Philipp nannte er in seinen Reden immer einen unwissenden Barbaren, und den Alexander einen unbärtigen Knaben, gegen welchen die hochberühmten Athener ihre goldene Freiheit wacker vertheidigen müßten. Und dieser große Freiheitsvertheidiger auf der Bühne nahm in der Schlacht bei Chäronea, wo er mitfocht, zuerst die Flucht, und wagte es einige Jahre später, da er mit einer Gesandtschaft zum Alexander geschickt wurde, nicht einmal, dem „unbärtigen Knaben" unter die Augen zu treten, sondern kehrte auf dem halben Wege wieder um.

Daß er so feindselig gegen Macedonien und so patriotisch für Athen sprach, war nicht Freiheitsliebe, sondern eine Wirkung des persischen Geldes. Die Satrapen hatten in ihren Finanzregistern sogar eine eigene Rubrik unter dem Namen: Geschenke für Demosthenes. Für Geld war seine Beredsamkeit immer feil. Ein Verbrecher, den er anklagen

wollte, kaufte ihm seine Rede ab, und Demosthenes schwieg. Zwei Bürger, die einen Rechtshandel hatten, wandten sich beide an ihm. Er machte dem einen die Klage, den andern die Vertheidigung, bat sie zu schweigen, strich von beiden eine runde Summe ein, und entließ sie. In der einen Rede vertheidigte er also, was er in der andern bestritt. — Ein Freund Alexanders kam nach Athen, und wollte sich dort niederlassen. Er brachte viele Kostbarkeiten mit, die er seinem Herrn aber entwendet hatte. Die Sache war bedenklich, denn Alexander verstand in solchen Fällen keinen Scherz. Die Polizei erkundigte sich daher erst näher nach dem Flüchtlinge, und untersuchte seine mitgebrachten Sachen. Demosthenes ging auch mit hin, und da sich bei dem Verdächtigen unter andern auch ein kostbarer goldener Becher fand, so nahm er diesen in die Hand, betrachtete die auf demselben gearbeiteten Figuren lange, wägte ihn oft in seiner Hand, und fragte zuletzt, wie viel er wöge. Der Fremde, der des viel vermögenden Redners Lüsternheit sehr wohl wahrnahm, antwortete: „Er wird dir 20 Talente wiegen;" und wirklich erhielt Demosthenes am Abend diesen Becher, mit 20 Talenten gefüllt, zum Geschenke. Am folgenden Tage sollte das Gesuch des Fremdlings entschieden werden. Man fragte den Demosthenes, um seine Meinung. Er hatte aber den Hals mit dicken Tüchern bewickelt, und deutete mit Zeichen an, daß er wegen seines schlimmen Halses heut nicht sprechen könnte. Dies verursachte theils Gelächter, theils Unwillen, einige redeten laut genug von dem Becher mit den 20 Talenten, der ihm den geschwollenen Hals wohl verursacht haben solle, und Demosthenes, der nun sprechen wollte, konnte sich nicht Ruhe verschaffen. „Still doch Leute! — rief ein Schalk mit lauter Stimme — wollet ihr den Mann nicht hören, der den Becher hat?" Ein sehr witziger Einfall! Bei griechischen Trinkgelagen ging ein großer Becher herum, der von jedem Gaste mit einem Gesange oder artigen Spruche empfangen werden mußte, auf welchen die ganze Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit richtete. Der Schluß war, daß der Fremde nicht aufgenommen, und daß alle, die ihm dazu Hoffnung gemacht, oder gar Geschenke von ihm genommen hatten, bestraft werden sollten. Nun wollte Demosthenes sich durch Unverschämt-

heit retten. Wie alle Diebe, drang er am meisten auf strenge Untersuchung der Bestechungen, und schlug sogar eine allgemeine Haussuchung vor, bei welcher auch der Areopagus nöthig sei. Aber die Vorstellung half ihm nichts. Er ward zuerst vor Gericht gezogen, gleich überführt, und zu 50 Talenten verurtheilt. Da er so viel nicht besaß, mußte er ins Gefängniß wandern. Wegen seiner Schwächlichkeit aber ließ man ihn entwischen, und seine Freunde, die ihm nachgingen, um ihm etwas Reisegeld zuzustellen, fanden den gewaltigen Redner auf dem Felde, indem er laut weinte — unwürdiges Betragen für einen Mann, der ehemals den Gedanken gefaßt, einen Staat zu regieren, und ihn wirklich regiert hatte!

Er konnte sich nicht weit entfernen — Aegina oder Trözene ward sein Aufenthalt — und gab sich unendliche Mühe, die Athener wieder zu versöhnen. Wirklich beriefen sie ihn auch nach Alexanders Tode zurück, und holten ihn sogar in Procession mit Priestern und Magistratspersonen an der Spitze wieder ein — eine Ehre, die ihn wieder eben so schwindlich machte, als seine Schande ihn niedergeschlagen hatte. Aber nicht lange genoß er Ruhe. Als ein Nachfolger Alexanders Athen mit Krieg überzog, da konnten die Athener ihn nicht mehr beschützen. Er floh nach der Insel Kaluria an der argolischen Küste, die Trabanten des Königs setzten ihm nach; er flüchtete in einen Tempel, und nahm Gift. Als die Soldaten ihn aus dem Tempel herausführen wollten, sank er unter ihren Händen am Altare todt nieder. Die Athener setzten in der Folge seinem Andenken eine eherne Bildsäule mit der Inschrift: „Wäre, Demostehnes, dein Herz deinem Verstande gleich gewesen, nimmer hätte Macedoniens Ares die Griechen beherrscht.“ *)

---

*) Manche neuere Schriftsteller suchen den Charakter des Demosthenes zu retten, und meinen, wenn man auch annehme, der berühmte Redner habe Geld aus Persien erhalten, so sei er darum noch nicht ganz zu verdammen, weil er dieses nur gegen den Hauptfeind der griechischen Freiheit gebraucht habe, und weil in s.iner Vaterstadt keine Summen zu solchen Zwecken zu finden gewesen seien. Wenn nun auch die sittliche Würde des Demosthenes schwerlich zu retten ist, so müssen Alle seinen großen Talenten als Redner doch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Griechen kannten 65 Reden von ihm, wir haben

§ 97.

Phocion.

(† 378 v. Chr.)

Dieser merkwürdige Mann war ein Schüler Plato's, strenge gegen sich und gegen seine Mitbürger, und paßte mehr in die Zeiten des Aristides, als des üppigen Alexander. Sein von Natur gesetzter und finsterer Charakter sträubte sich gegen alle Weichlichkeit seiner Zeitgenossen. Niemand hat ihn jemals weinen oder lachen gesehen, oder ihn in einer Badstube angetroffen. Im Felde ging er barfuß und ohne Obermantel, und wenn er davon einmal eine Ausnahme machte, so hielten es die Soldaten für ein Zeichen einer seltenen Kälte. In der Volksversammlung war er allen Rednern furchtbar, weil man ihn für den tugendhaftesten Athener hielt, auf dessen kurze Entscheidung das Volk oft lieber hörte, als auf die langen Reden des Demades und Demosthenes. Daher pflegte Demosthenes, wenn er nach gehaltener Rede den Phocion gegen sich auftreten sah, zu seinen Nachbarn zu sagen: „Da kommt die Art meiner Rede."

In der Versammlung sprach Phocion, weil Athen den Macedoniern doch einmal nicht mehr gewachsen war, aus allen Kräften für den Frieden, und doch, wenn die Gegner durchdrangen, und er zum Führer des Krieges erwählt ward, erfüllte er seine Pflicht so treu, daß kein großer Nachtheil erfolgte, obgleich er den Krieg nicht mit Liebe führte. Auf solche Art hat er in 45 Feldzügen ruhmvoll befehligt, zu deren Anführung er sich nie selbst angeboten hatte, ja er war bei der Wahl der zu diesen Kämpfen bestimmten Feldherren kein einziges mal zugegen gewesen.

Wohin er als Feldherr kam, da freueten sich die Be-

---

deren noch 61, von denen wahrscheinlich manche unächt sind. Sie zeichnen sich aus durch Fülle der Gedanken, durch das Gewicht der Gründe, durch einfache Würde, durch eine bald gewaltige, bald ruhige Sprache. Als ausgezeichnete griechische Redner verdienen noch Erwähnung Isokrates und Aeschines; überhaupt mußte jeder Staatsmann und Held, der in Griechenland Großes leisten wollte, auch Redner sein, und die meisten waren es.

wohner, denn sie kannten schon seine treffliche Mannszucht, seine Schonung und Uneigennützigkeit. Nur wenn Phocion der Anführer war, gingen sie dem athenischen Heere, das sonst eher einer Räuberbande ähnlich sah, mit Kränzen geschmückt bis an den Hafen entgegen, und holten ihn mit Freudenbezeugungen ein.

Als ein so verdienter Staatsmann durfte er in den Volksversammlungen sich schon eher etwas erlauben, als die Redner, die dem Volke immer nur schmeichelten. Er sagte überall kurz und trocken die Wahrheit, widersprach ohne Ansehen der Person, und war es schon gewohnt, die ganze Versammlung gegen sich zu sehen. Ein einziges mal begegnete es ihm, daß das Volk ohne Widerrede einen seiner Vorschläge mit lautem Beifalle annahm. Dies war ihm so neu, daß er ganz stutzig ward, und fragte: „Habe ich vielleicht wider meinen Willen etwas Närrisches gesagt?"

Demosthenes setzte es durch, daß die Athener den Krieg gegen Philipp beschlossen, obschon Phocion ganz anderer Meinung war, und der große Redner sprach endlich noch davon, daß man den Ort der Schlacht so weit, wie möglich, von Attika entfernen möchte. „O sorge nicht — rief Phocion, der Vollbringer großer Thaten — wo wir schlagen, sondern wo wir siegen wollen." Bald darauf erfolgte die unglückliche Schlacht bei Chäronea, in welcher Demosthenes den Schild wegwarf, und die Athener sahen nun zu spät ein, daß Phocions Rath der beste gewesen war.

Bald darauf hieß es in Athen, Philipp sei todt. Da erschien Demosthenes in der Versammlung mit einem prächtigen gestickten Mantel geschmückt, einen Kranz auf dem Haupte, und schlug die Feier eines Dankfestes vor. Aber diesmal siegte Phocion, indem er sagte: „Es ist niederträchtig, sich über den Tod eines Feindes zu freuen, und thöricht, weil das Heer, das uns bei Chäronea schlug, nur um einen Mann geringer geworden ist." Dadurch brachte er die schwindelnden Gemüther wieder zur Vernunft.

Zum Frieden mit Alexander konnte er die Athener wieder nicht bringen, aber als Theben zerstört war, und Athen nichts Besseres erwarten durfte, ging er als Gesandter an Alexander ab, und durch seine Klugheit wandte er nicht nur

ein hartes Schicksal von seiner Vaterstadt ab, sondern nahm auch den jungen König für sich ein, daß dieser mit ihm Gastfreundschaft errichtete. Als er wieder nach Hause ging, sandte ihm Alexander ein Geschenk von 100 Talenten nach. Phocion holte sich eben Waschwasser vom Brunnen, und im Zimmer war seine Frau am Kneten. Die Gesandten überbrachten ihm Alexanders Gruß, und setzten das Gold nieder. „Ei — sagte Phocion — warum beschenkt allein mich der König unter allen Athenern so königlich?" — Weil er dich allein für einen wackern Mann hält. — „Nun, so wird er auch wünschen, daß ich einer bleibe, das könnte ich aber nicht, wenn ich dieses Geld annähme." Die Gesandten drangen vergebens in ihn, sie mußten es wieder mitnehmen. Der kann sagen, daß er mehr als gemeine Vernunft besitzt, wenn er einmal dahin kommt, diese Verweigerung vernünftig zu finden.

Jener asiatische Flüchtling, von dessen prächtigem Becher Demosthenes Halsweh bekam, bot dem Phocion sagar 700 Talente, wenn dieser vor dem Volke für ihn sprechen wolle, der Nichtswürdige erhielt aber die harte Antwort, er möge die Stadt verlassen, damit er die Bürger nicht verführe.

Phocion war so glücklich, eine Gattinn zu besitzen, die von gleicher Enthaltsamkeit war, und — o Wunder! — die Eitelkeit nicht kannte. Als eine reiche Jonierinn ihr einmal ihren goldenen und brillantenen Schmuck zeigte, antwortete sie: „Mein Schmuck ist Phocion, der seit 20 Jahren immer zum Anführer der Athener gewählt wurde."

Die Nachricht von Alexanders Tode kam erst nur als Gerücht nach Athen, und doch gerieth das leichtfertige Volk in die rasendste Freude. Doch der bedächtige Phocion rief: „Frohlocket nicht zu früh, sondern wartet erst bestimmtere Nachrichten ab. Wenn er heut todt ist, so ist er auch morgen und übermorgen todt, und dann ist es immer noch Zeit, Maßregeln zu ergreifen."

Gegen die Nachfolger Alexanders wagten die Athener immer neue Kriege, und Phocion wurde gewöhnlich Feldherr, obwohl immer mit Widerwillen. Doch einmal veranlaßte ein junger Mann, der die Feldherrnwürde gern selbst gehabt hätte, einen alten Schalk, das Volk zu bewegen, daß es

einen so kostbaren Mann, wie Phocion, doch nicht überall brauchen, sondern seines Alters schonen möchte; er sage dies aus Freundschaft für Phocion, der sein ehemaliger Schulkamerad sei. Phocion hörte die ganze Rede mit Verwunderung an, und als das Volk ihn nun wirklich überging, da stand er auf, und hielt eine Gegenrede, in welcher er betheuerte, daß er diesen Freund gar nicht kenne, und nie mit ihm in die Schule gegangen sei. „Aber von heut an — fuhr er fort, indem er sich zu ihm wandte — von heut an nehme ich dich zu meinem wahren Freunde auf; denn du hast einen Vortrag gethan, der sehr zu meinem Wohle gereicht."

In einem Alter von 80 Jahren wurde er noch einmal Feldherr, die jungen Leute aber, die im Heere waren, wollten alle befehlen. „O Herkules! — rief da Phocion — wie viele Anführer, und wie wenig Krieger!"

Am Ende fiel den Athenern ein, den ehrwürdigen Greis als Verräther des Vaterlandes anzuklagen, und ihn und seine Freunde zum Giftbecher zu verurtheilen, weil er einmal, an der Spitze der Regierung, sein Amt schlecht verwaltet habe. Eine Vertheidigung ward nicht gehört. Einer der Mitverurtheilten war untröstlich. „Ei — sagte Phocion ruhig — ist es dir nicht lieb, daß du mit Phocion zugleich stirbst?" Der Stolz war aller Athener Lieblingsneigung. Als man ihn im Gefängnisse fragte, ob er noch etwas an seinen Sohn zu bestellen habe, sagte er: „Ja, er soll meinetwegen niemals an den Athenern Rache üben, wenn er auch kann."

Als der Gerichtsdiener mit dem großen Giftbecher hereingekommen war, tranken die Verurtheilten nach der Reihe herum, und Phocion war der letzte, aber da reichte die Portion nicht mehr hin, und doch wollte der Mann kein frisches Gift holen, denn er meinte, das Pfund koste 12 Drachmen (über 2 Thaler). „O gebet ihm doch das Geld — sagte Phocion zu seinen umstehenden weinenden Freunden. — Man kann also — fuhr er bald darauf lächelnd fort — in Athen nicht einmal umsonst sterben!" und starb mit diesem Scherze.

Selbst seine Leiche wurde aus dem Lande verwiesen, und seine Freunde verbrennten sie in einem Hause zu Megara.

Die Gebeine vergrub eine Frau neben ihrem Heerde. „Dir, heilige Stelle, — sagte sie — vertraue ich den Rest eines ehrlichen Mannes an; du wirst ihn dem väterlichen Begräbnisse wieder geben, wenn die Athener werden klüger geworden sein.“ — Und wirklich bereuten die Leichtsinnigen schon bald die That, setzten dem Phocion eine Statue von Erz, und ließen seine Ankläger hinrichten.

§ 98.

Diogenes.

So hieß in Athen ein Philosoph und äußerst witziger Kopf. Er war aus Sinope in Jonien gebürtigt, wuchs aber in Athen auf, denn sein Vater, ein Geldverfälscher, hatte flüchten müssen. Um die Weisheit zu lernen, wandte er sich an den Philosophen Antisthenes. Dieser hatte sich aber vorgenommen, keine Schüler mehr anzunehmen, und wies daher den jungen Diogenes mit harten Worten ab. Als derselbe mit Bitten nicht nachließ, sondern immer heftiger in ihn drang, griff Antisthenes nach dem Stocke. „Schlag immer zu — sagte Diogenes, indem er willig seinen Rücken darbot — du wirst nie einen Stock finden, der hart genug wäre, mich von dir zu vertreiben, so lange du redest.“ Der Philosoph staunte, und nahm den entschlossenen Schüler an.

Antisthenes war ein wunderlicher Philosoph. Schon beim Sokrates trug er einen Mantel mit großen Löchern, aus welchen aber, wie sein Lehrer sagte, der Stolz hervorguckte. Er ging mit ungeschornem Barte, und auf dem Rücken trug er einen Bettelsack. Wegen dieses gemeinen Aufzuges, und weil er gewöhnlich im Cynosarges- (Weißhund) Gymnasium lehrte, nannte man ihn und seine Sekte Cyniker, d. h. hündische Philosophen. Diogenes übertraf seinen Meister noch in dieser hündischen Lebensweise: er ging barfuß, selbst im Schnee, verrichtete alle seine Bedürfnisse auf öffentlicher Straße, bettelte, wenn er nichts hatte, und wenn ihn dürstete, so schöpfte er mit einer kleinen Schale Wasser aus einem Brunnen. Da er aber einmal ein Kind

sah, welches aus der hohlen Hand trank, so warf er auch die Schale weg, und sagte: Dies Kind belehrt mich, daß ich noch etwas Ueberflüssiges besitze.

Zu Korinth wohnte Diogenes in einer großen Tonne, die er nach Belieben bald hierhin, bald dorthin rollte. Alexander, der zu dem bekannten Reichstage nach Korinth kam, war begierig, den seltsamen Philosophen kennen zu lernen, und ging einmal mit seinem ganzen Hofstaate zu ihm hinaus. Diogenes lag eben vor seiner Tonne, sich zu sonnen, und stand nicht einmal auf, als er die Menge der vornehmen Herren auf sich zukommen sah. Alexander besprach sich lange mit ihm, und fand viel Vergnügen an dessen treffenden und geistreichen Antworten. „Bitte dir eine Gnade von mir aus," sagte er am Ende wohlwollend. „Nun wohl — versetzte der Cyniker — tritt mir mit den Menschen da aus der Sonne." Die Umstehenden wurden unwillig über die Rücksichtslosigkeit, aber der König sagte: „Er hat Recht, und wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich wohl Diogenes sein." Möglich genug, daß Diogenes auf seine Tonne eben so stolz war, als Alexander auf seinen Palast, denn es macht im Grunde keinen großen Unterschied, was Gegenstand unserer Eitelkeit ist. Alexander wollte ohne Zweifel durch seine Antwort den Gedanken aussprechen, daß es für den Menschen nur zwei Arten von Größe gebe, entweder die Welt zu besitzen, oder sie entbehren zu können. Ob er hierin Recht hatte?

Zu Olympia sah Diogenes einmal einige prächtig gekleidete Stutzer aus Rhodus. Lauter Stolz! rief er aus. Da zeigte man ihm einige schmutzige Spartaner. Auch nichts, als Stolz — sagte er — nur Stolz anderer Art! Dasselbe pflegte indessen Plato von ihm selbst zu äußern, und mit Recht; er nannte ihn den verrückten Sokrates.

War's voll bei den olympischen Spielen? fragte ihn ein Athener. „Viel Zuschauer, aber wenig Menschen," war die Antwort. Ein anderes mal, da er von Sparta nach Athen zurückkam, sagte er: „Ich komme aus den Wohnungen der Männer in die Gemächer der Weiber." — Die Leute lachen über dich, Diogenes, sagte ein anderer. „Verlachen mich aber nicht," antwortete er. — Wie könnte man sich wohl am

ärgsten an seinem Feinde rächen? „Daß man tugendhafter würde." — Welches ist das gefährlichste Thier? „Unter den wilden der Verleumder, unter den zahmen der Schmeichler." — Was für ein Landsmann bist du eigentlich? „Ein Weltbürger." — Ach, sagte einer, er ist aus Sinope, da haben sie ihn verurtheilt, die Stadt zu verlassen. „Und ich habe sie verurtheilt, darin zu bleiben," versetzte Diogenes. Man sieht, er blieb keine Antwort schuldig, und erwiderte klüger, als die Fragen eingerichtet waren.

Einmal leuchtete er am hellen Mittag auf vollem Markte mit einer Laterne umher. Die Leute lachten, und fragten ihn, was er suche. „Einen Menschen," antwortete er, und sprach jeden um eine Gabe an, aber keiner gab ihm etwas, mancher bot ihm sogar Schläge. Ein Sclave spendete ihm zuletzt eine kleine Münze. Da löschte Diogenes seine Laterne aus. Ein anderes mal hörte er einen schönen Jüngling Unanständiges reden, und sah, daß ein anderer darüber verschämt erröthete. „Brav, mein Sohn — sagte er zu diesem — das ist die Leibfarbe der Tugend." Und zu dem andern fuhr er fort: „Schämst du dich nicht, eine bleierne Klinge aus einer elfenbeinernen Scheide hervorzuziehen?" — Ein elender Wicht hatte über sein neugeweißtes Haus die Inschrift setzen lassen: Hier darf nichts Böses herein. „Ei — sagte Diogenes vorübergehend — wie ist denn der Eigenthümer hineingekommen?" — In einer kleinen Stadt, Myndus, hatten die Bürger ein gewaltiges Thor bauen lassen. „Kinder — sagte Diogenes, als er hindurchging — haltet ja das große Thor zu, damit die Stadt nicht hinauslaufe."

Auf seiner Reise nach Sicilien wurde das Schiff von Seeräubern angegriffen, weggenommen, und die sämmtliche Mannschaft in die Sclaverei verkauft, auch Diogenes. Ihn kaufte ein Korinther, der ihn zum Aufseher seines Hauswesens und zum Lehrer seiner Kinder machte. Diogenes stand beiden Aemtern so gut vor, daß sein Herr zu sagen pflegte, mit ihm sei ein guter Geist in sein Haus gekommen. Er blieb hier bis in sein hohes Alter, und starb, ein fast neunzigjähriger Greis, im Sclavenstande.

§ 99.

Kleanthes und sein Lehrer Zeno.

Noch ein schönes Beispiel von Liebe zur Weisheit will ich hier erzählen. Zeno, ein achtungswerther Philosoph, der Stifter der stoischen Philosophie, zählte zu seinen Schülern einen armen Jüngling, Namens Kleanthes. Dieser hatte vorher das elende Handwerk eines Klopffechters getrieben, und fühlte sich endlich von einem unwiderstehlichen Drange ergriffen, seinen Geist auszubilden. Er kam daher mit 4 Drachmen (etwa $^3/_4$ Thlr.), seinem ganzen Vermögen, nach Athen, um den Zeno zu hören. Der Mangel zwang ihn bald, zum Lohn Handarbeit zu thun. Bei Nacht trug er Wasser, grub in den Gärten, oder arbeitete an der Handmühle, und bei Tage war er der unverdrossenste Zuhörer des Zeno. Nach einem alten Gesetze Solon's ward er vor Gericht gefordert, um Rechenschaft zu geben, wie er sich nähre. Als er nun diejenigen, bei denen er die nächtliche Arbeit verrichtete, als Zeugen anführte, zog er so sehr die Bewunderung des Areopags auf sich, daß ihn die Richter durch ein Geschenk von 10 Minen (etwa 200 Thlr.) belohnen wollten. Aber Zeno, sein Lehrer, forderte nicht nur, daß er dies Geschenk nicht annehmen, sondern vielmehr, daß er von dem Verdienste seiner Hände noch etwas bei Seite legen sollte. Als er hiervon allmälich eine kleine Summe gesammelt hatte, zeigte Zeno dieselbe seinen andern Schülern mit den Worten: „Seht, Kleanthes könnte noch einen andern Kleanthes ernähren." Der junge Mann kam dadurch bald in allgemeinen Ruf. Einst, da er vornehme Kinder zum Schauplatze führte, und ein heftiger Wind seinen Mantel zurückwarf, entdeckte sich den Augen aller Zuschauer, daß er schlechterdings kein Unterkleid habe. Das Volk ward durch diesen Anblick lebhaft gerührt, rief ihm lauten Beifall zu, und beschenkte ihn mit Kleidern. — Wo auf Erden Weisheit ist, da hat auch die Armuth ihren Adel und ihre Triumphe.

§ 100.

Die griechischen Philosophenschulen.

Da wir einmal wieder von einigen griechischen Philosophen sprechen, so wollen wir die berühmtesten derselben hier zusammen stellen, und ihr Hauptstreben und ihre Lehren in der Kürze mittheilen.

Seit Perikles war Athen der Hauptsitz der Wissenschaften und der Laster. Die Gelehrten dort nannten sich Sophisten (weise Männer), verstanden alles, wie sie sagten, und sprachen über alles. Ihre größte Stärke bestand darin, daß sie alles bewiesen, was man bewiesen haben wollte, auch das Ungereimteste, wozu sie viele täuschende Gründe ersannen. In der Disputirkunst gaben sie auch Unterricht, und fanden damit großen Beifall. Ihr verwegenes Treiben diente nur dazu, vor Gericht und in den Volksversammlungen oft die Wahrheit zu unterdrücken, und das Laster zu beschönigen.

Da trat Sokrates auf, und machte die Sittenlehre zum Gegenstande der Philosophie. Er sammelte sich Schüler, damit diese nach seinem Tode das Werk fortsetzten, die Sitten des Volkes, die immer schlechter wurden, zu bessern. Viele Schüler des Sokrates trennten sich aber nachher in ihren Grundsätzen, worin die wahre Sittlichkeit bestehe, und so gingen aus des Sokrates Schule zunächst vier neue philosophische Schulen oder Secten hervor, die cyreneische, die megarische, die akademische und die cynische Schule.

Die cyreneische Schule stiftete Aristippus von Cyrene, ein Schüler des Sokrates. Er verachtete alle ernsten Wissenschaften, und sagte, es sei die größte Weisheit, daß man nur dem Vergnügen lebe. Weil Sokrates ihm darin nicht Recht gab, so lebte er getrennt von dem wahren Weisen. Seine Sittenlehre war nicht geeignet, die Menschen zu bessern.

Die megarische Schule stiftete Euklides von Megara, der nämliche, der sich mit Lebensgefahr nach Athen stahl, den geliebten Sokrates zu hören. Er wich darin von Sokrates ab, daß er die Dialektik der Sophisten wieder in die Sittenlehre einführte, daher seine Philosophie die eristische Philosophie (Streitphilosophie) heißt. So könnte

man auch viele jetzige philosophische Schulen nennen. Ein Beweis, daß nicht alle, die sich Philosophen nennen, auch wahre Weisen sind!

Die akademische Schule stiftete der berühmte Plato, der zu Athen in der Akademie lehrte. Er trug die Lehren des Sokrates mit dem erhabensten Schwunge in Gesprächen (Dialogen) vor. Man sagt, daß Sokrates in der Akademie einmal seinen Schülern erzählte, ihm habe geträumt, daß ein Schwan vom Altare des Eros in der Akademie sich auf seinen Schooß gesenkt, und dann mit entzückendem Gesange sich in die Luft geschwungen habe. Da trat eben der zwanzigjährige Plato an der Hand seines Vaters vor den Weisen, und Sokrates rief aus: „Seht da den akademischen Schwan! Plato hielt darauf, das Wahre und Gute im warmen Gemüthe zu erfassen, nicht es durch den kalten Verstand zu ergrübeln.

Die cynische Schule stiftete Antisthenes aus Athen, der bekannte Schüler des Sokrates, der im Gymnasium Cynosarges (Weißhund) lehrte, weswegen seine Anhänger Cyniker (hündische Philosophen) genannt wurden. Antisthenes lehrte, die höchste Tugend sei, seine Bedürfnisse auf das Unentbehrlichste zu beschränken. Bis ins Tolle trieb diesen Grundsatz sein Schüler Diogenes, wie wir gehört haben.

Außer diesen vier Schulen entstanden bald darauf noch drei Secten von Philosophen, die Peripatetiker, Stoiker und Epikuräer.

Die Peripatetiker stiftete Aristoteles aus Stagira in Macedonien, ein geschickter Arzt, zwanzig Jahre lang ein Schüler des Plato, nachher Lehrer Alexander des Großen, der schärfste Denker des Alterthums. Als Alexander seinen großen Feldzug in Asien und Afrika machte, lehrte Aristoteles im Lyceum, einem Gymnasium vor Athen. Morgens und Nachmittags ging er dahin, und lehrte, indem er mit seinen Schülern auf und ab spazierte, daher der Name Peripatetiker, d. h. spazierende Philosophen. Morgens hatte er nur seine vertrauten Schüler um sich: Abends ließ er im Lyceum jedermann zuhören, trug dann nur Gegenstände vor, die jedem verständlich und brauchbar für's gewöhnliche Leben waren. Aristoteles lehrte, die Gottheit sei ewig und allwissend, die Welt aber auch ewig,



die Gottheit bewege den Himmel, die andern Weltkörper würden von andern geistigen ewigen Wesen bewegt, die der Aberglaube Götter nenne. Wir sehen, rein dachte er sich die Einheit Gottes nicht. Seine Sittenlehre stellte als die höchste Tugend auf, in allen Dingen eine vernünftige Mittelstraße zu halten. Als Grundstein seiner Philosophie ließ er die Logik, d. h. Denklehre, vorausgehen, und theilte darauf die ganze Philosophie in den theoretischen und praktischen Abschnitt, d. h. den wissenschaftlichen Theil und die Sittenlehre. Durch scharfe Beweise für den Verstand unterschied sich sein Unterricht von Plato's gefühlvoller Betrachtung für das Gemüth. Er erkannte mit der größten Klarheit die dem menschlichen Geiste inwohnenden Ge etze des Denkens, prüfte scharf und tief alle Gebiete des Wissens, um von dem Einzelnen und Besondern zum Allgemeinen und Unendlichen zu gelangen. (Plato ging den entgegengesetzten Weg), und so förderte er nicht nur die Weltweisheit, sondern alle Wissenschaften. — Als Alexander todt war, wollten die Athener den Aristoteles als einen Lästerer der Götter belangen. Da verließ er Athen, um ihnen, wie er sagte, einen zweiten Frevel gegen die Philosophie zu ersparen, wodurch er auf die Ermordung des Sokrates anspielte, und begab sich mit seinen Schülern nach Chalcis auf Euböa, wo er 83 Jahr alt, 322 v. Chr., starb. Seine Methode im Lehren ist lange Orakel gewesen, sogar in christlichen Zeiten, wie wir noch in der Geschichte des Mittelalters hören werden. Selbst eine Naturgeschichte der Thiere hat Aristoteles hinterlassen; aus ihrer Ausführlichkeit sollte man fast schließen, daß er Alexander auf seinen ersten Feldzügen begleitet habe; der die Wissenschaften und seinen alten Lehrer achtende König ließ wenigstens Gelehrte mit sich ziehen, welche für den Aristoteles Beobachtungen anzustellen hatten, ließ nach unbekannten Thieren jagen, und schickte diese dem Naturforscher.

Auch die Politik behandelte Aristoteles wissenschaftlich, wie er denn überhaupt als der erste Gesetzgeber in der Wissenschaft anzusehen ist, der lange einen großen Einfluß auf die gelehrten Bestrebungen bei Völkern des Morgenlandes wie des Abendlandes ausübte, und dessen Ansehen noch nicht erloschen ist.

Die Schule der Stoiker stiftete Zeno aus Citium auf

Cypern. Seine Lehrer waren Akademiker und Cyniker, und er nahm von allen etwas an. Er lehrte eine ewige Materie, und eine ewige Gottheit, welche die Materie belebe, gestalte und regiere. Gott belebt auch die Seele des Menschen, und sein Wille ist Regel für den freien Willen des Menschen. Gottes Willen erfüllen, Gott ähnlich werden, ist die Tugend des Stoikers, das höchste Gut des Menschen. Gegen alles andere muß der Mensch gleichgültig sein; ein ächter Stoiker verachtete also den Schmerz, und hielt sogar den Selbstmord für eine Tugend, wenn er seine Grundsätze nicht mehr geltend machen konnte. Zeno selbst nahm sich das Leben, und sein liebster Schüler Kleanthes, von welchem eben vorher noch die Rede war, tödtete sich durch Hunger. Diese Philosophen behaupten ferner, alle Tugenden und Laster seien in sittlicher Hinsicht gleich, und nicht nach Graden verschieden, weil es allein auf die Gesinnung ankomme; wer ein Thier unnütz tödte, sei eben so ein Mörder, als der, welcher seinen Vater umbringe, und beide Handlungen seien gleich verwerflich. Bedarf dieser Wahn noch der Widerlegung? Die Stoiker haben ihre Namen von der Stoa, einer bunten Säulenhalle in Athen, welche Zeno zu seinem Hörsaale benutzte. Ihr Hauptfehler war Stolz, die geforderte Gleichgültigkeit gegen den Schmerz unnatürlich, ja unmöglich, und die Ansicht über den Selbstmord unsittlich und verderblich. Sie vergötterten ihre Tugenden und sich selbst, und kannten nicht die Demuth, den Trost und die Liebe, welche erst das Christenthum in die Welt führte. Uebrigens zeigen sie von den heidnischen Philosophen den meisten sittlichen Ernst.

Die Schule der Epikuräer stiftete Epikur, gebürtig aus Gargettus bei Athen. Er lehrte, Wohlsein sei das höchste Gut, aber dies Glück werde bloß durch die Tugend gefunden. Darin fehlte Epikur, daß er das Laster nur seiner übeln Folgen wegen untersagte, nicht aber deswegen, weil es an sich etwas Böses sei. Epikur läugnete das Dasein einer ewigen Gottheit, auch die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, was doch Sokrates, Plato, Aristoteles, Zeno u. a. m. gelehrt hatten. Epikur fand keinen Unterschied zwischen einer Menschenseele und Thierseele. Er meinte, die Götter kümmerten sich durchaus um die Menschen nicht, und förderte

so die ohnehin in der damaligen Zeit so große Irreligiösität, und indem er die Glückseligkeit in angenehme Gefühle setzte, was leicht der Mißdeutung fähig war, trug er das Seinige zur Vermehrung der herrschenden Genußsucht bei. Nicht mit Unrecht nennt man deswegen einen Menschen, der nur seinen Lüsten fröhnet, und um sein Schicksal im andern Leben unbekümmert ist, einen Epikuräer. — Epikur lehrte in einem Garten zu Athen, und starb 270 v. Chr. Die besseren und ernsteren aus den gebildeten Griechen und Römern waren meist Stoiker, die schlechtern und leichtsinnigen aber Anhänger des den Lüsten schmeichelnden Epikur.

§ 101.

Die beiden Dionyse.

Jetzt nach der Insel Sicilien hin, die wir seit dem Perserkriege nicht besucht haben! In den hier blühenden griechischen Staaten herrschte seit dem peloponnesischen Kriege eine beständige Gährung, die Karthager zerstörten mehrere derselben gänzlich, und blutige Kriege hemmten den fröhlichen Handelsverkehr und Kunstfleiß, der ehemals die Bewohner so reich und üppig gemacht hatte.

Sicilien ist immer das Vaterland der Tyrannen gewesen, und die ältere Geschichte nennt einen derselben Namens Phalaris, in Agrigent, als einen Grausamen von seltener Art; denn er soll unter andern einen inwendig hohlen ehernen Stier gehabt haben, aus welchem die Stimme eines schreienden Menschen wie Ochsengebrüll hervorgetönt hätte. In diesen ließ er Menschen verschließen, und durch ein untergelegtes Feuer langsam lebendig braten, und ihr Wehgeschrei, sagt man, war seine Freude.

Um dieselbe Zeit, da der peloponnesische Krieg mit Athens schimpflicher Demüthigung endigte, blühete in Sicilien Syracus als erster Staat unter allen, verlor aber auch zugleich seine demokratische Verfassung, indem ein gewisser Dionysius, der sich vom gemeinen Soldaten bis zum Feldherrn emporgeschwungen, und sich durch Tapferkeit vor allen ausgezeichnet hatte, sich plötzlich zum Tyrannen aufwarf. Aber so sehr das Volk ihn als Feldherrn geliebt hatte, eben

so sehr haßte es ihn als Herrscher, denn er machte sich ihnen durch eine stets bewaffnete Leibwache und strenge Behandlung furchtbar, und erbitterte sie durch seine Geldgier, die selbst des Heiligsten nicht schonte. Von einer prächtigen Bildsäule des Zeus ließ er den goldenen Mantel abnehmen und einschmelzen, und spottete des murrenden Volkes durch den Einfall, im Sommer sei ein goldener Mantel zu schwer, und im Winter zu kalt, er wolle dem Gotte einen wollenen dafür schenken. Eben so mußte ihm eine Statue des Aesculap, der als der Gott der Aerzte wie ein Greis vorgestellt wurde, ihren goldenen Bart hergeben, weil es, wie er sagte, unschicklich sei, daß der Sohn einen Bart trage, da doch sein Vater Apollo desselben entbehre.

So sehr auch dieser Mann im Ueberflusse aller sinnlichen Genüsse schwelgte, so schrecklich war doch sein langes Tyrannenleben für ihn selbst. Seine Unterthanen haßten ihn, und stellten ihm nach dem Leben, keinen Augenblick war er vor einem meuchelmörderischen Ueberfalle sicher, und einmal über das andere entdeckte man Verschwörungen gegen sein Leben. Jeden, der sich ihm näherte, betrachtete er mit Mißtrauen und Furcht; seinen eigenen Sohn, den jüngern Dionysius, ließ er mit Fleiß ohne Unterricht in den Gemächern der Weiber aufwachsen, wo er sich mit Drechseln und Holzschnitzeln die entsetzliche Langeweile vertrieb: und warum das? damit er nicht Geschicklichkeit genug und nicht Gelegenheit und Lust bekäme, den Vater einst vom Throne zu stoßen. Wer vorgelassen ward, bekam im Vorzimmer von der Wache erst andere Kleider, damit er in seinen eigenen nicht etwa einen Dolch verborgen trüge, und auch diesen Mantel mußte er noch ausschütteln, wenn er zum Tyrannen ins Zimmer trat. Leptines, des Dionysius Bruder, wollte ihm einmal eine Gegend zu einem Kriegesmanöver genau bezeichnen, und da sie eben auf einem sandigen Platze standen, so bediente er sich dazu in der Eil einer Lanze, die er einem der Trabanten aus der Hand riß. Der Tyrann erschrak über diese absichtlose Handlung so sehr, daß er vor seinem eigenen Bruder zurückwich, und den unschuldigen Trabannten, der die Lanze hergegeben hatte, hinrichten ließ. — Ein Oberster der Leibwache erzählte einmal zufällig, er habe

den seltsamen Traum gehabt, daß er den König erstochen. Diese unvorsichtige Erzählung kostete ihm das Leben, denn Dionysius, der davon hörte, meinte, ihm würde das im Schlafe nicht vorgekommen sein, wenn er nicht wachend vorher dergleichen Gedanken gehabt hätte.

Ein ungeheuer festes Schloß, abgesondert von andern Häusern, und mit Mauern, Gräben und Zugbrücken versehen, kündigte schon von außen die Wohnung des furchtsamen Tyrannen an. Er wechselte jede Nacht sein Schlafzimmer, und wenn er einen Vortrag an das Volk zu halten hatte, so that er dieses von einem hohen Thurm hinab. Sehr passend verglich er daher sein Leben mit dem Zustande eines Menschen, über dessen Scheitel ein Schwert an einem Pferdehaare hinge. Jeder weiß wohl schon die bekannte Geschichte; sonst folgt sie hier!

Damokles, einer seiner Hofbeamten, rühmte alle Tage die Größe, den Reichthum und das Glück seines Herrn. Weil du so denkst — sagte einmal der Tyrann zu ihm — willst du meine Stelle vertreten, und meine Glückseligkeit selbst empfinden? Damokles nahm das Anerbieten mit Freuden an. Man setzte ihn auf einem goldenen Polster, der mit den reichsten gestickten Teppichen belegt war. Die Schenktische waren voll goldener und silberner Gefäße. Schöne, prächtig gekleidete Sclaven standen um ihn her, bereit, ihm auf jeden Wink aufzuwarten. Die Luft um ihn her hauchte Balsamdüfte und indische Wohlgerüche. Eine herrliche Musik und Stimmen schöner Sängerinnen tönten in sein entzücktes Ohr, seinen Augen lachte die Pracht einer köstlich besetzten Tafel entgegen. Damokles hielt sich für den glücklichsten Menschen auf der Welt. Auf einmal richtete er den Blick in die Höhe, und ward die Spitze eines scharf geschliffenen Degens gewahr, der über seinem Haupte nur an einem Pferdehaare hing. In diesem Augenblicke bedeckte ihn ein kalter Schweiß. Er wollte ausweichen, aber er durfte nicht. Nun reizte ihn nicht mehr der prächtige Anblick, er sah nichts, als den Degen, nichts, als seine Gefahr, bat, daß man ihn möchte entlassen, und verlangte nicht weiter, auf diese Art glücklich zu sein. Ist es mit dem Glücke jedes Bösewichts anders? Muß nicht auch er stets befürchten, daß

ihm seine Schätze genommen und seine Genüsse gestört werden, mindestens von dem Tode?

Als einst Dionysius mit starkem Gefolge über den Markt von Syrakus ging, sah er unter den Verkäufern auch einen Philosophen sitzen. „Was hast du denn zu verkaufen?" redete er ihn an. Weisheit, war die Antwort. „Wie theuer die Waare?" Der Alte nannte eine beträchtliche Summe. Dionysius, der eben bei Laune war, ließ sie ihm richtig auszahlen, und erhielt statt der gehofften Weisheit nichts, als den Spruch: „Was du thust, thu mit Bedacht, und denk an das Ende." Die Umstehenden nannten den Philosophen einen Betrüger, aber der König lachte, und ging fort. Er behielt den Spruch, und sagte ihn seitdem oft vor sich hin. Einige Zeit nachher entstand eine Verschwörung gegen den Tyrannen, in welche man mit großen Versprechungen des Königs Leibbarbier gezogen hatte, der die Rolle über sich nahm, seinen Herrn zu ermorden. Der Barbier erschien, der König setzte sich nieder; und sagte, während jener sein Messer wetzte, ganz in Gedanken: „Was du thust, thu mit Bedacht, und denk an das Ende." Der Barbier ließ erschrocken das Messer fallen; er glaubte, der König wisse alles, und stürzte nieder, und bat um Vergebung. Dieser Vorfall hatte die Folge, daß Dionysius sich nun nicht mehr barbieren, sondern sich von seiner Tochter die Haare mit glühenden Nußschalen absengen ließ.

Unter seiner Regierung lebte jenes berühmte Freundespaar, die beiden Pythagoräer Damon und Pythias. Einer von beiden ward zum Tode verurtheilt. Er bat den Tyrannen, ihm eine Frist von drei Tagen zu erlauben, um eine Reise zu den Seinigen zu thun, mit denen er noch einige wichtige Familienangelegenheiten abzumachen habe. „Zur Sicherheit, daß ich dir nicht entrinne, stelle ich hier meinen Freund als Bürgen ins Gefängniß; er wird an meiner Stelle sterben, wenn ich nicht zur bestimmten Stunde wiederkomme." Dionysius erstaunte, als der Freund die Bürgschaft willig übernahm, und um der Seltenheit der Sache willen ließ er den andern reisen. Der Tag erschien, an dem er zurückzukommen versprochen hatte, aber niemand glaubte, daß er Wort halten würde, nur der

Freund im Gefängnisse blieb ruhig. Die Diener schickten sich schon an, den Bürgen an der Stelle des Entlaufenen zum Richtplatz zu führen, als dieser eben kam, und sich den Henkern darbot. Der Tyrann erstaunte über diese Treue, schenkte beiden das Leben, und bat sie, ihn als den dritten Mann in ihre Freundschaft aufzunehmen.

Er starb endlich eines natürlichen Todes, also nicht so gewaltsam, wie er sein ganzes Leben hindurch gefürchtet hatte. Nach ihm riß sein Sohn, der **jüngere Dionysius**, die Herrschaft über Syrakus an sich, und suchte gleich seinen Regierungsantritt durch einen Schmaus, der 90 Tage hinter einander dauerte, dem Volke angenehm zu machen. Er hatte viel Talent, aber gar keine Wissenschaft, und kannte keine andere Beschäftigung, als Schwelgen, das ihn denn zu manchen Bubenstücken führte. Sein braver Oheim, **Dion**, Plato's Freund, suchte ihn an wissenschaftliche Beschäftigung zu gewöhnen, und brachte ihm sogar eine Sehnsucht nach Plato's Umgange bei. Es schmeichelte des Königs Eitelkeit, berühmte Philosophen und geistreiche Köpfe an seinem Hofe zu haben, und so ließ er sich leicht bereden, auch Plato zu sich einladen. Dieser erschien, theils aus Freundschaft für Dion, theils weil er als Rathgeber eines jungen lenksamen Königs ein ganzes Volk durch Weisheit glücklich zu machen hoffte. Aber seine Neider verdrängten ihn bald aus der Gunst des Tyrannen, und als endlich gar der reiche staatskluge Dion verbannt ward, ging auch der Philosoph unwillig nach Athen zurück.

Dionysius hatte seinen Oheim Dion anfangs nur aus Mißtrauen entfernt; jetzt benutzte aber auch seine Habsucht die Abwesenheit desselben: er zog alle Güter und Einkünfte Dion's ein. Das Volk hatte den Dion geschätzt, und haßte darum den Dionysius noch mehr. Ein einziges altes Mütterchen ward täglich im Tempel laut betend für des Tyrannen Leben angetroffen. Dionysius fragte sie, warum sie so sehr seine Erhaltung wünsche. „Ach — sagte sie — ich habe nun schon vier Regierungen erlebt, und eine war immer schlimmer, als die andere. Dein Vater, glaubten wir, hätte es am ärgsten gemacht, und wir freueten uns sehr auf dich, aber du übertriffst ihn noch an Ungerechtigkeit. Daher fürchte

ich, wenn du stirbst, daß noch ein Aergerer über uns komme." Dionysius lachte, und ließ die Alte gehen, denn er war nicht immer grausam.

Endlich entschloß sich Dion, sein Vaterland von diesem Tyrannen zu befreien, obgleich derselbe sein Vetter war. Sein Reichthum machte es ihm möglich, aus eigenen Mitteln ein kleines Heer zu sammeln. Er that es nicht in einer Aufwallung von Ruhmsucht, denn er war schon ein alter Mann, sondern weil er es nach reifer Ueberlegung für ein edles Werk hielt, einen ungerechten Herrscher zu stürzen, und einem bedrückten Volke seine Freiheit wiederzugeben. Er erschien wirklich mit einer kleinen Flotte an der sicilischen Küste, und war allen Siciliern willkommen, die ihm haufenweise zueilten, und sein Heer vergrößerten. Eben war Dionysius nach Italien gereiset, und wußte daher noch nichts von der Empörung. Ein Bote ward sogleich mit einem Briefe abgesandt, und diesem begegnete ein seltsamer Zufall. Er sprach nämlich, ganz ermattet, am Abend unterweges bei einem Bekannten ein, der eben geopfert hatte. Hier sättigt er sich in der Geschwindigkeit, steckt sich noch ein Stück kalten Bratens in seine lederne Reisetasche, in welcher auch der Brief an den Tyrannen war, und läuft hastig weiter, die Nacht hindurch. Am Morgen legt er sich ein wenig auf die Erde, um auszuruhen, und wirft die Tasche neben sich hin. Indem er schläft, kommt ein Wolf oder Hund vorbei, wittert das Fleisch, und trägt sachte die ganze Tasche mithin auch den Brief mit sich fort. Der Bote wagt weder dem Thiere nachzugehen, noch ohne Brief vor den Tyrannen zu kommen, und so bleibt die Botschaft unausgerichtet. Dion rückt ohne Widerstand in Syrakus ein, gründet sogleich eine republikanische Regierung, und alle Anhänger und Günstlinge des Tyrannen werden von dem taumelden Volke niedergemacht. Dionysius eilte nun herbei, und kam von der Seeseite in sein Schloß, das die Bürger noch nicht erobert hatten. Indem er sich stellte, als wolle er unterhandeln, that er plötzlich einen heimtückischen Ausfall auf die fremden Truppen, wobei Dion selbst verwundet ward. Er wurde aber zurückgeschlagen, und entfloh heimlich in der Nacht aus Sicilien.

Kaum hatte Dion sein Werk vollendet, so wurde er verkannt. Das Volk glaubte, er habe selbst Absichten auf die Oberherrschaft, und suchte ihn daher zu unterdrücken, und stellte ihm einen andern Volksführer entgegen. Dieser Undank kränkte den Dion tief; er verließ die argwöhnische Stadt, und zog sich mit seinen fremden Truppen nach Leontium. Kaum vernahm solches Dionysius in Italien, so ließ er durch ein frisches Heer die Stadt angreifen, und es gelang ihm, die Burg wieder zu gewinnen. Eine Schaar todter Bürger bedeckte die Straßen. Die armen Syrakuser wußten keinen Rath, sie ließen Dion bitten, das Geschehene zu vergessen, und nur noch diesmal der bedrängten Stadt zu Hülfe zu kommen. Dion wandte sich in Gegenwart der Gesandten zu seinen Soldaten, und fragte sie: Wollet ihr diese Undankbaren noch einmal erretten? Sie schwiegen, den Entschluß ihres Führers erwartend, der endlich doch Befehl zum Zuge gab. Und als er vor der Sadt erschien, sieh, da ließen die Bürger ihm sagen, es sei nun nicht mehr nöthig, daß er komme, und verschlossen vor ihm die Thore, denn die Königlichen waren etwas ruhiger geworden. Am folgenden Morgen thaten diese indessen einen neuen Ausfall aus dem Schlosse, Menschenblut floß stromweise auf den Straßen, viele Häuser standen in Flammen. Wie willig öffnete man nun dem Dion die Thore! Und auch jetzt noch erbarmte er sich der Undankbaren. Es kostete viel Blut, aber endlich wichen alle Königlichen, räumten sogar das Schloß, und zogen ab. Für diese neue Wohlthat wurde Dion zuletzt ermordet. Gedungene Meuchelmörder überfielen ihn eines Abends in seinem Hause, und wollten ihm mit bloßen Händen den Hals zudrücken. Da das aber lange währte, so reichte endlich einer der Verschwornen, der draußen stand, ein Schwert durchs Fenster, und so ward der wackere Dion, indem man ihn an Händen und Füßen festhielt, wie ein Schlachtthier erstochen. Jetzt, als kein Verständiger an der Spitze stand, war die Stadt der Parteiwuth hingegeben. Acht Jahre hindurch mordeten die Bürger sich einander selbst, bis endlich nach zehnjähriger Verbannung Dionysius die Herrschaft zum dritten male ergriff. Man kann denken, wie er sich gerächt haben wird.

So war denn also alles für die Freiheit vergossene Blut umsonst geflossen, alles Elend vergebens erduldet! Noch wagten jedoch die Bürger ein Mittel, sich des Tyrannen zu entledigen, sie baten den Tyrannen Iketas von Leontium und ihre Mutterstadt Korinth um Hülfe. Beide erschienen, aber jener aus Gewinnsucht, diese aus reiner Begierde zu helfen, und es gereicht Korinth zum unvergänglichen Ruhme, was es für seine Tochterstadt gethan hat.

§ 102.

Timoleon.

(† 341 v. Ch.)

An der Spitze von 2200 Mann segelte der edle Timoleon auf einer kleinen Flotte von Korinth ab. Er fand ganz Sicilien in Aufruhr: eine furchtbare karthagische Macht hatte eine Landung gethan, sich zum Iketas geschlagen, und die alten Gräuelscenen in dem vom Bürgerblute noch rauchenden Syrakus erneuert. Dionysius saß zitternd hinter den Bastionen und Zugbrücken seines Schlosses, und erwartete in Todesangst die Eroberung desselben. Als er hörte, daß Timoleon in der Nähe sei, übergab er heimlich demselben das Schloß, und flüchtete selbst zu ihm. Vierhundert Korinther zogen in nächster Stille in die verlassene Burg ein, und Iketas, der doch die Stadt inne hatte, ward nichts davon gewahr.

So war nun Dionysius schon zum zweiten male aus einem mächtigen Herrscher ein scheuer Flüchtling geworden. Timoleon sandte ihn auf einem einzigen Schiffe und mit wenigem Gelde nach Korinth, wo er in der Eingezogenheit eines Privatmanns lebte, und sich mit mancherlei unwürdigen Beschäftigungen die Zeit vertrieb. Er spürte in den Garküchen umher, saß bei den Salbenkrämern, trank in den Weinschenken die Neigen aus, und unterrichtete auch wohl die Sängerinnen im Singen. Dabei hatte er manchen witzigen Einfall, der uns aufbehalten ist. Ein Spötter besuchte ihn einmal, und schüttelte beim Eintreten seinen Mantel, zum Zeichen, daß kein Dolch in demselben sei — eine bos-



hafte Erinnerung an die sicilische Hofsitte. „Höre — sagte Dionysius — schüttele dich lieber, wenn du weggehst, damit ich sehe, daß du mir nichts wegnimmst.“ — Als Philipp von Macedonien zum Reichstage nach Korinth kam, lud er auch den armen Dionysius zur Tafel. Bei Tische brachte er das Gespräch auf die Lieder und Tragödien, welche der ältere Dionysius hinterlassen hatte, spöttelte viel darüber, und sagte endlich: Ich kann gar nicht begreifen, zu welcher Zeit dein Vater das Zeug gemacht haben muß. „Es geschah immer in der Zeit — antwortete Dionysius — die du und deines Gleichen verschwelgen.“ — Ein anderes mal fragte man ihn, warum er den Plato zuletzt so ungnädig von seinem Hofe entlassen habe. Sehr offenherzig antwortete er: Unter allen Uebeln, welche einen Tyrannen umgeben, ist keins so groß, als daß keiner der sogenannten Freunde freimüthig mit ihm spricht, und durch solche Leute kam ich um das Wohlwollen des Plato.“ — Unter den unbescheidenen Menschen, welche ihn in seiner Niedrigkeit verspotteten, fragte ihn auch einer, was ihm denn nun Plato's Weisheit genutzt hätte. „Ei — erwiederte Dionysius — glaubst du nicht, daß sie mir dazu verholfen habe, daß ich jetzt mein Schicksal so ruhig ertragen kann?“ Diese Antwort scheint jedoch nur eine schönklingende Phrase zu sein, denn seine oben erwähnten geistlosen Beschäftigungen zeigen ja deutlich, daß es ihm mehr darum zu thun gewesen sei, sein Herz zu betäuben, als zu beruhigen. —

Timoleon gewann indessen mit seinem kleinen Heere in Sicilien einen Sieg nach dem andern, schlug den Iketas und die Karthager aus Syrakus hinaus, und vereinigte sich glücklich mit den vierhundert Korinthern, welche lange vorher in das feste Schloß eingezogen waren. Wie fand er die reiche, schöne, blühende Stadt verödet! Traurige Spuren des Krieges und des Bürgerzwistes! Viele Häuser lagen in Asche, die andern standen leer, der Marktplatz war mit Gras bewachsen, und in den Vorstädten stellte man Jagden an. Timoleon ließ von Korinth neue Kolonisten kommen, und die Korinther luden alle entflohenen Bürger und sonst Griechen, die Lust hätten, nach der jetzt beruhigten Stadt ein. Auf diese Einladung kamen die armen Ausgewanderten

schaarenweise zurück, die Häuser wurden wieder aufgebauet, die Fremden erhielten umsonst Ländereien, eine Volksregierung ward eingerichtet, und zum Schlusse die Burg, dieser furchtbare feste Wohnsitz der Tyrannen, dem Erdboden gleich gemacht.

Aber nicht bloß Syrakus, auch die übrigen sicilischen Städte setzte Timoleon in Freiheit. Iketas, der ärgste Unruhestifter, erlitt die verdiente Todesstrafe. Dasselbe widerfuhr dem Tyrannen von Katana, und der von Messana wurde sogar von seinen eigenen Unterthanen auf dem Theater zu Tode gegeißelt. So hat Timoleon den Ruhm, ein unterdrücktes und lange von innern und äußern Feinden verwüstetes Land mit wenig Mannschaft in noch nicht acht Jahren von allen Tyrannen befreiet, und ihm Ruhe und Wohlstand wiedergeschenkt zu haben. Sein Charakter, an den wir freilich nicht den Maaßstab der christlichen Sittenlehre legen können, stimmte sehr gut mit so edeln Thaten. Der Ausdruck sanfter Menschlichkeit ruhte auf seinem Gesichte, und seine Bescheidenheit war so groß, daß er zuweilen zu sagen pflegte, er danke den Göttern, welche Sicilien haben erretten, und bei diesem Werke auch seinen Namen haben nennen lassen wollen. Auch er erbauete, wie Servius Tullius, der Glücksgöttinn aus Dankbarkeit einen Tempel. Dafür schenkte das Volk ihm unbegränztes Vertrauen, und sah nun ein, welch Unrecht es dem Dion zugefügt habe. Nur einmal ward Timoleon von einigen unverschämten Rednern über seine Amtsführung zur Rede gestellt. Die Bürger wurden darüber so unwillig, daß sie einen Tumult erregten, aber Timoleon sagte ruhig: „Lasset sie doch! Ich habe darum so viele Beschwerden auf mich genommen, damit hier jeder seine Meinung sagen dürfe.“

Die Syrakuser baten ihn, sie nicht zu verlassen, und schenkten ihm ein schönes Landgut, wo er das Alter im Kreise seiner Familie ruhig verlebte. Dies kam ihm sehr gelegen, denn zu Hause schwebte gegen ihn noch ein Rechtshandel, weil er seinen Bruder, der nach der Oberherrschaft strebte, eigenhändig erstochen hatte, eine grausige That nach christlichen Grundsätzen! und hierüber sollte nach seiner Rückkehr noch entschieden werden. Nun kehrte er also nicht zurück. Seine neuen Mitbürger gaben ihm tausend Beweise der Liebe.

Als er schon alt war, pilgerten die Syrakuser dankbar noch immer zu ihm, wie zu einem Heiligen, zeigten den Fremden mit Stolz das Häuschen, in welchem der Wohlthäter des Landes lebte, und als er blind geworden, holten sie ihn auf einem Wagen in die Volksversammlung, und fragten den Erfahrenen immer um seine Meinung. Als er starb, folgten die Bürger in langem Feierzuge seiner Leiche, die auch über den Platz der zerstörten Tyrannenburg getragen wurde, setzten seine Asche auf dem Markte unter einem prächtigen Denkmale bei, und stifteten seinem Andenken ein Jahrfest.

Die Römer.

§ 103.

Die Volkstribunen.

(493 vor Chr.)

Jetzt nach Rom, von welchem wir lange nichts mehr vernommen haben! So wollen wir denn hören, was die Römer während der persischen Herrschaft begannen.

Unzählige Streitigkeiten mit benachbarten Völker machten, daß nimmer Friede in Rom war. Die Consuln führten gewöhnlich im Sommer das Heer aus, schlugen den Feind, oder wurden geschlagen, und gingen den Winter nach Hause. Der Soldat war nun wieder einige Monate lang Bürger oder Landmann, fand indessen im Herbst nichts zu ärnten, weil der Acker nicht bestellt war. Der Patrizier ließ aber, während er selbst in den Krieg zog, seine vielen Aecker durch Sclaven bearbeiten. Wollte der arme Plebejer Frau und Kinder nicht verhungern sehen, so mußte er von den Patriziern borgen, und aus diesem Grunde war endlich kein Patrizier, der nicht einen Haufen Schuldner unter den Plebejern hatte, welche nach römischen Gesetzen ganz seiner Willkür überlassen waren. Er konnte sie zu Frohndiensten, zum Gefängnisse, ja zur Sclaverei verdammen, wenn sie nicht Kapital und Zinsen pünktlich zahlten. Die Plebejer klagten allgemein über harte Behandlung, und rächten sich, wenn

wieder ein Feind vor den Thoren stand, und das geschah in jedem Sommer. Sie verweigerten die Kriegesdienste, indem sie sagten, welche das Fett des Landes verzehrten, die möchten das Land auch vertheidigen. Da griff der Senat zu einem klugen Mittel: er erwählte einen Dictator. (498 v. Chr.) Solch ein Mann war auf eine kurze Zeit unumschränkter Herrscher — kein Consul, keine Berufung an Senat oder Volk galt, wenn ein Dictator gesetzt war. Er ward erwählt in der Stunde der Mitternacht, und 24 Lictoren, die mit Fasces vor ihm hergingen, verkündigten, daß Leben und Tod aller Bürger in seiner Hand lag. In dieser Schreckensregierung war strenger Gehorsam allein des Bürgers Pflicht, und jetzt gehorchten die armen Plebejer willig. Dieses Mittel half einige male. Aber als man schon mehrere Dictatoren gesehen hatte, da flößten sie keine Ehrfurcht mehr ein, und das Volk wollte auch von ihnen sich nicht gegen den Feind führen lassen. Da rückten die Volscer an, und der Senat wählte wieder einen Dictator, der nur dadurch die Plebejer zum Feldzuge bereitwillig machen konnte, daß er ihnen nach beendigtem Kriege Erleichterung ihrer Lasten versprach. Er kam siegreich zurück, und trug nun vor dem Senate darauf an, das Mißverhältniß zwischen den Patriziern und Plebejern aufzuheben. Der Senat, lauter stolze Patrizier, wollte die Sache aufschieben, und sann gleich auf einen neuen Krieg, den ungestümen Pöbel draußen zu beschäftigen. Da legte der ehrliche Dictator voll Unmuth sogleich seine Stelle nieder, und die Plebejer, die noch bewaffnet außerhalb der Stadt standen, so wie sie aus dem Kriege gekommen waren, beschlossen trotzig, draußen zu bleiben, verschanzten sich auf dem heiligen Berge, 3000 Schritte von Rom, und lebten hier 8 Wochen lang auf Kosten der Patrizier, deren Landgüter sie plünderten. Nach langem Berathen sandte endlich der Senat den Menenius Agrippa hinaus, um mit dem Volke gütliche Unterhandlungen anzuknüpfen.

Dieser fand die Rebellen höchst aufgebracht über die Anmaßungen des Adels. „Wir — schrien sie — wir sind doch die Hauptsache im Staate; wir ernähren, wir beschützen ihn, und der Adel, der stolz in seiner Curie sitzt, will alles verschlingen?" Menenius antwortete: „Hört, Freunde, ich will

euch eine Fabel erzählen. Zur Zeit, da noch im Menschen nicht, wie jetzt, alles in Eins zusammen stimmte, sondern jedes Glied seinen Verstand und seine eigene Sprache hatte, beschwerten sich die übrigen Theile, daß sie mit all ihrer Arbeit immer nur dem Magen nützten, der, ruhig in ihrer Mitte, nichts thäte, als daß er sich von ihren Geschenken mästete. Sie verschwuren sich also gegen ihn, die Hand sollte keine Speise mehr bereiten, der Mund keine empfangen, und die Zähne sollten nichts mehr zermalmen. So hofften die Zornigen den Magen durch Hunger zu zähmen; aber sichtbar siechten nun auch die Glieder selbst, und der ganze Leib zehrte ab. Da zeigte sichs, daß das Geschäft des Magens nicht so unwichtig gewesen sei, und daß er nicht weniger selbst ernähre, als ernährt werde, indem er aus dem Safte der von ihm verdauten Speise das Blut, durch welches wir leben und stark sind, in alle Glieder des Körpers vertheile."

Das Volk begriff den Sinn der Fabel sehr wohl, daß der ganze Staat nur Einen Körper ausmache, daß alle Glieder, alle Stände, zum Wohle des Ganzen nöthig seien, und daß der Eine des andern nicht entbehren könne; deshalb zeigte es sich auch geneigt, wieder zur Stadt zurückzukommen; nur verlangte es, daß es gleich der patrizischen Partei auch seine Stellvertreter im Senate erhielte, die für das Wohl der Plebejer redeten und sorgten. Der Senat mußte dieser billigen Forderung nachgeben, und es wurden aus dem Plebejerstande fünf Vorsteher erwählt, die man Volstribunen nannte. Seit dieser Einrichtung herrschte in der Volksversammlung in Rom ein ewiger Widerspruch: die Tribunen widersetzten sich jedem Beschlusse des Senats, durch welchen die Rechte der Plebejer im geringsten geschmälert zu werden schienen, und brachten es bald dahin, daß fast kein Unterschied mehr zwischen bürgerlicher und adlicher Herkunft Statt fand. Sie durften zwar kein Gesetz vorschlagen, auch nicht auf den Bänken der Senatoren sitzen, aber sie konnten mit dem Wörtchen veto (ich will nicht), von ihrem Platze an der Thür hergerufen, jeden Beschluß des Senats ungültig machen.

Von der fortlaufenden Kette von Unruhen, die von jetzt

an in Rom zwischen den Patriziern und Plebejern herrschten, so wie von den immerwährenden Kriegen mit Nachbarn werde ich nur weniges ausheben. Einst mögen meine Leser in den römischen Geschichtschreibern selbst nachlesen, und staunen, in welcher fürchterlichen Gährung dieses wilde Volk von jeher gewesen ist. Aus diesen langen und verderblichen Wirren mögen sie sich die Lehre entnehmen, daß in einem Staate, worin Ruhe und Ordnung herrschen sollen, die Gebieter vor Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, die vornehmen Stände vor Uebermuth und Bedrückung, und die niederen vor Neid und Gewaltthätigkeiten sich zu hüten haben. Dem Ganzen zu Liebe müssen Alle Opfer zu bringen verstehen, und keine Vollkommenheit von menschlichen Verfassungen und Einrichtungen fordern, da die Menschen selbst unvollkommen sind.

§ 104.

Coriolanus.

(† 485 v. Chr.)

Die Volscer, obgleich mehrmals besiegt, sammelten doch immer wieder neue Kräfte, und hörten nicht auf, Rom zu beunruhigen. Ein Consul führte abermals die Römer gegen sie an, eroberte einige ihrer Städte, und belagerte Corioli. Die Volscer thaten zwar einen Ausfall, aber Cajus Marcius, ein junger rascher Patrizier, der eine römische Schaar anführte, warf sie so glücklich in die Stadt zurück, daß sie nicht einmal Zeit hatten, das Thor hinter sich zu schließen. Er drang gleich hinter ihnen in die Stadt, und zündete sie an, — eine That, die ihm die Römer so hoch anrechneten, daß sie ihm von dieser Stadt den Beinamen des Coriolaners gaben.

Die Entweichung auf den heiligen Berg und dieser neue Feldzug hatte den Ackerbau ganz gehindert, und nun trat eine allgemeine Hungersnoth ein. Doch die Patrizier besaßen Geld, und ließen Brodkorn aus Sicilien kommen. Billige Männer im Senate waren der Meinung, man müßte einen Theil davon an das Volk verschenken, andere schlugen den

Verkauf zu einem geringen, wieder andere aber zu dem hohen Einkaufspreise vor, und mit den letzten hielt Coriolanus. „Will der Pöbel — schrie er im Senate — von unserm theuer erkauften Brode essen, so diene er uns auch dafür, und lege die Herrschaft wieder ab, die er sich so frech über uns ertrotzet hat. Weg mit den Tribunen! Haben wir darum den Tarquinius vertrieben, daß uns Tyrannen aus dem Pöbel beherrschen sollen? Warum gehen sie jetzt nicht aus der Stadt, und verschanzen sich auf dem heiligen Berge, und suchen sich Korn auf unsern Feldern? Laßt sie doch jetzt hinausgehen, da mögen sie zahm werden, und lernen, was aus den Feldern wird, von deren Bestellung man die Eigenthümer abhält!"

Die Plebejer wütheten, als sie von den Tribunen erfuhren, welche Rede Coriolanus im Senate gehalten habe, und wollten ihn gleich ermorden. Aber die Tribunen waren anderer Meinung: sie gaben den Plebejern ein, den stolzen Patrizier vor dem Volke zu richten — eine in Rom bisher unerhörte Sache. Coriolanus aber willigte selbst ein, in der Hoffnung, daß die Patrizier ihn retten würden, weil man nach Centurien stimmte. Aber die Tribunen setzten durch, daß das Volk, um zu stimmen, nicht nach Centurien, sondern nach Tribus sich theilen sollte, und der Adel machte die wenigsten Tribus aus. Dies waren in Rom die ersten Bürgerversammlungen*). Coriolanus, obgleich vorgeladen, erschien nun nicht, man verdammte ihn daher abwesend zum Tode. Er floh zu den Volscern, Wuth schnaubend gegen sein Vaterland, und Anschläge der feindlichsten Rache im Herzen. Die Volscer nahmen den Zerstörer ihrer Stadt Corioli mit Freuden auf, und ihr König Tullus errichtete mit ihm ein gastfreundliches Bündniß. Die Volscer wählten ihn bald zum Anführer ihrer Truppen, denn von dem erbitterten Römerfeinde erwarteten sie eine gänzliche Vernichtung der Römer. Coriolanus zog mit den Volscern aus, nahm ein römisches Dorf nach dem andern ein, verheerte alles weit und breit, die Güter der Patrizier ausgenommen, und schlug sein Lager 5000 Schritte vor Rom

*) Comitia tributa.

auf. Furcht und Schrecken ergriff das Volk. Die Consuln wollten, wie sonst, die Bürger gegen den Feind hinausführen; aber kein Plebejer wagte es, sich dem erbitterten Rächer gegenüber zu stellen. Sie baten einmüthig den Senat, er möchte Friedensunterhandlungen eröffnen. Es geschah, aber die Abgesandten wurden stolz zurückgewiesen. Eine zweite Gesandtschaft ward gar nicht vorgelassen. Zuletzt machten sich die Priester auf, geschmückt mit ihren Ehrenzeichen und Opferbinden, und warfen sich flehend im feindlichen Lager nieder. Coriolanus begegnete ihnen mit Ehrfurcht, aber seinen Entschluß, Rom zu vernichten, gab er nicht auf.

Da baten die römischen Frauen Coriolan's alte Mutter Veturia, und Volumnia, seine Gemahlinn, mit ihnen ins volscische Lager zu gehen. Volumnia mußte noch ihre beiden Kinder auf den Armen tragen, und so hoffte man durch weibliche Thränen zu erlangen, was Staatsgesandten und Priestern nicht gelungen war. Als Coriolanus von einer ankommenden Schaar von Weibern hörte, lachte er höhnisch. Aber man sagte ihm, seine Mutter, seine Gattinn und seine Kinder wären in dem Zuge. Da fuhr er auf wie vom Donner gerührt, und lief mit offenen Armen auf seine Mutter zu. „Halt! — sagte diese — ehe ich dich umarme, laß mich wissen, ob ich zu einem Feinde oder zu einem Sohne gekommen, ob ich eine Gefangene, oder deine Mutter in deinem Lager bin. Dahin hat mich mein langes Leben und mein unglückliches Alter geführt, daß ich dich erst verbannt, dann sogar als Feind sehen sollte? Verheeren hast du es können, dieses Land, das dich geboren und ernährt hat? Erlosch denn dein Zorn auch da noch nicht, als du diese Gränzen betratest? Und als nun Rom vor deinen Augen lag, sagte dir da dein Herz nicht: In jenen Mauern sind meine Hausgötter, meine Mutter, mein Weib und meine Kinder? Ich hätte dich also nicht gebären müssen, wenn Rom jetzt nicht zerstört werden sollte, und wenn ich keinen Sohn hätte, so wäre ich frei im freien Vaterlande gestorben. Doch ich werde deine Schande und meinen Gram nicht lange überleben; aber an diesen wirst du sehen, was du gethan hast: ein früher Tod oder eine lange Sclaverei wird ihr Loos sein."

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Ihre strafenden Worte, ihre Blicke drangen dem Coriolan tief in die Seele, und als er noch die Kleinen an seinen Knieen hangen, die Gattinn seine Brust umschlingen sah, und als er die ganze Schaar der Weiber laut weinen hörte, da brach der Männersinn, und mit Thränen rief der Sohn am Halse der Mutter: „O Mutter, Mutter! Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren!“ Er entließ die Frauen, führte das Heer zurück, und ward von den getäuschten Volscern erschlagen. Andere sagen jedoch, er habe ein hohes Alter erreicht, und sei eines natürlichen Todes, obgleich in Armuth, gestorben, und wir wissen nicht, welche Nachricht die wahre ist. Die kindliche Liebe, welche der Römer hier zeigte, söhnt uns einiger Maßen mit seinem Adelstolze und mit seinem Verrathe gegen das Vaterland, das ihn freilich hart behandelt hatte, aus; möchte er in ersterer Beziehung allen Kindern ein Beispiel der Nachahmung sein! Leider ist aber nur zu häufig die Liebe der Kinder nicht so tief, zärtlich und aufopfernd, wie elterliche Liebe, obschon jene ihren Erzeugern für unzählige Wohlthaten zum größten Danke verpflichtet sind.

§ 105.

Die Gesetze der zwölf Tafeln.

(450 vor Chr.)

Nach Coriolan's Tode hörten in Rom weder die innern, noch die äußern Unruhen auf. Mehrmals mußte — ein Zeichen der höchsten Gefahr — ein Dictator erwählt werden. Einer derselben, Cincinnatus, ein Greis, der auf dem Lande lebte, ward von den Gesandten des Senats, die ihm den Dictatormantel brachten, hinter dem Pfluge angetroffen. Er nahm die Würde an, that einen rühmlichen Feldzug, stillte die Unruhen, und kehrte dann genügsam schon nach 14 Tagen wieder zu seinem Pfluge zurück. Die Plebejer ertrotzten sich hierauf vom Senate zehn Tribunen statt der ersten fünf, und die Macht dieser Männer vergrößerte sich so weit, daß sie den Senat zusammenberufen, und einen Consul vor Gericht fordern durften.

Um eben diese Zeit gingen drei Römer nach griechischen Städten in Italien und sogar nach Athen, um die dortigen Gesetze kennen zu lernen. Der Adel hatte bisher nach Willkür, theils auch nach dem Herkommen und nach den Gesetzen der Könige entschieden, und diese vor dem Volke auf alle Weise verheimlicht, jetzt aber forderte das Volk geschriebene, und zwar allgemein bekannte Gesetze. Nach zwei Jahren kamen die Gesandten zurück, und nun wurde eine Gesellschaft von zehn Senatoren angeordnet, aus den mitgebrachten griechischen Gesetzen und aus den bisher landüblichen Gebräuchen, welche als Grundlage dienten, zweckmäßige Landesgesetze zu entwerfen. Die Decemvirn oder Zehnmänner — so nannte man die Gesetzsammler — lieferten innerhalb eines Jahres zehn mit Gesetzen beschriebene Tafeln, die, vom Senat und Volk gebilligt, öffentlich auf dem Markte aufgestellt wurden. Auch in diesen Gesetzen hatte der Adel sein Ansehen wohl verwahrt: die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern war in den zehn Tafeln strenge verboten, und jede Härte gegen Schuldner erlaubt, doch sollte man nur 1 Prozent Zinsen nehmen; Rechtshändel sollten, wie in Athen, öffentlich durch Redner geführt, und auch die schwierigsten in Einem Tage abgemacht werden.

Um den Decemvirn eine Belohnung für ihre Arbeit zu geben, hatte man ihnen die oberste Gewalt verliehen, und die Consuln so lange abgestellt. Aber nach Verlauf des Jahres bezeigten sie keine Lust, ihr Amt niederzulegen: sie gaben vor, es müßten noch zwei Gesetztafeln ausgefertigt werden. Wenigstens blieb der kühnste Decemvir, Appius Claudius, in seinem Amte, und ihm wurden neun andere Gehülfen beigegeben. Diese lieferten zwar in dem neuen Jahre die versprochenen zwei Gesetztafeln, nahmen aber nun einen Ton an, der das Volk und den Senat sehr erbittern mußte. Jeder von ihnen erschien mit 12 Lictoren, und sie herrschten wie zehn despotische Könige. Rom erlebte nun wieder eine ähnliche Geschichte, wie unter Tarquinius Superbus, und fand auch, wie damals, einen Rächer seiner Freiheit.

Als Appius Claudius einmal auf dem Markte zu Gericht saß, sah er ein sittsames Mädchen, Namens Virginia, vorübergehen. Plötzlich entstand in ihm der unselige

Wunsch, diese zu seiner Sclavinn zu haben; darum machte er gleich den Plan, daß Marcus Claudius, einer seiner Clienten*), behaupten sollte, sie sei die Tochter einer seiner Sclavinnen, um sie dann ihm zu überlassen. Marcus Claudius dringt also mit mehrern Gehülfen in die Schule, wo Virginia lernte, und befiehlt ihr als seiner Sclavinn, ihm ohne Verzug zu folgen. Sie schreiet, Marcus braucht Gewalt — das Volk läuft zusammen, der erkaufte Client fordert sie gleich vor des Appius Richterstuhl, und behauptet da die verabredete Lüge. Der Decemvir entscheidet, daß die Sclavinn einstweilen ihrem Herrn folgen solle. Das Volk erregt einen Tumult: des Kindes Oheim Numitorius eilt herbei — der Vater Virginius, ein Plebejer, war als Soldat im Felde — Appius muß die Jungfrau für heut in den Händen ihrer Verwandten lassen, doch erklärt er, morgen das Urtheil sprechen zu wollen. Am andern Tage erscheinen Vater, Tochter und Oheim auf dem Markte, alle in Trauerkleidern. Der bestochene Marcus Claudius erneuert seine Forderung, Virginius führt den deutlichsten Beweis, daß Virginia seine freigeborne Tochter sei, aber umsonst — Appius spricht sie dem Claudius als Sclavinn zu, und befiehlt den Lictoren, sie zu greifen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, mit Virginia und ihrer Wärterinn noch einmal reden zu dürfen, und dies wurde ihm gestattet. Nun führt der Vater seine Tochter etwas seitwärts, umarmt sie zärtlich, ergreift das Schlachtmesser eines da stehenden Fleischers, und stößt es ihr in die Brust, mit den Worten: „Dadurch allein, mein Kind, kann ich dich in Freiheit setzen!“ und hebt das blutige Messer gegen den Decemvir, und schreiet: Durch dieses Blut weihe ich dein Haupt dem Verderben!“ Er bahnte sich einen Weg durch die Menge bis zum Thore, kam im Lager an, und erzählte dort den Bürgern die Schreckensthat. Das Heer kehrte Rache fordernd nach Rom zurück, die Decemvirn legten ihr Amt nieder, aber Appius wurde vom Virginius belangt, und starb im Kerker durch Selbstmord.

---

*) Clienten waren Schützlinge der Vornehmen in Rom. Ihre vornehmen Schützer hießen Patronen

§ 106.

Camillus erobert Veji.

(396 v. Chr.)

Die Gährungen hörten in Rom nie auf. Nachdem die Plebejer sich fast auf alle Ehrenämter den Anspruch ertrotzet hatten, nachdem der Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern schier zu einem bloßen Namen hinabgesunken war, nachdem Hunger und Pest in Rom mehrere male gewüthet hatten, und wieder kein Plebejer sich zum Kriegesdienste gebrauchen lassen wollte, beschlossen die Patrizier, künftig den plebejischen Fußvölkern, und nachher auch den Reitern, Sold zu geben. Diesen nahm das Volk freudig an, und keiner weigerte nun sich mehr, Kriegesdienste zu thun.

Die erste kriegerische Unternehmung war jetzt der Zug gegen Veji, diese den Römern so nahe, und noch immer unbezwungene etruscische Stadt. Noch hatten sie die Belagerungskunst und die dazu dienenden Maschinen nicht gekännt, noch hatte kein Krieg länger, als einen Sommer gedauert. Hier zuerst lesen wir von aufgeworfenen Wällen, Sturmdächern und Winterquatieren. Dennoch hielt sich Veji so lange, wie ehemals Troja, nämlich 10 Jahre, und das Volk wählte wieder einen Dictator, M. Furius Camillus, einen merkwürdigen Mann, der die Festung glücklich eroberte. Er ließ nämlich einen unterirdischen Gang bis unter Veji graben, und welch ein Schreck für die Vejenter, als geharnischte Römer mitten in ihrer Stadt aus dem Boden hervorschossen! Die hungrigen Römer plünderten so regellos, daß Camillus nicht einmal den zehnten Theil der Beute, den er dem Apollo gelobt hatte, erhalten konnte. Doch da halfen ihm die römischen Frauen aus der Noth: sie gaben von ihrem Schmucke freiwillig so viel her, wie nach einer ungefähren Schätzung der zehnte Theil der Beute betragen haben würde — ein Beweis, daß in Rom auch die Weiber an dem Schicksale des Staats lebhaften Antheil nahmen, aber auch, daß sie, während die Männer in Eisen und Leder gekleidet gingen, schon aus angeborner Neigung sich Juwelen- und Flitterkabinetter angelegt hatten.

Eben dieser Camillus eroberte bald darauf die etruscische Stadt Falerii, nicht durch römische Tapferkeit, sondern durch römische Ehrlichkeit. Ein Schulmeister nämlich führte die Kinder der vornehmsten Inwohner aus dem Thore, unter dem Vorwande, mit ihnen spazieren zu gehen, und brachte sie ins römische Lager. Er wurde dem Camillus vorgestellt. In der Hoffnung, von demselben eine Belohnung zu erhalten, sagte er: „Ich übergebe dir die Stadt hier in diesen Kindern." Aber Camillus ließ dem Verräther den Rücken entblößen, seine Hände binden, gab jedem Knaben eine Ruthe, und befahl den Schülern, ihren Lehrer in die Stadt zurückzupeitschen. Diese Gerechtigkeit rührte die Falerier so sehr, daß sie ihre Stadt freiwillig den Römern übergaben.

Ein römischer Feldherr, der einen wichtigen Sieg erfochten hatte, hielt jedesmal einen feierlichen Einzug in Rom, den man Triumph nannte. Das Heer bekränzt und geschmückt, folgte ihm unter Jubel und Musik; die Gefangenen in Ketten, die Beute auf Wagen, verlängerten den Zug. Auch den Camillus hoffte das Volk auf dem Triumphwagen freudig zu begrüßen, aber als er ankam, verwandelte sich plötzlich die Freude in allgemeine Unzufriedenheit, denn sieh, der Wagen war mit vier weißen Rossen bespannt. „Welch ein Stolz! — schrien die Bürger — mit weißen Rossen zu fahren, die sich nur für einen Siegeswagen der Götter schicken! Das hat noch kein Feldherr vor diesem sich unterstanden." — Doch solches war es nicht allein, warum man den Camillus haßte. Das Volk hatte den Einfall, sich theilen, und zur Hälfte nach Veji ziehen zu wollen, weil diese Stadt hübscher gebauet und überaus fest war, und Camillus war der heftigste Widersacher eines so thörichten als verderblichen Vorhabens, denn hierdurch wären die Kräfte gespaltet, und zugleich der Grund zu Reibungen, zur Eifersucht und zu künftigen Bürgerkriegen gelegt worden. Außerdem beschuldigte man ihn auch, sich von der Beute in Veji zu viel zugeeignet zu haben, und ein Paar eherne Thüren, die er für sein Häuschen mitgenommen hatte, wurden als Belege für die Rechtmäßigkeit der Klage beigebracht. Ein Trauerfall in seinem Hause betrübte ihn so, daß er in dem Termine, da er vorgeladen war, nicht vor Gericht erscheinen

konnte. Man verurtheilte ihn daher, ohne seine Vertheidigung gehört zu haben, zu einer schweren Geldstrafe. Dies Verfahren kränkte ihn so sehr, daß er freiwillig die Stadt verließ, und sich nach Ardea wendete. „O ihr Götter — rief er aus, als er das Thor von Rom durchwanderte — wenn ich unschuldig bin, so gebet, daß bald eine Zeit komme, da diese undankbare Stadt sich wieder nach mir sehnt.“ Seine unedle Bitte ward erhört; denn ein Schrecken, desgleichen man noch nie erfahren hatte, kam jetzt über Rom, und erweckte Reue und Sehnsucht in allen Gemüthern.

§ 107

Die Gallier in Rom.

(390 v. Chr.)

Roms Name war schon in ganz Italien bekannt. Die Bürger der ziemlich fernen Etruscerstadt Clusium schickten eine Gesandtschaft an die Römer, weil ein wilder Schwarm über die Alpen gestiegen, und ihnen ins Land gefallen war. Gallier hießen diese Krieger, und die Römer wurden ersucht, dieselben zurückzuschlagen. Die Römer fühlten sich durch eine solche Bitte nicht wenig geschmeichelt, und schickten drei Brüder, die alle Fabius hießen, den Galliern im Namen des römischen Volkes zu bedeuten, daß man in Rom unzufrieden sei über ihr Betragen gegen Menschen, von denen sie nie beleidigt worden, daß die Clusiner Freunde der Römer wären, und daß diese ihre Freunde auch mit Waffen zu vertheidigen wissen würden, doch wünschten sie, den Frieden zu erhalten.

Die gallischen Häupter erwiderten den römischen Gesandten, sie hörten zwar jetzt zum ersten male, daß Römer in der Welt wären, doch sollten es wohl tapfere Leute sein, weil die Clusiner in der Noth Zuflucht bei ihnen gesucht hätten. Und da sie den Handel lieber in Güte abzumachen wünschten, so wolle man den Vorschlag des Friedens nicht verachten, wenn nur die Clusiner von ihren überflüssigen Aeckern den Galliern, die an Ländereien Mangel litten, etwas

mittheilen wollten. Verweigerten sie das, so werde man den Römern, wie den Clusinern, zeigen, wie sehr die Gallier an Tapferkeit allen andern Sterblichen überlegen wären. Als nun die Fabier fragten, was für ein Recht sie denn hätten, fremden Leuten das Ihrige zu nehmen, antworteten sie als ächte Väter der heutigen Franzosen: „Das Recht tragen wir auf der Spitze des Schwertes, und tapfern Männern gehört alles.“

Nun hatten die Fabier als Gesandte das Ihrige gethan, aber sie gingen weiter: sie kehrten in Clusium ein, erzählten die Antwort der Feinde, und munterten — gegen alles Völkerrecht — die Clusiner zu einem heftigen Ausfalle auf, bei welchem sie selbst mit den fremden Völkern eine Lanze zu brechen wünschten. Die Gallier sahen es sehr wohl, wie die Fabier an der Spitze der Clusiner fochten, ja wie einer derselben einen gallischen Häuptling erlegte, und dessen erbeutete Rüstung jubelnd davon trug. Kaum waren also die Jünglinge mit diesen Trophäen prunkend nach Rom zurückgekommen, so folgten ihnen auch schon auf dem Fuße Gesandte von Brennus, dem gallischen Anführer, die sich über die Verletzung des Völkerrechts beschwerten, und die Auslieferung der drei unbesonnenen Jünglinge forderten. Der römische Senat dachte rechtlich genug, die Forderung der Gallier billig zu finden, aber die drei Verbrecher wandten sich ans Volk, und dieses, welches dem Senate immer trotzte, gab ihnen nicht nur lauten Beifall wegen ihrer bewiesenen Tapferkeit, sondern wählte sie sogar alle drei zu Kriegstribunen mit consularischer Gewalt für das folgende Jahr, der höchsten Würde in jenen unruhigen Zeiten, wo man schon seit mehrern Jahren das Consulat ausgesetzt hatte, weil auch die Plebejer Antheil an demselben haben wollten. Brennus rückte im höchsten Zorne gegen Rom, das ungerechte Volk zu züchtigen. Die tollkühnen Fabier führten das Römerheer hinaus, und fanden die Gallier schon 11 Stunden von Rom am Flusse Allia. Ohne sich ordentlich zu lagern, ohne die Götter zu Rathe zu ziehen, griffen sie den Brennus an, und wurden gänzlich geschlagen. Der Nachtrab der Römer kam nicht einmal zum Fechten, Römer schlugen sich durch Römerrücken durch, um nur den Galliern zu

entrinnen, und ein großer Theil der Flüchtlinge rettete sich nach dem nahen Veji, und überließ Rom seinem Schicksale.

Die Gallier begriffen nicht, wohin alle Römer so schnell geeilt waren. Sie müßten am Wege irgendwo versteckt sein, meinten sie. Sie vermutheten eine Kriegeslist, und gingen daher nur langsam auf Rom los. Dies gab den Römern Zeit, ihren gesammten Vorrath aufs Capitol zu schaffen, und die Heiligthümer in Sicherheit zu bringen. Die waffenfähige Mannschaft, etwa 1000 Seelen, zog dann selbst aufs Capitol; die übrigen Bürger wanderten aus, mit ihrer Habe, und suchten sich in benachbartete Städte zu retten. Unter diesen war auch C. Albinius, der sein Weib und seine Kinder nach Cära fahren wollte, und unterwegs auf die Schaar der vestalischen Junfrauen stieß, die mit den Heiligthümern und Götterbildern zu Fuße flüchteten. Der religiöse Mann ließ aber die Priesterinnen seinen Wagen besteigen, und sein Weib und seine Kinder gehen. Nur etwa 40 Greise, die ehemals consularische oder Senatorenwürden bekleidet hatten, und nun in der Kraftlosigkeit des Alters weder fliehen konnten, noch den schon kärglich genug versorgten Kriegern auf dem Capitol die Bissen schmälern wollten, blieben in der Stadt, für das Vaterland sich dem Tode zu weihen. Sie setzten sich in der Kleidung ihres Amtes, die ehrwürdigen Häupter entblößt, auf dem Markte nieder, einen Stab in ihrer Rechten, übrigens ernsthaft und unbeweglich. Die Feinde kamen, fanden das Thor offen, die Straßen leer, die Häuser auch. Die Todtenstille in der Stadt ward ihnen immer verdächtiger. Sie kamen auf den Markt, und nun sahen sie die ehrwürdigen Greise feierlich dasitzen. Was sollten sie denken? Waren es Götter oder Menschen, Todte oder Lebende? Endlich wagte es ein Gallier, die Sache näher zu untersuchen. Er ging auf den alten M. Papirius zu, und streichelte ihm prüfend Kinn und Bart. Aber in dem Augenblicke erhielt er mit dem Stabe des Greises einen Schlag über den Kopf, der ihn so in Wuth setzte, daß er nicht nur diesen Senator sogleich erstach, sondern auch in Begleitung seiner Kameraden alle übrigen ermordete. Dann wurde die Stadt geplündert und in Asche gelegt, und nun erblickte man auch die Römer dort oben auf

dem Capitole. Diese saßen da fest verwahrt, schlugen den Sturm leicht ab, und die Gallier beschlossen denn, sie auszuhungern. Da das aber Zeit erforderte, so belagerte nur ein Theil des Heeres die Burg, und große gallische Schwärme streiften in der Nachbarschaft umher, Nahrung für sich und Futter für ihr Vieh zu suchen. Einer dieser Schwärme beunruhigte oft die Felder von Ardea, eben der Stadt, in welcher Camillus sich aufhielt. Dieser sammelte die tapfersten Männer und Jünglinge in einen Haufen, der wackere Römer überfiel die sorglosen Gallier bei Nacht in ihrem Lager, und richtete ein fürchterliches Gemetzel unter ihnen an. Das hörten die nach andern Städten geflüchteten Römer, von allen Seiten kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und meinten, wenn Camillus sie anführte, so möchte es noch wohl möglich sein, die verwegenen Gallier zu verjagen, und Rom wieder aufzurichten. Aber Camillus äußerte: „Ich kann eurer Anführer nicht sein, wofern nicht der Senat mich dazu bevollmächtiget.“ Ein übler Umstand! Der Senat saß auf dem Capitol, und dies war von den Galliern weit und breit umlagert. Wie konnte man da die Genehmigung des Senats einholen? Ein wackerer Mann, Pontius Cominius, nahm dies Wagestück auf sich: in einer finstern Nacht schlich er sich durch das gallische Lager, und erkletterte den wohlbekannten Felsen an einer Stelle, wo derselbe nicht unzugänglich war. Wie freueten sich die armen Belagerten, als ihnen ein Stern der Hoffnung aufging! Mit Schrecken sahen sie den kleinen Mundvorrath zu Ende gehen, längst war schon der Rauch der letzten abgebrannten Hütten Roms zu ihnen emporgestiegen, und kein Retter hatte sich bis jetzt gezeigt. Welche Freude ergriff sie nun, als sie hörten, Camillus sei besänftigt, und biete sich selbst zum Helfer an! Augenblicklich wählte ihn der Senat zum Dictator, und mit dieser Botschaft schlüpfte der brave Pontius eben so geschickt und glücklich den Felsen hinab, wie er ihn erstiegen hatte.

Aber ach! die Gallier entdeckten am andern Tage die Fußtapfen, und einige Tollkühne kletterten in der folgenden Nacht hinan, einer zieht den andern nach, und schon stehen die ersten oben an der Mauer, ohne daß ein Wächter oder ein Hund die Ankunft der Feinde merkt. Nur die heiligen

Gänse im Tempel der Juno erregen ein Geschnatter, durch welches der Senator M. Manlius, ein tapferer Mann, der vor drei Jahren Consul gewesen war, erwacht. Er springt hurtig auf, ergreift Schild und Schwert, und eilt hervor, zu sehen, was vorfalle. Da kommt ihm schon ein Gallier entgegen. Er haut ihn nieder, stößt einen zweiten rücklings vom Felsen hinab, und indem auf sein Geschrei noch mehrere Römer herbeieilen, wird jeder Gallier, der noch heraufkommt, zurückgeworfen. Am andern Tage ward untersucht, wer an dieser Stelle seinen Posten gehabt hatte, und der Schuldige wurde zu den zerschmetterten Körpern der Feinde nun auch noch hinabgestürzt. M. Manlius hingegen, der Retter des Capitols, erhielt von jedem Bürger ein Geschenk an Mehl und Wein, welches die Armen sich in ihrer großen Noth noch abdarbten, um nur dankbar sein zu können, und der Senat bewilligte ihm dem Beinamen Capitolinus und ein Haus auf diesem heiligen Berge.

Fast sieben Monate hielten die Römer den Hunger standhaft aus, ja um den Galliern, die zur Uebergabe aufforderten, zu zeigen, daß sie noch genug zu essen hätten, warfen sie ihnen einmal ein Brod hinab. Doch war ihnen gar nicht gut zu Muthe; Camillus erschien nicht, und sie glaubten endlich, er habe sie nur äffen wollen. Die Gallier, welche sich in der ausgeplünderten Gegend kaum länger halten konnten, auch durch eine böse Seuche sehr geschwächt wurden, wünschten eben so sehr, die Belagerung anständig aufzuheben. Man trat also endlich in Unterhandlungen, und die Römer ließen sich die Bedingung gefallen, den Galliern ihren Abzug mit 1000 Pfund Goldes zu bezahlen. Man suchte das Gold zusammen, und eine römische Gesandtschaft stieg mit derselben hinab. Brennus aber wägte es auf falscher Wage nach, und als der Römer sich über die Ungerechtigkeit beschwerte, warf der Gallier trotzig noch sein Schwert zu den Gewichten in die Wagschale, und rief höhnend: „Wehe den Besiegten!“

Aber sieh, auf einmal füllt sich der Platz mit Bewaffneten; Schwerter klirren rings umher, und ein Mann springt an die Wage mit gezucktem Eisen. Camillus war's mit seiner tapfern Schaar, die er erst sorgfältig eingeübt hatte.

„Weg mit dem Golde! — rief er — mit Eisen erkauft der Römer sein Vaterland!“ Die Gallier beriefen sich auf ihren rechtmäßigen Vertrag mit den Belagerten. „Der gilt nicht — rief Camillus — ich bin Dictator, und ohne mich kann Rom keine Verträge schließen.“ Man griff zum Schwerte, die Gallier wurden gänzlich besiegt. Camillus hielt einen Triumph in die Schutthaufen der ehemaligen Stadt, und die Bürger begrüßten ihn als Vater des Vaterlandes und den zweiten Romulus.

Man bauete nun in der Geschwindigkeit die eingeäscherte Stadt wieder auf, weil Camillus den Vorschlag, die Stadt Veji zu beziehen, abermals hintertrieb. Denn gleich begann der alte Streit der Stände wieder. Manlius Capitolinus, der Retter des Capitols, wurde sogar auf dem Anschlage ertappt, sich der Oberherrschaft bemächtigen zu wollen, und ward dafür vom tarpejischen Felsen gestürzt, eben da, wo der Schauplatz seines Ruhmes gewesen war. Die Plebejer rangen immer nach größerer Macht, und ruhten nicht, bis sie ein Gesetz durchgesetzt hatten, kraft dessen immer einer der Consuln aus dem Bürgerstande gewählt werden sollte. Im Jahre 366 v. Chr. wurde das erste mal ein Plebejer Consul. Während dieser innern Unruhen griffen die benachbarten Feinde die Stadt unaufhörlich an, und wie tumultuarisch und unsicher jene Zeiten gewesen sein müssen, schließe man daraus, daß Camillus in allem fünfmal Dictator gewesen ist. Er starb endlich, ein ehrwürdiger Greis von mehr als 80 Jahren, an der Pest.

§ 108.

Römischer Aberglaube.

Zur Hebung dieser Pest wurden den Göttern mehre Tage hinter einander Gastmähler gegeben, die man Lectisternien nannte. Man legte die Bildsäulen der Götter auf Polster, setzte Tische mit Speisen vor sie hin, und ließ sie durch Priester bedienen, die vermuthlich heimlich im Namen der Götter die Braten zu sich genommen haben werden. Diese Feierlichkeit wurde in Rom ein bleibendes

Jahrfest. Auch führte man bei dieser Gelegenheit, gleichsam um die Götter auf andere Gedanken zu bringen, die ersten Theaterspiele aus Eturien ein, die in stummen Tänzen und Pantominen bestanden. So gehörten also auch in Rom die Schauspiele zum Religionswesen. Und endlich erwählte man einen Dictator, der unter großen Feierlichkeiten einen Nagel in die Mauer des capitolinischen Jupiterstempel schlagen mußte. Das machte der Pest glücklich ein Ende, sagen die Geschicht- oder besser Mährchenschreiber.

Bald nachher klaffte in Rom durch ein Erdbeben der Boden, und die Auguren behaupteten, die Kluft werde sich nie wieder schließen, wenn nicht Rom das Kostbarste, welches es besitze, hineinwerfen würde. Sogleich meldete sich M. Curtius, ein römischer Ritter, und fragte die Augurn, ob Rom etwas Köstlicheres habe als Vaterlandsliebe und Heldenmuth, setzte sich in seinen glänzendsten Waffen auf sein schön geputztes Roß, und stürzte sich mit demselben in den Schlund hinab, um die zürnenden Götter zu versöhnen. Nun konnte man das Erdloch zufüllen, wie die Sage meldet.

Als das Volk so ungestüm nach Veji zu ziehen begehrte, wie schon erzählt ist, ward im Senate über diesen Vorschlag viel gesprochen, aber man konnte sich nicht vereinigen. Indem aber einmal ein Senator seine Rede anfangen wollte, und tiefe Stille im Saale herrschte, zog zufällig gerade die Wache vor den Fenstern der Curia vorüber. Der Hauptmann befehligte: „Halt! hier wollen wir bleiben!" Diese Worte nahm die Versammlung im Hause für eine Götterstimme an. „Wohl! — sagten sie alle — in Rom sollen wir bleiben! — So war die Streitfrage auf einmal entschieden, und von Veji war nicht mehr Rede. Solche geheimnißvolle Vorbedeutungen nannte man in Rom ein Omen; auf die Omina hielt man erstaunlich viel.

§ 109.

T. Manlius Torquatus.

Der während der Pest erwählte Dictator war L. Manlius Imperiosus, der seinen Beinamen Imperiosus von

der harten Regierung bekam, die während seiner Dictatur alle Bürger gedrückt hatte. Seinen Sohn T. Manlius behandelte er eben so tyrannisch. Er hatte daher kaum seine Würde niedergelegt, als einer der Volkstribunen ihn auf Leben und Tod anklagte. Das hörte der Sohn, und sogleich ging er zu dem Tribun, der denselben augenblicklich vorließ, weil er von ihm noch andere Verbrechen des Vaters zu erfahren glaubte, um so mehr, da der junge Mann mit dem Vertreter des Volkes in einem einsamen Zimmer zu reden begehrte. Kaum war aber der Sohn mit dem Tribun allein, so zog er einen scharf geschliffenen Dolch, setzte ihm denselben auf die Brust, und rief: „Wenn dir dein Leben lieb ist, so schwöre mir jetzt auf der Stelle, die Anklage gegen meinen Vater zurückzunehmen." Der Volkstribun verlor alle Fassung, schwur, und der Proceß unterblieb.

Dieser junge Manlius wurde nachher noch durch eine andere Handlung berühmt. Die Gallier kamen abermals nach Italien, und ein langer Mann war unter ihnen, ein zweiter Goliath, der täglich zum Zweikampfe sich anbot, aber kein Römer hatte Lust. Endlich trat Manlius gegen denselben auf, erlegte ihn, und nahm ihm bloß eine goldene Halskette, wovon er den Beinamen Torquatus, d. h. der Mann mit der Kette erhielt. Ein anderer Riese unter den Galliern ward von M. Valerius getödtet, doch das war keine Heldenthat, denn ihm half ein Rabe, der während des Kampfes sich dem Gallier auf den Kopf setzte, und ihm das Gesicht zerhackte. Dafür wurde der Sieger nun Corvus (Rabe) genannt.

Bald nachher ward der berühmte Manlius Torquatus in einem gefahrvollen Jahre nebst dem P. Decius Mus zum Consul erwählt. Die Latiner, bisher Bundesgenossen der Römer, geübt in römischer Kriegskunst, waren mit einem furchtbaren Heere im Anzuge. Manlius führte den rechten Flügel, Decius den Linken. Die Augurn sagten aus, dasjenige Volk werde unfehlbar den Sieg davon tragen, dessen Feldherr den Muth haben würde, sich, sobald er sein Heer weichen sähe, den Göttern der Unterwelt zu weihen.

Da der Feind äußerst gefährlich war, so glaubten die Consuln, auf strenge Mannszucht halten zu müssen, und gaben

das Gesetz, daß bei Lebensstrafe keiner sich unterstehn solle, außer seinem Gliede und ohne Vorwissen der Consuln sich mit einem Feinde in ein Gefecht einzulassen. Das Heer stand eben am Berge Vesuv, als der Sohn des T. Manlius mit einigen Reitern abgeschickt ward, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit stieß er auf Mettius, den Anführer der tusculanischen Reiterei, welcher ihn zum Zweikampfe herausforderte. Der junge Manlius, folgend dem Zuge der Ehre, gedachte des Verbots seines Vaters nicht, erlegte seinen Gegner, und kehrte mit dessen Rüstung freudig zu seinem Vater zurück. Dieser gab ihm erst die Krone, die nach römischer Sitte ein solcher Sieger erhielt; dann aber befahl er einem Lictor, seinen Sohn zu binden und zu enthaupten. Dies schreckliche Beispiel erhielt eine solche Mannszucht im Lager, daß sich niemand mehr getrauete, gegen die Befehle der Consuln ungehorsam zu sein. Wir hätten jedoch dem tapfern Jüngling ein besseres Loos gewünscht, als den Söhnen des Brutus, die gegen das Vaterland gefrevelt hatten, und Begnadigung oder doch eine weniger harte Strafe wäre wohl bei dem sonst wackern jungen Manlius sehr statthaft gewesen. Mögen wir uns auch über die eiserne Gerechtigkeit des Consuls wundern, die That des Vaters können wir nicht bewundern, denn unser Gefühl sträubt sich gegen die rücksichtslose Härte, wenn diese auch den todten Buchstaben des Gesetzes für sich hat. Aber die christliche Liebe, welche in streitigen Fällen oft den rechten Weg zeigt, war den heidnischen Alten nicht bekannt.

§ 110.

Des Consuls Decius Todesweihe.

(340 v. Chr.)

Die grimmige Schlacht, welche nun vorfiel, war lange unentschieden. Der linke Flügel der Römer wich zuerst, und wollte sich nicht mehr halten lassen. Da rief P. Decius Mus, welcher denselben anführte, den Oberpriester; dieser verhüllte ihm das Gesicht, hieß ihn auf einen Wurfspieß treten, die Hand auf die entblößte Brust legen, und folgende

Worte nachsprechen: „O Janus, Jupiter, Mars, Romulus und all ihr Götter, die ihr im Himmel wohnet, und über uns und unsere Feinde herrschet, besonders ihr Götter der Unterwelt, ich verehre euch, ich rufe euch an, und flehe, daß ihr die Waffen der Römer beglücket, und alle Furcht von ihnen auf ihre Feinde hinübertraget. Ich opfere für die Sicherheit des römischen Volkes und seiner Legionen*) mich selbst, und mit mir das Heer und die Hülfsvölker des Feindes den unterirdischen Göttern und der Göttinn der Erde auf!" — Nach dieser Weihung stürzte er sich wüthend bis zu dem Kerne der feindlichen Truppen, um den Tod zu suchen, und fand ihn auch. Die Römer glaubten nun nicht verlieren zu können. Die Schlacht ward gewonnen, und überhaupt der ganze Krieg zum Vortheil der Römer geendigt, das Latinergebiet gänzlich einverleibt. Eine Handelsstadt, Antium, mußte ihre Schiffe hergeben, deren Schnäbel, rostra, auf dem römischen Forum an dem Platze aufgerichtet wurden, wo die Rednerbühne stand; daher erhielt letztere den Namen Rostra bis zu den spätesten Zeiten.

§ 111.

Die römische Verfassung — Staatsämter — Streitigkeiten der Patrizier und Plebejer.

Für die Reiferen von unsern Lesern beabsichtigen wir in diesem Abschnitt manches nachzuholen und im Zusammenhange mitzutheilen, was im Verlaufe der Geschichte nur kurz oder gar nicht berührt wurde.

Das römische Volk bestand seit den ältesten Zeiten aus drei Stämmen oder aus Tribus von Geschlechtern gebildet. Jede der Geschlechtstribus enthielt 10 Curien, jede Curie zehn Geschlechter (Gentes), so daß in der Tribus 100 Geschlechter waren. Es gab 30 Curien. Die drei Stämme in Tribus geschieden hießen die Ramnenses, welche den höchsten Rang einnahmen, und für die wahren Nachkommen der

*) Legionen waren die römischen Regimenter. Jede Legion bestand, wenn sie vollzählig war, aus 6666 Mann.

Urrömer auf dem Palatium angesehen wurden. Diesen folgten dem Range nach die Titienses, die für Abkömmlinge der Sabiner galten, und dann kamen die Luceres, die man von den Etruscern abzuleiten pflegte. Die Geschlechter bestanden nur aus Patriziern, welche keine Ehe mit Nichtpatriziern eingingen. Diese 300 patrizische Geschlechter mit dem Gesinde und mit den Hörigen (Clienten) machten in den ältesten Zeiten das eigentliche römische Volk aus, und sie besaßen die Verwaltung des Staates und alle Gewalt. Sie hielten Versammlungen in ihren Curien (curiata comitia), und ohne ihre Zustimmung konnte nichts beschlossen oder ausgeführt werden. Außerdem stellten nach altem Gebrauche die Geschlechter jedes ein Mitglied zu einem beständigen Staatsrath (consilium publicum), und solcher Abgeordneten gab es so viele, als Geschlechter, nämlich 300, die den Senat bildeten. Der römische König hatte das Recht, Senat und Volk zu versammeln, war als Feldherr unbeschränkt und galt auch als Oberpriester und höchster Vorstand der Religion. Gesetze, Krieg und Frieden beschlossen die Bürger, d. i. die Patrizier. Nach dem Tode des Königs ging die Regierung und die Gewalt des Königs auf die Patrizier über, zu ihrer Befugniß gehörte auch die Wahl des neuen Königs. Die Zwischenherrschaft führte der Senat. Die Hauptgewalt war also in den Händen der Patrizier. Neben diesen bildete sich eine Gemeinde, die aus freien Leuten bestand. Diese wurden als Einheimische anerkannt, besaßen gewisse Rechte, waren fähig, Güter zu erwerben und zum Kriegsdienste verpflichtet, aber vom Antheil an der Regierung gänzlich ausgeschlossen. Sie waren aus der Fremde zugezogen, theilweise Pöbel, aber selbst die vornehmen Bewohner eroberter Städte gehörten auch wohl zu ihnen. Die Gemeinde (Plebs) gewann allmälig an Bedeutung, und der Erste, der etwas für sie that, war Servius Tullius. Dieser theilte alle Bewohner Roms in 6 Classen nach dem Grundsatz des neu eingesetzten Census. Jeder, ob Patrizier oder Plebejer, war bei schwerer Strafe gehalten, seine Person, die Seinigen und sein steuerbares Vermögen anzugeben. Nach vollzogener Schätzung zahlte der Plebejer seine Steuer (Tridutum), die von den Vorstehern des Tribus (daher der

Name) eingefordert wurden. Um die Schätzung des Vermögens durchsetzen zu können, theilte Servius die Stadt in 4, das Land in 26 Tribus. Von diesem Census hing die Theilnahme an der Verwaltung des Staates und die Pflicht des Kriegesdienstes ab. Der Plebejer erhielt nun, vorzüglich durch die Versammlungen der Centurien, zur Abstimmung über öffentliche Angelegenheiten, die Rechte eines Bürgers, ihm konnten nun gegen seinen Willen kein Gesetz und keine Obrigkeit aufgedrungen werden; aber noch war er von allen Aemtern und Würden ausgeschlossen, und der Senat bestand nur aus Patriziern. Alle Rechte, welche Servius Tullus der Gemeinde gegeben hatte, wurden ihr von Tarquinius, dem Stolzen, wieder genommen, und auch gegen den Adel erlaubte sich der König Eingriffe in dessen Rechte und Gewaltthätigkeiten. Die Folge war der Verlust seiner Krone. Darauf wurde Roms Verfassung eine republicanische, die 480 Jahre bestand, von 510 bis 30 vor Chr. Geb. Besonders in den Zeitraum vom Anfange der Republik bis zum Anfange der punischen Kriege 510 bis 264 vor Chr. fallen die Hauptreibungen und Kämpfe der Patrizier, welche die alten Rechte behaupten oder noch erweitern, und den Plebejern, welche neue erringen, und aus ihrem bedauernswerthen Zustande sich emporheben wollten. Statt des vertriebenen Königs wurden zwei jährliche Consuln gewählt, welche alle Macht eines Königs besaßen, und nur dadurch von diesem verschieden waren, daß sie nach Verlauf eines Jahres ihr Amt niederlegen mußten, und dann zur Verantwortung gezogen werden konnten. Sie wurden aus den Patriziern genommen, von den Curien gewählt, und waren daher in der Regel ihrem Stande mehr gewogen, als den Plebejern. Man irret also recht sehr, wenn man glaubt, daß in diesem Zeitraume allgemeine Freiheit in Rom geherrscht habe. Nur die Patrizier genossen dieselbe in vollem Maße, das Volk hatte statt Eines Königs viele Könige erhalten, das war der ganze Gewinn, und besser war sein Loos unter dem Einen Herrscher, als unter den vielen. Die Patrizier enthielten den Plebejern die bereits unter Servius Tullius gewonnenen Bürgerrechte vor, und überluden dieselben mit großen Lasten, so daß die Plebejer die Kriegesdienste

weigerten, als Latium sich gegen Rom rüstete. Da schufen die Patrizier eine obrigkeitliche Macht, von der keine Berufung, wie von der Gewalt der Consuln offenstand, die Dictatur (500). Nach der entscheidenden Schlacht am See Regillus (496) und nach dem Tode des Tarquinius begann der Adel vorzüglich die Unterdrückung der Gemeinen. Er erlaubte sich viele Ungerechtigkeiten, und behandelte besonders die Schuldner als Leibeigene, weil die Pfandschaft jetzt nicht mehr auf den Gütern, wie Servius Tullus es verordnet hatte, sondern auf der Person lastete. In Kriegesgefahren und allgemeinen Nöthen versprachen die Patrizier zwar viel, hielten aber nachher wenig. Dies veranlaßte eine große Schaar von den aus der Schlacht heimkehrenden Kriegern, mit denen sich Viele aus der Stadt vereinigten, sich von Rom zu trennen, und auf einem Berge in dessen Nähe sich niederzulassen. Sie hatten sich entschlossen, Rom nicht eher wieder zu betreten, als bis ihnen Vorsteher zur Vertheidigung ihrer Interessen zugestanden würden. Als hierzu auch noch Gefahren von außen kamen, gab der Adel nach, und zwei Aedilen zur Aufbewahrung der Urkunden in dem Tempel der Ceres (damit diese nicht von den Patriziern verfälscht wurden), und Tribunen, zuerst 2, dann 5, zuletzt 10 wurden gewählt (494). Dieses Amt der Tribunen ist überaus wichtig in der römischen Geschichte, und durch dasselbe hatten die Plebejer die größten Vortheile errungen. Weil die Tribunen unverletzlich waren, wie keine andere Obrigkeit, so konnten sie alles wagen. Durch ihr Veto vermochten sie allen Uebergriffen der Patrizier zu steuern. Mit ihnen bekamen die Tribuscomitien, der Plebs (comitia tributa), erst rechtes Ansehen und bedeutende Gewalt. Mit so mächtigen Schützern und Vorkämpfern an der Spitze, durften sich nun die Gemeinen versprechen, ihre Ansprüche und Forderungen endlich durchzuführen, aber noch lange währte es, bevor Gleichheit der Stände in allen Rechten und Würden erreicht war. Der Patrizier Cajus Marcius, der Eroberer von Corioli, daher mit dem Zunamen Coriolanus beehrt, mußte, als er, bei Gelegenheit einer Hungersnoth, der Plebs das Tribunat entreißen wollte, aus Rom flüchten, racheschnaubend kam er mit einem Volscischen Heere vor die Thore der

Vaterstadt (489), die aber noch einmal gerettet wurde. Um diese Zeit brachte der Consul Spurius Cassius Viscellinus einen Gesetzvorschlag (lex agraria) ein, der später heftige Bewegungen veranlaßte. Sein Wille war, daß die Gemeinen eben sowohl, als die Vornehmen, an den eroberten Ländereien Antheil haben sollten, aber der Herrschsucht verdächtig, fand er ein gewaltsames Ende. Dann tos'te Waffengeräusch fortwährend um Rom, die Vejenter erlagen (478), die Volscer wurden bezwungen (465), und die römischen Waffen waren überall siegreich, in Rom selbst aber tobten die Stürme der Parteien, und die plebejische errang ebenfalls Siege über die Patrizier unter den Tribunen Publilius Volero und C. Terentilius Harsa (471). Die Patrizier hatten sich in die Wahl der Gemeindevorsteher zu mischen gesucht, um ihnen ergebene und willfährige Personen einzuschieben. Das Gesetz des Publilius — lex Publilia — erwirkte den Plebejern freie Wahl ihrer Obrigkeiten ohne Einmischung des Adels, dann das Recht, sich über öffentliche Angelegenheiten zu berathen und Beschlüsse — plebiscita — zu fassen, in denen sie ihren Willen kundgeben durften, ohne daß jedoch aus diesen Beschlüssen eine für das Volk verbindliche Gesetzkraft entstand. Bis zu dieser Zeit besaßen die Patrizier allein die Rechtspflege und alle Richterämter, und die Gemeinen waren oft übel berathen, weil keine geschriebene Gesetze den Aussprüchen der Richter zum Grunde lagen. Diesem Uebelstande abzuhelfen, brachte der Tribun Terentilius Harsa bereits 467 den Vorschlag ein, es sollte ein Staatsgrundgesetz entworfen werden, um die Rechtspflege der Consuln zu beschränken. Die Patrizier waren zu dieser Schmälerung der Macht der Consuln nicht geneigt. Im Jahre 457 wurden 10 Tribunen ernannt, und 3 Jahre darauf gelang es den Tribunen C. Icilius und L. Siccius Dentatus, die genannte Forderung durchzusetzen. Alle Macht und die ganze Verwaltung ging nun in die Hände der Decemvirn über. Diese wurden aus den Patriziern gewählt, mit dem Entwurf des Staatsrechts (jus publicum) beauftragt, und mit dictatorischen Rechten versehen. Das von ihnen aufgezeichnete Grundgesetz wird das Gesetz der zwölf Tafeln genannt, dessen Grundlage eine Feststellung des Her-

kömmlichen war. Das bisherige Verhältniß der Vornehmen und Geringen blieb, und die Plebejer waren auch jetzt noch von der Besetzung der Staatsämter ausgeschlossen. Anfangs milde, arteten die Zehnmänner allmälig aus, erlaubten sich Ungerechtigkeiten und arge Bedrückung der Niedern, herrschten nach Willkür, und achteten weder Gesetz noch Sittlichkeit. Da fielen sie, und der schwankende Senat mußte sie fallen lassen, als die Heere sammt dem Volke auf den heil. Berg zogen. Diese kehrten erst zurück, als ihre Forderungen bewilligt waren und die verhaßten Zehnmänner abgedankt hatten. Das Consulat wurde auf Antrag der wiedereingesetzten Volksvertreter, der Tribunen, hergestellt, mit Berufung an das Volk, und dieses erhielt zwei ihm gewogene Männer, Horatius und Valerius zu Consuln. Letztere gaben die wichtigen Gesetze, daß die Beschlüsse der Gemeinde — plebiscita — in den Tribuscomitien gefaßt, gesetzliche Kraft für den Populus, d. i. nun für das ganze Volk haben sollten. Wenn dieses Gesetz 338 und 288 wiederholt werden mußte, so rührte solches daher, entweder weil es von den Patriziern oft umgangen worden war, oder das Valerische Gesetz ist hier noch in einem beschränkteren Sinne zu verstehen, nämlich die Beschlüsse der Gemeinde sollen dann gesetzliche Kraft für alle haben, wenn Senat und Curien bestätigen. Das zweite Gesetz verordnete, daß es künftig nie wieder eine Obrigkeit geben sollte, von welcher keine Berufung an das Volk gälte. Das dritte Gesetz bestimmte, das die Personen der Tribunen und ihrer Gehülfen, der Plebejischen **Aedilen** (welche die Staats-Polizei besorgten, und die Aufsicht über öffentliche Gebäude, Markt und Lebensmittel führten) unverletzlich und heilig sein sollten. Das vierte Gesetz setzte fest, die Tribunen sollten alle Staatsbeschlüsse mit T unterzeichnen, und die letzteren von den plebejischen Aedilen aufbewahren lassen. Ein großer Gewinn für das Volk! Die Plebejer gingen nun in ihren Forderungen weiter, Schritt vor Schritt gewannen sie den Patriziern immer mehr Boden ab, wie sehr diese sich auch widersetzen mochten. Der Tribun Canulejus setzte im Jahre 445 die Erlaubniß zur Wechselheirath der verschiedenen Stände durch, auch drang er auf Theilnahme der Plebejer am Consulat; es sollte dem

Volke frei stehen, nach Belieben patrizische oder plebejische Consuln zu wählen. Mit der letzten Forderung fiel er aber durch; indeß mußte der Senat, als die Tribunen die Aushebung zu Kriegesdiensten weigerten, doch Zugeständnisse machen. Er bewilligte, daß die höchste Macht auf Kriegstribunen mit consularischer Macht übertragen wurde, zu denen auch Plebejer gewählt werden durften. So war wenigstens der Name gerettet, wenn auch die Sache geopfert werden mußte. Anfänglich hatte man 3, später 4, dann 6 solcher Kriegstribunen, in der Regel Patrizier. Diese theilten die consularische Gewalt mit einer andern, von da an bleibenden Obrigkeit, mit den Censoren. Sie hatten das steuerbare Vermögen zu schätzen, schrieben die Bürger in die Tribus ein, und bestimmten, wer zum Senate und zur Ritterschaft gehöre, auch wurden Vergehen, die von den Gerichten nicht geahndet werden konnten, weil sie gegen kein bestimmtes Gesetz verstießen, von den Censoren bestraft. Doch bekamen die letzteren erst nach und nach eine so große Macht. Nach dem Falle Vejis, nach der Errettung von den wilden Galliern, nach der Besiegung benachbarter Feinde, sanken die Plebejer durch langwierigen Kriegesdienst, der sie hinderte, das Hauswesen zu besorgen, durch hohe und oft willkürliche Schatzungen in tiefe Schulden, so daß ganze Schaaren in die Schuldthürme der Patrizier getrieben wurden. Dabei waren die Gesetze gegen die Schuldner unmenschlich hart. Der Gläubige hatte nämlich die Befugniß, nach 60 Tagen, wenn der Schuldner nicht gelöset war, diesen als Sclaven zu verkaufen, und der gewonnene Preis wurde dann unter die Schuldherren getheilt.

Nach dem Gesetze der 12 Tafeln konnte der Gläubiger den Schuldner gar tödten, und hatten mehrere an ihn zu fordern, so konnten sie denselben nach Verhältniß ihrer Forderungen in Stücke zerhauen. So waren die Armen ganz der Willkür und Rache ihrer Herren preisgegeben. Diesem höchst bedauernswerthen Zustande suchten die beiden Volkstribunen Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus im Jahre 376 abzuhelfen, und, besser als dem M. Manlius, der sich auch des gedrückten Volkes angenommen hatte, man meint, nicht aus reinen Absichten, und der, nach königlicher Herr-

schaft strebend, hingerichtet ward, gelang es jenen, nach langen Kämpfen vier wichtige Gesetze durchzuführen:

1) Statt der Kriegstribunen sollten jährlich 2 Consuln gewählt werden, ein Patrizier und ein Plebejer.

2) Kein Bürger sollte mehr als 500 Jugern (etwa 490 Magdeburger Morgen) gemeines Landes (agri publici) besitzen, die Besitzer sollten den Zehnten bezahlen, damit die Steuern vermindert werden könnten, und der Besitz muß auch den Plebejern gestattet sein.

3) Vom Kapital der Schulden soll der Betrag der bisher erlegten Zinsen abgezogen, und der Ueberrest in dreijährigen Terminen zu gleichen Theilen abgezahlt werden.

4) An die Stelle der Duumvirn der sibyllinischen Bücher sollen Decemvirn zur Hälfte aus den Plebejern gewählt werden.

Zehn Jahre lang währte der Kampf der alles aufbietenden Patrizier gegen diese Gesetzvorschläge. Sie zogen die 8 übrigen Tribunen auf ihre Seite, den Vortrag in der Volksgemeine zu hindern. Licinius und Sextius aber hintertrieben die Wahlen der Consulartribunen, und die Folge war, daß der Staat 5 Jahre ohne curulische Obrigkeit blieb d. h. ohne solche obrigkeitliche Personen, welche die Befugniß hatten, auf dem elfenbeinernen Stuhle (sella curulis) zu sitzen, als der Dictator, die Consuln und Censoren. Drohete indeß ein äußerer Feind, so ließ man zu, daß Consulartribunen erwählt wurden. Diese genannten Tribunen aber wurden von Jahr zu Jahr in ihrem Amte bestätigt, und zu ihren Genossen immer mehr solche gewählt, die dem Volke und den für dasselbe günstigen Gesetzen hold waren. Als nun die Tribus abstimmen sollten, erwählte der Senat den Camillus zum Dictator, um die Durchsetzung der Gesetzvorschläge zu hindern; aber dieser mußte, ohne seinen Zweck zu erreichen, seine Stelle niederlegen; auch die Ernennung eines zweiten Dictators führte nicht zum gewünschten Ziele. Die Tribus nahmen die Gesetze an, und als die abermalige Dictatur des Camillus ebenfalls ohne Erfolg geblieben war, sah sich auch der Senat zu diesem schweren Schritte bewogen. Als nun L. Sextius Lateranus zum Consuln erwählt war, wollten die Patrizier ihn nicht bestätigen, worüber es fast zum Bürgerkriege gekommen wäre. Als aber Camillus selbst zur

Einigkeit rieth, so wurde endlich L. Sextius, der wackere Vertheidiger der Volksinteressen, im Jahre 366 der erste plebejische Consul. Die Patrizier wollten aber retten, was noch zu retten war. Die mit dem Consulat verbundene richterliche Gewalt wurde von demselben getrennt, und zweien neugeschaffenen Aemtern, der Prätur und für die Criminaljustiz der curulischen Aedilität zugewiesen, zu diesen hohen obrigkeitlichen Würden sollten nur Patrizier genommen werden. Ihren Hauptzweck, daß die höchste Obrigkeit auch aus der Mitte der Plebejer erwählt werden konnte, hatten die letzteren indeß glücklich erreicht, und ob auch das Licinische Gesetz bis zum Jahre 342 mehrere male übertreten wurde, so ließ sich doch voraussehen, daß die Plebejer endlich gänzliche Gleichstellung und Zugang zu allen ihnen noch vorenthaltenen Aemtern erringen würden. Und so kam es wirklich; im Jahre 356 gewannen sie die Dictatur auch für sich, 351 die Censur, 336 die Prätur und 300 das Pontificat und Augurat (2 Stellen, welche auf die Religion Bezug hatten). Plebejer und Patrizier zusammen bildeten von nun an das römische Volk (Populus Romanus Quirites), eine Benennung, die nicht mehr wie anfänglich die patrizischen Geschlechter sammt ihren Clienten bezeichnete, sondern die Geschlechter und die Gemeinde als eine vereinigte Nation*). Durch diese nach langen Kämpfen errungene Veränderungen wurde die Größe und Weltherrschaft der Römer gegründet und herbeigeführt. Die innere Zwietracht ward gehoben, des starken Volkes besten Kräfte zersplitterte dieses nicht mehr gegen sich selbst, sondern konnte es jetzt vereint gegen das Ausland verwenden. Weil nun gleiche Rechte zwischen den verschiedenen Ständen herrschten, so beseelte auch gleiche Liebe zum Staate alle, und Jeder nahm an dessen Angelegenheiten Antheil. Weil nicht mehr Geburt, sondern ausgezeichnete Thaten, Einfluß, Ehre und Reichthum gewährten, so suchten auch alle sich um den Staat verdient zu machen. Die vereinigten Römer betreten daher von jetzt an vorzüglich ihre Laufbahn als Eroberer: da sie im Hause selbst nicht mehr so sehr beschäftigt waren, und keine inne-

*) Behandelt nach einem Artikel im neuesten Conv.-L. für alle Stände.

ren Kriege zu führen hatten, so suchte ihre Thätigkeit jetzt ein anderes Feld, gegen die Fremden; ruhen mochten sie nicht, konnten sie nicht, sie waren sich ihrer Kraft zu sehr bewußt. Herrschen wollten sie, und was sich ihnen nicht beugen wollte, das wurde zerbrochen.

§ 112.

Sitten der Römer in diesem Zeitraume.

Während des im vorletzten Paragraph erzählten Kampfes mit den Latinern hatten die Römer schon einen andern Krieg begonnen, mit den Samnitern nämlich, deren Gebiet zwischen Rom und Neapel lag. Er dauerte 50 Jahre, und wir nehmen ihn im folgenden Bande gleich auf. Denn wir haben die Römer jetzt schon bis an das Ende des fünften Zeitraumes der alten Geschichte begleitet, und wenn ich auch nur einzelne Züge aus ihrer bisherigen Geschichte vorlegen konnte, so haben wir doch wohl bemerkt, wie verschieden der Charakter dieses Volkes von dem Charakter der Griechen gewesen sein müsse. Noch schimmern wenige Spuren von Geistesbildung hervor, und von Künsten ist in Rom noch nichts zu finden. Die Plebejer schmachten in Dürftigkeit, die Patrizier tyrannisiren sie, müssen aber immer mehr nachgeben, und endlich erringen die Plebejer das Recht, an den höchsten Würden Antheil nehmen zu können. Daß bei den steten Wirren und Streitigkeiten, die damals lebenden Menschen des Lebens nicht wahrhaft froh werden konnten, läßt sich leicht ermessen. Während dieser innern Unruhen dauern äußerlich die Kriege mit den Nachbarn immer fort, und der Römer ist nichts als Soldat, und kennt fast keine andere als kriegerische Tugend. (Bezeichnet ja auch das Wort „Virtus“ womit die Römer die Tugend benennen, eigentlich Mannhaftigkeit, Tapferkeit.) Daher die so rohen Sitten, die Genügsamkeit und die oft barbarische Gerechtigkeit. Ihr einziges Studium ist die Kriegskunst, doch geben die ewigen Streitigkeiten im Senate Anlaß zu einer allmählig festeren Einrichtung der Staatsverwaltung, zur Eintheilung der Geschäfte in bestimmte Fächer, zur Stiftung neuer Aemter und zu einer weisen Gesetzge-



bung, wovon im vorigen Paragraph bereits ausführlich Rede war. Noch ist Rom ein elender Haufe unregelmäßig und armselig aufgebauter Hütten mit Schindeldächern! kaum daß man aus Etrurien einige Götterbilder erhalten hat, um die unansehnlichen Tempel mit ihnen zu schmücken. Ackerbau ist noch der Hauptnahrungszweig der Bürger, wie des Adels, und die Beschäftigung mit demselben erwies sich auch bei den damaligen Römern als förderlich für die Sitten, denn manche schöne Züge von Einfachheit und von mehreren häuslichen Tugenden sind uns aus jenen Zeiten aufbewahrt. Mochte man nun dem Ackerbau vorzüglichen Fleiß widmen, so versuchte man es doch auch schon mit der Schiffahrt, die um diese Zeit nicht mehr ganz unbedeutend gewesen sein kann, da die Römer sogar bereits mit den Karthagern, diesen berühmten Schiffern, Handelsverträge schlossen. Das Familienleben der Römer aus dieser Zeit war reiner und besser, als bei den Griechen. Es war einfach, gesittet und mäßig. Ein Kriegervolk mußte auf Ordnung und Gehorsam, die es im Felde lernte, auch im Hause halten. Der Vater war das Haupt, ja der Herr, Richter und König seiner Familie, in deren Angelegenheiten sich der Staat nicht mischte. Der Vater konnte, ohne deswegen Strafe befürchten zu brauchen, seine neugebornen Kinder aussetzen, über das ganze Vermögen seiner Söhne verfügen, sie dreimal als Sclaven verkaufen und sie tödten lassen. Hatte man also auch keine Gerichte für Familienangelegenheiten nöthig, und war durch diese väterliche Gewalt leicht Ordnung und Ruhe im Hause herzustellen, so darf man doch solche Einrichtungen der Völker, die zu Tyrannei führen konnten, nicht billigen, und uns sind allerdings Beispiele vom Mißbrauche dieser übertriebenen Gewalt bekannt. Die einzige Schranke dagegen war die Liebe der Eltern zu den Kindern, die so leicht nicht zu unterdrücken ist. Die Frau des Römers stand nicht so tief, wie die Weiber des Morgenlandes oder auch selbst wie die Griechinnen; ihre Wirksamkeit erstreckte sich nicht allein über das Haus, sie nahm auch am bürgerlichen Verkehr und an dem geselligen Leben der Männer Antheil. Die Sclaven betrieben damals mit dem Herrn und seiner Familie den Ackerbau, und hatten ein weit besseres Loos, wie später, als sie

ihren Drängern ferner standen. Die Römer waren nicht so heiter und aufgeweckt, wie die Griechen, sondern ernst und derbe, wie man es von Kriegern und Landleuten nicht anders erwartet; aber auch nicht so leichtfertig. Die Volkslustbarkeiten der Römer dieser Zeit waren Pferderennen und Kriegesspiele. Die rohen und grausamen Gladiatorenkämpfe nebst Thierhetzen kamen erst später auf. Beispiele von übertriebener Liebe zu den Freuden und unmäßigen Genüssen der Tafel, wodurch besonders die Römer der Kaiserzeit sich auf ewig berüchtigt machten, kommen schon in diesem Zeitraume vor (wenn auch noch selten), weil man jetzt schon Gesetze dagegen ergehen ließ.

§ 113.

Beschluß.

Hier lasse ich abermals den Vorhang fallen, da ein höchst wichtiger Act der Völkergeschichte beendigt ist. Nur einen Zeitraum von 200 Jahren sind wir in dieser Periode durchlaufen, aber welch einen Zeitraum! Welche Fülle von Begebenheiten, welche Menge und Verschiedenheit der Charaktere, welch ein Drängen der Völker nach Hoheit und Macht! Und welche Verwandlung des Schauplatzes seit dem letzten Acte! Im Anfange dieses Zeitraumes waren die Perser unter Cyrus das erste Volk der Erde. Was hoffte man nicht vielleicht damals von ihrer Stärke! Und siehe, sie sind untergegangen, fast ohne eine Spur ihres Daseins hinterlassen zu haben. Auch Aegypten hat seitdem keinen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht; es ist in Nacht versunken, ohne mit seiner wirklichen oder vermeintlichen Weisheit die Mitwelt und Nachwelt wohlthätig erleuchtet zu haben.

Ein Volk unter allen strahlt herrlich in diesem Zeitraume hervor, die Griechen, unvergeßlich in der Menschengeschichte, ohne deren Dasein sich vielleicht manche der jetzt lebenden Völker nicht höher, als Perser und Aegypter geschwungen hätten, und wie Perser und Aegypter nach einem unbedeutenden Leben spurlos mit der großen Fluth der Zeiten hinabgesunken sein würden.

Es ist wahr, die politische Geschichte der Griechen stellt, wie die Geschichte jedes andern Volkes, tausend widrige Bilder des Eigennutzes, des Neides, der Herrschsucht und Kabale auf, und das athenische Volk erscheint durch seinen Leichtsinn und Uebermuth nicht selten verächtlicher, als irgend ein anderer Pöbel. Es stürzet sich sichtbar durch eigene Thorheiten ins Verderben, wird die Beute eines herrschsüchtigen Königs, und schmeichelt noch dem Fuße, der auf seinem Nacken steht. Und dennoch sind die Griechen das erste Volk der Erde? Ja, in einiger Beziehung allerdings, und zwar nicht sind sie es um deswillen, was die Masse des Volkes gethan, und zu Wasser und zu Lande mit Schwertern und Schiffen vollführt, obschon auch dies nicht gering anzuschlagen ist, sondern um deswillen, was eine kleine, auserwählte Schaar erhabener Geister erfunden, gedacht, gefühlt, und mit unvergänglichen, unnachahmlichen Zügen der ganzen Menschheit bis ans Ende der Welt dargestellt und mitgetheilt hat. Behauptet ja der Geist noch seine Herrschaft, wenn die rohe Gewalt längst ohnmächtig erlegen ist.

Sähen wir nicht noch Römer und Karthager mit voller Kraft auf dem Schauplatze, so möchte man nach Alexanders Tode fast das ganze Schauspiel der Weltgeschichte schon geendigt glauben; denn alles, was vorher groß war, ist nun hinabgesunken, und selbst die Griechen haben ihre politische Rolle ausgespielt. Aber ein großes Trauerspiel zieht uns nach Rom, wir hören rauhe Stimmen, tumultuarisch öffnet sich die Scene, und der Mittelpunkt der Handlung — sonst das blühende Athen — wird jetzt die barbarische Stadt der Romuliden, das ewige Rom! Wie anfänglich ein kleiner Ring entsteht, wenn man ein Steinchen ins Wasser wirft, wie dieser Ring vor unsern Augen immer wächst, bis er endlich am Ufer zerschellt, so gewann auch Roms Macht für und für an Ausdehnung. Erst erfassen die kräftigen Söhne des Mars ihre nächsten Nachbarn und unterdrücken sie: ganz Italien muß sich vor ihnen beugen. Dann tragen römische Legionen ihre ruhmstrahlenden, gierigen und räuberischen Adler ins Ausland, nach Gallien, Spanien, Griechenland, in die glühende Zone Africas, nach dem weichlichen Asien und selbst zu den kalten und rauhen Urwäldern Deutsch-

lands, und fast überall bezeichnen sie ihre Laufbahn mit Trümmern und Blutspuren, die sie zurücklassen, und mit Sclavenketten, die sie bringen. Endlich erreicht der Koloß seine höchste Spitze: die Römer herrschen vom Nil bis Schottland, von den Säulen des Herkules bis an die Quellen des Araxes, über mehr als 120 Millionen Menschen. Da fällt der Riesenbau; Kraft, Tapferkeit, Einheit dem Auslande gegenüber und Ausdauer haben ihn errichtet, und als diese von den Nachkommen des Romulus entweichen, da kommen rohe aber unentnervte Barbaren aus dem Norden, denen die Weichlinge des Südens nicht mehr gewachsen sind. Der höchste König, welcher die Geschicke ganzer Völker wie einzelner Menschen mit Weisheit, Güte und Gerechtigkeit leitet, bedient sich fremder Nationen als seiner Geißel, die nunmehr feigen, geizigen, wollüstigen und tiefgesunkenen Römer zu züchtigen. Aber eben Er führt auf den Ruinen des römischen Kaiserthrones und des zertrümmerten Kolosses in größerer Herrlichkeit ein Gebäude auf, das noch steht und auch nimmer fallen wird, und daher nennen wir Rom mit Recht die ewige Stadt.

Inhalt.

Alte Geschichte.

Fünfter Zeitraum. Von Cyrus bis Alexander.

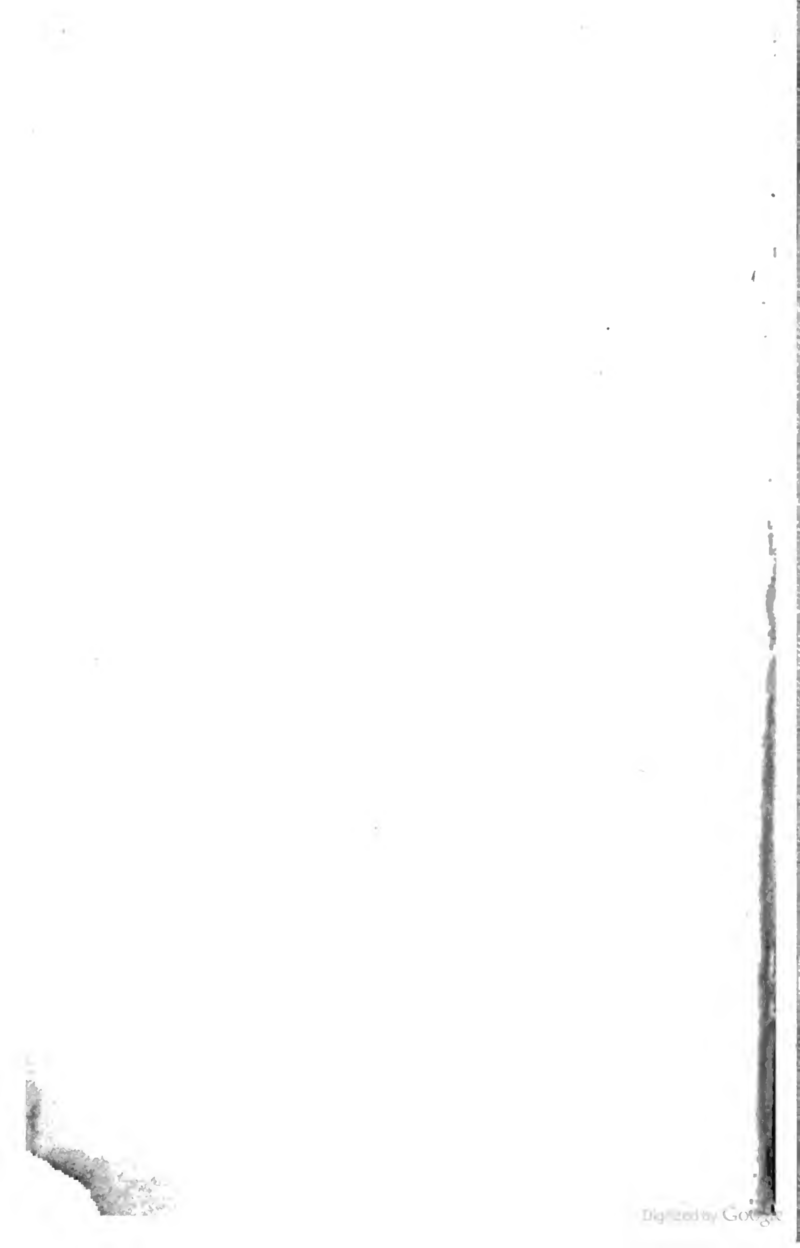
Seite

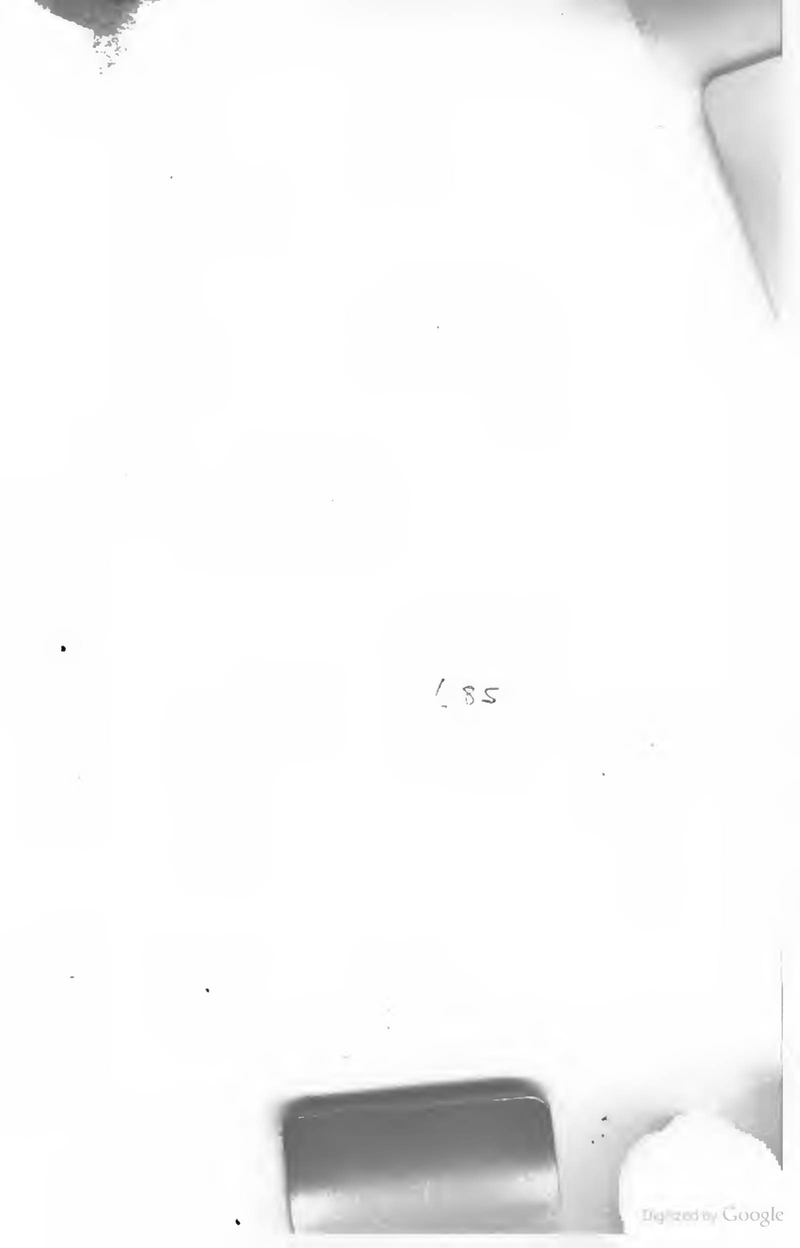
Die Meder und Perser.

Die Griechen

Seite

Die Römer.




1.85

